

Fritz Sitte

Institut kurde de Paris

*Ich war
bei den
Kurden*

Styria

Augenzeuge eines Lebenskampfes

Seit Jahrhunderten kämpfen die Kurden um ihre völkische und politische Einheit. Sie kämpfen um die Freiheit und ihre Selbstbestimmung. Vorläufig letzter Akt in diesem Drama: der Kampf der Kurden in den wilden Bergen des Grenzgebietes zwischen dem Iran Khomeinis und dem Irak. Vom bärtigen Revolutionswächter in der heiligen Stadt Ghom vorerst gebraucht, um Schah Reza Pahlevi zu verjagen, wurden die Kurden von den Mullahs nur mit Versprechungen abgefertigt, die nie eingelöst wurden. Darum griffen sie auch im Iran wieder zu den Waffen, während ihre Brüder im Irak bereits seit Jahren einen unermüdlichen Kampf führen. Für die Kurden ist dieser Kampf etwas, das in über zwei Jahrtausenden mit ihrer Geschichte untrennbar verbunden ist. Ihr unbeschreiblicher Stolz und ihre Kampffreudigkeit waren neben ihren fast unangreifbaren Territorien auch die Ursache, daß sie sich keinem Großreich oder Volk eingliedern ließen: nicht den Persern, nicht den Römern, nicht den Arabern, nicht den Mongolen und nicht den Türken. Sie wurden in diesen Kämpfen zwar blutig geschlagen, aber nie vernichtet. Wenn es notwendig war, zogen sie sich in ihre unwegsame Gebirgswelt zurück.

M. Haros

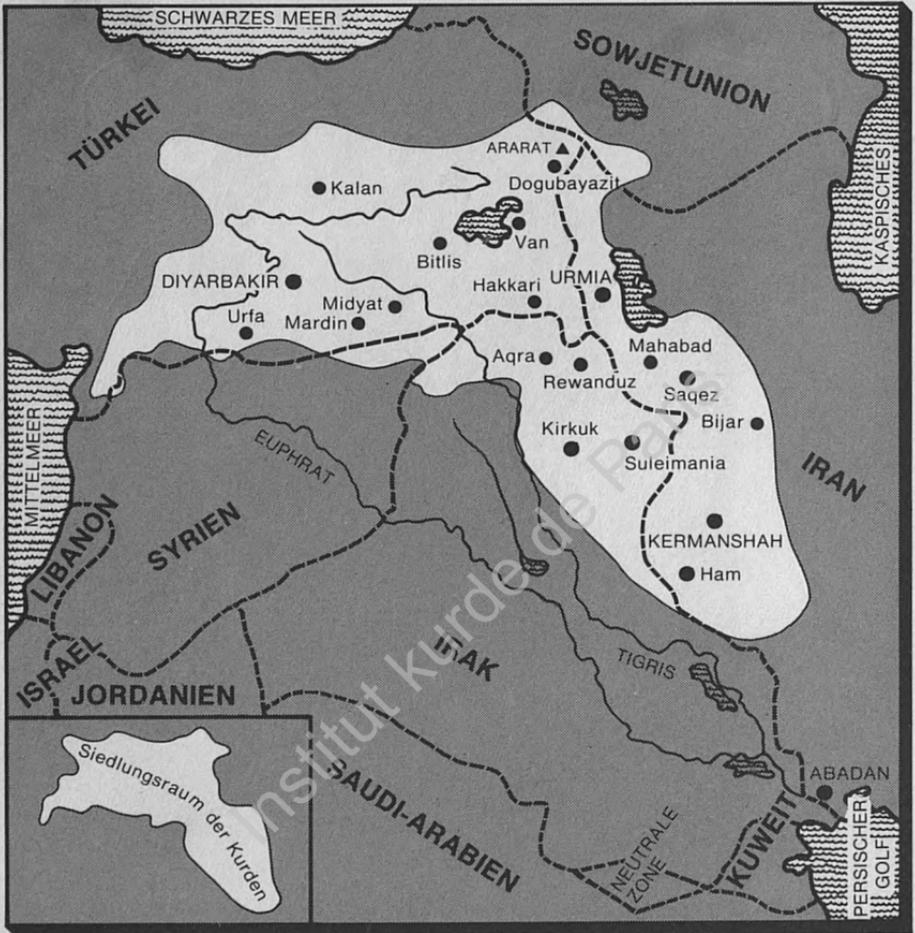
28 - 3 - 81

Institut kurde de Paris

Institut kurde de Paris

Fritz Sitte
Ich war bei den Kurden

Institut kurde de Paris



Fritz Sitte

LIV. 532
31/10/2016
420 SIT ICH

Ich war bei den Kurden

AUGENZEUGE
EINES LEBENSKAMPFES

Institut kurde de Paris

VERLAG STYRIA

Sämtliche Dokumentarfotos im Buch
sowie auf dem Schutzumschlag
wurden vom Autor mit
LEICA M 5 und **LEICA R3 ELECTRONIC**
auf **AGFA-Filmmaterial**
aufgenommen

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Sitte Fritz:
Ich war bei den Kurden:
Augenzeuge e. Lebenskampfes / Fritz Sitte. -
Graz, Wien, Köln : Verlag Styria, 1980.
ISBN 3-222-11263-0



© 1980 Verlag Styria Graz Wien Köln
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Austria
Satz und Druck:
Druck- und Verlagshaus Styria, Graz
Bindung:
Wiener Verlag, Himberg bei Wien
ISBN 3-222-11263-0

Auch mein zehntes Buch
ist meiner Frau
ELSY
gewidmet,
die meinen schweren
und gefährvollen beruflichen
Weg versteht.

Institut kurde de Paris

Institut kurde de Paris

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort . . .	9
Vorbemerkung des Autors . . .	11
Mitternächtlicher Telefonanruf aus Paris . . .	15
Mysteriöser Besuch im Divan-Hotel . . .	23
Durch die Schluchten . . .	31
Illegal über die Grenze nach Persien . . .	39
Der Schmied schlug als erster zu . . .	47
Mit einem Auto fahren wir weiter . . .	54
Barzani und seine Irak-Kurden . . .	62
Die Angst kroch innen hoch . . .	74
Ehrenkodex, Blutrache und Teufelsanbeter . . .	83
Sami Rachman, der Kurde ohne Turban . . .	90
Der einäugige Scheich . . .	98
Interview nach Mitternacht . . .	115
Sie sind hinter mir her . . .	131
In der Gewalt der beiden Brüder . . .	139
Der Kurden-Aufstand . . .	148
Savak, Generäle und Schah-Millionen . . .	157
Blockade der Grenze . . .	170
Ich stürzte die Geröllhalde hinunter . . .	178
Die sogenannten „Bergtürken“ . . .	186
Zurück mit den Teppichschmugglern . . .	194
Der „Kurdische Knoten“ . . .	201
Literatur . . .	211

به ناخوهر زوربهي هولو تهقله لي شو روزنامه نوسانهي كه سهري كورستاني ناگيركراو
ويشهره كنه كاني ته دن وه شهيدانهوي دهردي كورد به دنيا را بگه بن هن هر له ريگاله بهرينه وي
سنوره دروستكرا وه كاني كورستان له لاین چندرمه وه روت ته كرين و فيلمو نوسرا وه كانيان
لي دستين... به لام چاك بو نم چاره بهخت له گدل دوستو بره دهری دلسوزي كورد (فرتز سينه)
نوسرا وه كاني دهر باره ي كورد بو نم بهرتوكه به سه لاني گه بانده شوروبا .

نوسرا وه كاني روزنامه نوسوري دوست له كاتو روزيكي زور ناسك نابو كه بزوتنه وي تا زادي
خوازي ميله تي كوره بينا تي نه بهر وه له ريگان نا بهر وه پيشه رگه كاني كورستان كا (فرتز سينه)
زور چرمسهری نيوه وه تويي نه زگو چه له هاتوه له بريني شو سنوره دسك رانه ي كه ناگير
كه ران بو كورستاني ناگير كرا وپان باري كردوه وكه هيچ كورديكي رازي نيوه له بريني نم
سنورانه هميشه چندرمه ي ريجه كا به دنوا به پون تا قيبان نه كرد بي شو خوي بزاني بو

خنكا نديني نم ده تگه تا زاده وه نه پان ويستوه ده نكي زور لي كرا واني كورد وشوريشي گيراني
وه نم بهرتوكه به نرخ له لايان مروفكيكي تا زادي خوازو روزنامه نوسر به نا وپانكي وهك كاك
(سينه) به گوي دنيا بگات وه به تا بيه تي له م روزانه كه بزوتنه وي تا زادي خوازي كورد به
قوناغمي زور ناسكنا تي نه بهر يه وه بليسي نو معشخلي شوريشي كورد بهر ز شهيدته وه له
بهك كا ته نا وه شوريشي كه كورستاني عيراق و شوريشي كه كورستاني شيران كه هر دوگان
له بك سه رجا وه هر هل ده قولين نه ويتر خباتي ميله تي كورده بوسه ريمستي و تا زادي و نزي

چه سانه وي نه ته وايه تي و كومه له به تي ونزي شهيدته مار
به لام زور جيگاي ناخو دل ته زينه كه زور هست به تازه ركاني نم ميله نه تا كريت هفتا له
سه رگه كاني كورد نم راسته تا بينن وه شو مهترسيانه ي كه دهری بزوتنه وي تا زادي خوازي
ميله تي كورد و هيزه خورش گيره پيشه رونه كاني ناوه زور به تينو به هيزه مهترسي كه مستر نيوه
اه هر كا تبيكي را بوردوه به لام له هفتا ركانه نا هيزه خورش گيره كاني ميله تي كوردي خبات كدر شيمرو
زور زياتر له معشو نما نايه تينجا نه ميزانه ي كه ته قيونته وه بهروي دوزمنا يا شو هيزانه ي
كه چاري له نا و ميله نا شارونه تينا .

تريه كي تر كه له قوناغ ناسكنا له سرماته شهويه پالذاني هر سه رگه نا يه تبه كي كورديه
به دوخته تينتر نتيجي كاني ميله تي كوره بو هيتا نه وي هه نديك دسكه وتي شخمي و نه ناني ته سك
ويژداناني سه رو كا به تي كي به خيال ...
ليزه نا نم پرسجاره كرتكه ديتنه كا پوه ...

تا به كورد وهيزه دور بينه دلسوزه كاني ده گه نه شو تيكه يفتنه كه له هر نم تريه گه ورانه
سدركو ونوي بهر به باز ده ن؟ ويا دست له ناخوري بيگانه هلمگين وه هر همو به تيكرايي بو
زنگري وسره خويي تا بكوشه .

وا تي نه گم كه بهرتويي كاك (سينه) زوري له وپاره وه تينا به وزور زيرانه بايي ته زگو چه له مه كاني
بزوتنه وي تا زادي خوازي ميله نه تمان وهيزه پيشه كوتو خوازه كاني ته كات و بهرده لاشفات له هر
روي شه وانه ي كه خويان له گه له گه مان گوريوه وخويان به ناوي شوريش و تا زادي پوه به نا گير
كه راني كورستان فروخته يان شهرويش .

زور سولس بو كاك (سينه) وهپوما مان وايه كه ده نكي مليونه ها كوردي مال ويران به همرو
چيه مان را بگه نيست


مه محمد عمن
1979 / 10 / 15

VORWORT

(Übersetzung des Vorwortes von
Dipl.-Ing. Sami Rachman, Generalsekretär
der »Kurdischen Demokratischen Partei – Irak«)

Die Bemühungen von zahlreichen Journalisten, über die Kurden und Kurdistan zu berichten, sind bedauerlicherweise untergegangen und mißlungen, weil ihre Unterlagen und Filme bei der Grenzüberschreitung von den Behörden (Gendarmerie) beschlagnahmt worden sind. Glücklicherweise ist es diesmal unserem Freund *Sitte* gelungen, sämtliche Unterlagen, Filme und Dokumente für dieses Buch nach Europa zu bringen.

Dieses Buch ist in einer Zeit geschrieben worden, die für die Kurden und ihre nationale Befreiungsbewegung sehr bedeutend ist. Auf seinem Weg zu den »Pesch Merga« in Kurdistan hatte Herr *Sitte* viele Schwierigkeiten zu überwinden. Er mußte die »künstlichen Grenzen« (Staatsgrenzen), durch die Kurdistan aufgeteilt und zerrissen ist – die jedoch von den Kurden nicht anerkannt werden –, illegal überschreiten. Herr *Sitte* hat nicht gewußt, daß die Gendarmerie ihn verfolgt hat, um so seine Stimme zum Schweigen zu bringen.

Wir schätzen es außerordentlich, daß ein Journalist ein Buch wie dieses über den Kampf der Kurden und über Kurdistan geschrieben hat. Es ist umso wertvoller, jetzt darüber zu berichten, weil sich die Kurdische Befreiungsbewegung in einer sehr wichtigen Periode befindet. Zwei Aufstände sind im irakischen und iranischen Kurdistan entflammt. Es sind zwei Ströme, die von einer Quelle fließen: dem Kampf der Kurden gegen den Imperialismus für eine nationale und soziale Befreiung. Aber es ist eine sehr bedenkliche Tatsache, daß viele Männer in der Kurdenführung diese Motive ignorieren und nicht anerkennen wollen. Die bedrohlichen Faktoren, welche die Kurdische Nationale Befreiungsbewegung hemmen, sind heute nicht weniger ge-

fährlich, als sie es vorher waren. Aber die Kräfte unserer Nation sind heute wesentlich stärker als je zuvor, und das betrifft die sichtbaren und unsichtbaren Kräfte.

Wir sind der Überzeugung, daß es in dieser Periode des Befreiungskampfes sehr gefährlich ist, eine Verbindung mit unseren strategischen Feinden zu suchen. Diese Suche nach einer Vereinbarung mit unseren Feinden wird aber von manchen Kurdenführern aus persönlichem Interesse befürwortet und wird von utopischen Führungsansprüchen geleitet.

Es stellt sich die entscheidende Frage, ob die Kräfte unseres Kurdenvolkes diese drohende Gefahr abwehren können.

Wir glauben, daß Herr *Sitte* die Scheinwerfer auf diese Schwierigkeiten unserer Befreiungsbewegung richtet und die Zusammenhänge entdecken wird. Diese Aufdeckung ist sehr wichtig, weil bestimmte Elemente hinter diesen Bestrebungen stehen, die ihre Rolle mit einer starken Maske tarnen, damit sie von den Massen nicht erkannt werden.

Wir danken unserem *Freund Sitte* für all seine Bemühungen, die Stimme für Millionen unterdrückter Kurden in der Welt zu erheben, und wünschen ihm viel Erfolg.

Sami Rachman
Generalsekretär der
*Kurdischen Demokratischen
Partei – Irak*

15. Oktober 1979 (Iran)

VORBEMERKUNG DES AUTORS

Obwohl ich oft danach gefragt wurde, weiß ich nicht genau, warum mich von jeher das Kurdenproblem auf so rätselhafte Weise fasziniert und geradezu magisch angezogen hat. Wahrscheinlich ist auch dabei – wie bei den meisten meiner Buchreport-Themen, bei denen ich mich persönlich, beruflich und gefühlsmäßig engagiere – die nüchterne Tatsache ausschlaggebend, daß eine unterdrückte schwache Minderheit verzweifelt, aber im Recht gegen eine legalisierte brutale Staatsmacht um prinzipielle Menschen kämpft. Ganz selbstverständliche Rechte und Freiheiten im freien Westen, über die man bei uns überhaupt nicht mehr nachdenkt oder diskutiert, sind in so manchen düsteren politischen Wetterwinkeln unserer Welt Wunschtraum und Fernziel von Völkern oder Volksgruppen. Wenn unsere hochgejubelte UNO ihre weltweit hinausposaunte »Charta der Menschenrechte« mit allen Rechten der Selbstbestimmung als Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit selbst beweihräuchert, aber deren Einhaltung bei ihren Mitgliedstaaten nicht anmahnt, so darf es niemanden verwundern, wenn sich Minderheiten und Nationalitätengruppen auf diese hoch und heilig garantierten Rechte berufen und selbst zu den Waffen greifen, um diese Rechte für sich zu erkämpfen. Solange brutale Regierungen derartige Bemühungen und Forderungen mit Bomben, Napalm, Massaker, Kerker, Genozid und Massendeportationen beantworten, wird es Konflikt- und Krisenherde geben. Und solange Erdölinteressen, Rohstoffreserven oder irgendwelche Militärpakete als Argumente oder Begründungen dafür dienen, daß die Welt Augen und Ohren verschließt, wenn Menschenrechte verabscheuungswürdig mit Füßen getreten, wenn ganze Völker mit Brachialgewalt niedergeknüppelt und dezimiert

werden, weist unsere scheinheilige Moral eine beschämende Doppelbödigkeit auf. Unsere Welt ist erschütternd verlogen. Wir schaukeln in den Medien lang und breit irgendwelche Devisenvergehen von Dissidenten oder sonstige Einzelschicksale mit allen Emotionen hoch, aber wir sehen gleichzeitig geflissentlich weg und schweigen, wenn es um die primitivsten Rechte und die Existenz von ganzen Völkern oder Nationalitätengruppen geht. Wir haben den Maßstab für eine faire Wertigkeit verloren und versuchen, uns mit mehr oder minder tragischen oder spektakulären Einzelschicksalen alibihaft zu beschäftigen.

Schreiendes Unrecht muß aber immer wieder, pausenlos, dieser apathischen Welt vor Augen gehalten werden, damit man nachzudenken beginnt. Das sollte der Sinn dieses Buches eigentlich sein, mit dem ich versuchen möchte, einen winzigen Zipfel unserer Zeitgeschichte deutlicher und verständlicher zu machen. Die Kurden stellen im Mittleren Osten ein enorm wichtiges Problem dar, das sowohl mit dem Nahost- als auch mit dem Ölproblem bedrohlich eng verknüpft ist.

Schon 1963 fand ich die ersten Kontakte zu den Kurden, und es dauerte damals eine geraume Weile, bis alle Wege geklärt und ich mit etlichen Empfehlungsschreiben in der Hand (1963) den Marsch zum legendären Kurdenführer General Mullah Mustafa Barzani hätte antreten können. Knapp vor meiner damaligen Abreise startete das irakische Militär eine Großoperation gegen die rebellischen Kurden und riegelte das gesamte Kurdengebiet ab, so daß ich die Sperrzonen nicht mehr passieren konnte. In den darauffolgenden Jahren kam entweder bei den Kurden oder bei mir Weltenbummler etwas dazwischen, oder aber meine Verbindung zu den Kurden riß aus irgendwelchen Gründen ab. Im Auge behielt ich dieses Problem jedoch weiter.

Ich muß zugeben, daß trotz aller politischen, aktuellen und zeitgeschichtlichen Beweggründe für diese Kurdenreise in mir auch – wie bei sehr vielen Männern – eine Spur überlagerter Bubenromantik schlummert, die einst ein 1842 in Sachsen geborener Webersohn, der dann später als

Berufsschullehrer arbeitete, geweckt hat: *Karl May*, der Volksschriftsteller, der es in sehr vielen wesentlichen Belangen treffend verstand, in seinem Buch »Durchs wilde Kurdistan« dieses stolze und tapfere Kurdenvolk zu beschreiben, obwohl er selbst nie in Kurdistan gewesen war. So bin ich einer der ganz wenigen Männer, die das Glück hatten, die Karl-May-Romantik in der Wirklichkeit zu erleben. Das Erlebnis, durch das wildeste Kurdistan zu reisen, ist tatsächlich noch weitaus gewaltiger und eindrucksvoller, als es die blühende Phantasie von Karl May zu schildern vermochte...

Institut kurde de Paris

Institut kurde de Paris

Mitternächtlicher Telefonanruf aus Paris

Meine ausdauernde berufliche Sturheit in der Kurdenfrage erhielt nach 16 Jahren einen Hoffnungsschimmer. Nachdem ich mich all die Zeit hindurch mit dem Kurdenproblem herumgeschlagen hatte, schien plötzlich mein alter journalistischer Wunschtraum, die Kurden in Kurdistan zu besuchen, wieder aktuell und lebendig zu werden.

Ich saß vor dem Fernsehapparat und verfolgte gerade gespannt eine »Club 2«-Diskussion, als zehn Minuten nach Mitternacht schrill und störend mein Telefon klingelte. Etwas widerwillig und ungehalten hob ich ab. Es war ein Ferngespräch aus Paris. Ein Kurde stellte sich kurz vor und begann in einwandfreiem Deutsch die Unterredung: »Fritz, Sie haben sich vor einiger Zeit darum bemüht, nach Kurdistan zu reisen, um dort unsere kurdischen Brüder zu besuchen. Wir wären bereit, Ihnen dabei zu helfen, aber ich müßte Sie zuerst sehen und kennenlernen. Ich bin am kommenden Mittwoch in Köln – und wenn Sie nach wie vor an dieser Kurdenreise interessiert sind, könnten wir uns am Mittwoch um 20 Uhr im Bahnhofhotel in Köln treffen. Nehmen Sie einige Ihrer Bücher und Reportagen mit, damit wir sehen können, wie und was Sie schreiben und auf welcher Seite Sie stehen. Warten Sie dort auf mich und halten Sie ein »Spiegel«-Magazin in der Hand – ich werde Sie daran erkennen und ansprechen. Entschuldigen Sie – Fritz –, aber wir müssen uns vergewissern, *wer* zu uns nach Kurdistan will. Sind Sie mit meinem Vorschlag einverstanden?«

Ich war so überrascht, daß ich meine Zustimmung gab, ohne überhaupt nachzudenken. So ganz geheuer war mir dieser mitternächtliche Telefonanruf aus Paris zwar nicht, aber ich analysierte alle Eventualitäten durch und gelangte zur Überzeugung, daß an der Sache eigentlich nicht viel faul

sein konnte. Wer hätte schon ein Interesse, einen solchen Anruf vorzutauschen und ein Treffen in Köln zu arrangieren? Das Ärgste, was mir passieren konnte, war ein vergebliches Warten auf diesen Kurden in Köln; aber das mußte ich schon in Kauf nehmen.

Angeblich gehen Wünsche wirklich in Erfüllung, wenn man immer wieder fest daran glaubt und nicht nachläßt. Andererseits ist es ein geradezu merkwürdiges Gefühl, offen gebliebene Wünsche plötzlich als greifbar nahe Wirklichkeit vor sich zu sehen. Ich konnte und wollte noch nicht daran glauben, daß ich nach 16 Jahren vergeblicher Versuche nach Kurdistan kommen könnte – es schien mir alles zu unwirklich und unwahrscheinlich –, aber der aufgerissene Hoffnungsschimmer wurde immer größer.

Ich fuhr einige Tage später zum vereinbarten Termin nach Köln, und ich war innerlich reichlich aufgekratzt, als ich – das »Spiegel«-Magazin gut sichtbar in der Hand – in dem lärmgefüllten Kölner Bahnhofhotel zum besprochenen Termin wie »bestellt und nicht abgeholt« wartete. Eine halbe Stunde nach dem festgelegten Zeitpunkt kamen mir die ersten Bedenken, ob ich am Telefon wohl richtig Ort und Zeit verstanden hatte oder ob sich mit mir jemand einen albernem und geschmacklosen Spaß geleistet hatte. Ich wollte gerade zu fluchen beginnen – was mich innerlich immer beruhigt –, als neben mir ein schwarzhaariger, elegant gekleideter Mann stand, der einen schwarzen Aktenkoffer in der Hand trug und abwechselnd in mein Gesicht und auf die in meiner Hand befindliche Zeitschrift sah. Er fragte mich nur: »Fritz?« und nahm mich nach meiner Zustimmung einfach beim Arm. Durch das Bahnhofgewimmel schritten wir beide eilig zum anderen, gegenüberliegenden Bahnhofsausgang. Am Parkplatz warteten zwei Schnauzbärtige neben einem verlotterten alten Auto, das ein ausländisches Kennzeichen trug. Sie sahen sich vorsichtig um, als würden sie verfolgt, und schoben mich in das Vehikel. Quer durch Köln ging die Fahrt, und ich war neugierig, wo die Reise in dieser Nacht enden würde.

Der Fahrer erhielt zwar von seinem Freund die genauen

Anweisungen, doch schien unser Chauffeur etwas farbenblind gewesen zu sein, weil er auch einmal bei Rot die Kreuzung überfuhr und eine Einbahnstraße kurzerhand in entgegengesetzter Richtung benützte. Wenn das noch eine Weile so weitergegangen wäre, hätte sich wahrscheinlich eine Funkstreife eingeschaltet, so aber notierte nur ein Polizist die verbeulte, verdächtige ausländische Autonummer. Aus dem Wageninneren sah diese nächtliche Amokfahrt fast wie die Entführung in einem kitschigen Abenteuerfilm aus; was noch viel eindrucksvoller wurde, als der Wagen in einem düsteren und nur ganz spärlich erleuchteten Gastarbeiterviertel ankam. Im schummrigen Licht der Straßenbeleuchtung tummelten sich Dutzende Kinder auf dem Asphalt. Ich war mit meinen Begleitern im Kölner Türkenviertel.

Einer der beiden Schnauzbärtigen rannte mit langen Sätzen quer über die Straße und sperrte hastig eine engbrüstige Hauseingangstüre auf, und erst, als wir alle vollzählig im Hausflur standen und die Türe wieder verschlossen war, drehte der Begleiter das Licht an. Alles war peinlich sauber, niemand war außer uns zu sehen. Wir eilten in den ersten Stock, als wäre jemand hinter uns her, bogen in einen langen Flur ein und traten dann in die blitzsaubere Einzimmerwohnung des vorauseilenden Kurden. Dort warteten bereits drei weitere Kurden auf uns. Eine nackte Glühbirne baumelte von der Decke herunter. Eine junge mollige Kurdenfrau trat aus einer kleinen Küche und begann mit Unterstützung ihrer Landsleute, den breiten Tisch sorgfältig zu decken: Suppengerichte, Hühner, Reis, Gemüse und Obst – bis nichts mehr Platz fand. Es folgte ein festlicher Schmaus, bei dem alle Anwesenden begeistert und hungrig zulangten.

Anschließend, als der letzte Teller abgeräumt war, begann der Kurde – der mich im Bahnhofshotel abgeholt hatte und den ich unschwer an seiner Stimme als den Anrufer aus Paris identifizieren konnte – zu sprechen und verlangte meine mitgebrachten Bücher zu sehen. Die meiste Zeit unterhielt sich die kurdische Tischrunde dann in ihrer Sprache. Als sie sich schließlich einig waren, befragten sie mich, was ich

eigentlich genau wolle und ob ich wirklich die Kurden im Khomeini-Iran besuchen würde, wenn sie mir dazu verhel-
fen könnten.

Ich beteuerte nochmals meine Absichten, worauf sich die Kurden nacheinander zu Wort meldeten, als wären sie Referenten für bestimmte technische und politische Belange. Eine illegale »Reise« zu den Kurden in Persien sei grundsätzlich nur über die Türkei möglich. »Reise« deshalb unter Anführungszeichen, weil es mehr oder weniger eine Fuchs- und Hasenjagd sei, bei der man eine Menge Schwierigkeiten improvisierend überwinden müsse. Die Türkei biete sich speziell für Europäer besonders günstig an, da man für dieses Land kein Visum benötige, für den Iran oder Irak hingegen kaum eine Visumchance bestehe. Ganz gleichgültig, welchen Beruf man im Reisepaß eingetragen habe, die beiden letztgenannten Länder hätten schon seit geraumer Zeit die Kurdengebiete hermetisch abgeriegelt. Man erklärte mir, daß die »Kurdische Demokratische Partei« der Türkei mir die Einschleusung, den Transport und den illegalen Grenzübertritt ermöglichen könne. Gleichzeitig erhielt ich die strikte Anweisung, mich als biederer »Tourist« zu verhalten. Ich dürfe keinerlei verdächtige Notizen, Briefe oder sonstige Unterlagen – die sich auf die Kurden beziehen – mit mir führen.

Die »Kurdische Demokratische Partei« (KDP) ist in allen Ländern, in denen Kurden leben*:

Türkei	ca. 8 Millionen
Iran	ca. 6 Millionen
Irak	ca. 3 Millionen
Syrien	ca. 600.000
UdSSR	ca. 200.000

strengstens verboten und kann nur aus dem Untergrund operieren. Speziell der türkische Geheimdienst M.I.T., der schon seinerzeit von deutschen SS-Spezialisten aufgebaut

* Verlässliche Volkszählungen gibt es in den o. e. Ländern nicht, doch existieren Schätzungen, wobei die Kurden selbst mit weit höheren Ziffern operieren als die betreffenden Regierungen.

worden war und dessen Offiziere später im Vietnamkrieg vom US-Abwehrdienst für besondere Verhörmethoden ge-drillt worden waren, ist unheimlich scharf auf Aktivitäten der Kurden und ihre politische Untergrundorganisation. Die M.I.T.-Agenten greifen zu den brutalsten Foltermethoden, um irgendwelche Fäden aufzudecken oder Namen der KDP herauszubekommen. Zwei türkische Journalisten, die sich mit der kurdischen Frage befaßten, sind seit Anfang 1979 spurlos verschwunden, nachdem sie von M.I.T.-Leuten verhaftet und verhört worden waren. Kurden selbst berichten von grauenhaften Verhören mit Elektroschocks, Mißhandlungen an den Geschlechtsteilen, Ziehen von Fingernägeln und Quälereien an den Zähnen und in der Mundhöhle. Ein westdeutsches Fernseheteam wurde an der Grenze verhaftet, alles Film- und Tonbandmaterial wurde beschlagnahmt, und nach mehrtägiger Haft schob man die vier Deutschen mit der nächsten Maschine nach Frankfurt ab. Nur durch massive westdeutsche diplomatische Interventionen wurde noch Ärgeres verhindert. Ein naiver, vorwitziger französischer Journalist hatte sein kurdisches Empfehlungsschreiben in der Tasche und konnte nicht einmal das Flughafengebäude in Ankara verlassen, sondern wurde mit derselben Maschine wieder in seine Heimat abgeschoben. Zwei amerikanische Reporter wurden bei ihrer Rückkehr aus dem irakischen Kurdistan an der Grenze von türkischen Grenzorganen verhaftet und verprügelt. Außerdem nahm man ihnen nicht nur das gesamte Filmmaterial, sondern auch die Kameras ab. Einem honorigen, pfeiferauchenden britischen Radiojournalisten droste ein türkischer Grenzpolizist nahe der iranischen Grenze mit einem Faustschlag seine Shagpfeife in den Rachen, daß der Ärmste Blut, ein paar Zähne und die Pfeifenreste schwerverletzt ausspuckte. Seine gesamte Ausrüstung wurde ebenfalls beschlagnahmt.

Da in den beiden Nachbarländern der Türkei – im Irak und Iran – immer wieder blutige Kurdenaufstände ausbrechen, befürchten die türkischen Machthaber ein Übergreifen der Kurdenrevolution auch auf den türkischen Kurdistan-Teil. Dies ist auch der Grund dafür, daß etwa 70 Prozent der

türkischen NATO-Streitkräfte in den Garnisonen Türkisch-Kurdistans stationiert sind, um allfällige Unruhen sofort mit Gewalt niederschlagen zu können. Der türkische Geheimdienst in Verbindung mit der türkischen Polizei- und Armeeführung kooperiert sehr eng über einen direkten Draht mit den einschlägigen Stellen im Irak, und nicht selten operieren türkische und irakische Verbände gemeinsam gegen die kurdischen »Pesch Merga«. Pesch Merga ist der Name der kurdischen Partisanen (Freiheitskämpfer) und heißt in wörtlicher Übersetzung soviel wie »Bereit sein zu sterben« oder »Dem Tod ins Auge sehen«.

Mir wurde in jener Nacht immer wieder eingeschärft, in der Türkei jedes noch so belanglose Gespräch mit Unbekannten zu vermeiden. Ich dürfe in der Öffentlichkeit nur als biederer Tourist mit Landkarte und Reiseführer auftreten und meine Augen lediglich auf die üblichen Sehenswürdigkeiten richten. Man warnte mich, daß eine ganze Reihe von unvorhersehbaren Schwierigkeiten, Hindernissen und Gefahren meine geplante Reise abrupt und böse beenden könnte. Es gab keine Garantie durchzukommen, wie man mir an Hand der vorhin angeführten, gescheiterten Kollegen vorhielt. Es sei eher als rühmliche Ausnahme zu werten, wenn mir diese Hin- und Rückreise gelänge. Meine kurdischen Gesprächspartner betrieben sicherlich keine absichtliche, abschreckende Schwarzmalerei, aber man wollte mir das eben vorhandene Risiko ganz deutlich vor Augen halten, um nachher keine Vorwürfe zu ernten, falls wirklich etwas schief laufen sollte. Der führende Kurde bohrte dann weiter, ob ich denn unter diesen geschilderten Umständen wirklich noch an einer Reise in das iranische Kurdistan interessiert sei. Ich nickte nur mit dem Kopf als Beteuerung, bei meinem Vorhaben zu bleiben. So kompliziert hatte ich mir die Sache zwar nicht vorgestellt, aber nun hatte ich die Jahre hindurch meine Hoffnungen in dieses Thema investiert, und es wäre mir unmöglich vor mir selbst erschienen, wenn ich der aufgezählten Risiken wegen einfach abgesagt hätte.

Der Kurde mit dem Aktenkoffer hatte in der Zwischenzeit meine mitgebrachten Bücher durchgesehen, erklärte



Diese halbe „Fünf-Schwedenkronen“-Banknote diente dem Autor als Ausweis und Erkennungszeichen für seine kurdischen Verbindungsleute in der Türkei.

seinen Freunden meinen Standpunkt und verlangte dann vom Wohnungsinhaber eine Schere. Er zog aus seiner Geldtasche einen Geldschein – eine »5-Schwedenkronen«-Banknote – und schnitt diesen in der Mitte schräg in zwei Hälften. Die eine Banknotenhälfte bekam ich als Ausweis und Erkennungszeichen, während die andere Banknotenhälfte in die Türkei zur KDP geschickt wurde. Sobald ein Mann mit dieser Geldscheinhälfte bei mir in Istanbul auftauchen würde, könne ich ihm voll und ganz vertrauen.

Man versicherte mir, daß ich innerhalb der nächsten zehn Tage einen Telefonanruf erhalten würde, der mir das genaue Reisedatum und ein Hotel, in dem ich absteigen müsse, bekanntgeben werde. Ich müsse unbedingt nach Istanbul und dürfe auf keinen Fall nach Ankara fliegen, schärfte man mir noch ein. Außerdem wäre es sehr gut, wenn ich alle Reisevorbereitungen umgehend treffen könnte, damit ich jederzeit abrufbereit wäre.

Der verrostete ausländische Wagen brachte mich spät nachts wieder zum Kölner Hauptbahnhof zurück. Nachdenklich besah ich mir während meiner Rückreise die

halbierte schwedische Banknote. Mein Reisevorhaben schien mir reichlich pleiteanfällig. Aber nun hatte ich A gesagt und mußte wohl auch B sagen. Bis jetzt hatte ich mich bei ähnlichen verzwickten Problemthemen immer noch mit mehr oder minder heiler Haut aus der Affäre ziehen können, warum sollte es ausgerechnet bei den Kurden nicht klappen?

Daheim besorgte ich eilig das gesamte Filmmaterial und packte gewissenhaft meine beiden Rucksäcke. Meine 17 Zentimeter lange Operationsnarbe am Rücken – wo man mir wenige Wochen vorher einen nußgroßen Nierenstein herausgeholt hatte – war gerade noch rechtzeitig vernarbt. Es schien mir als gutes Omen für diese Kurdenreise.

Argwöhnisch schlich ich dann Tag für Tag um unseren Telefonapparat und sah dieses Ding immer mißtrauischer an, als wäre es eine eingeringelte Schlange, die einfach nicht zubeißen wollte.

Mysteriöser Besuch im Divan-Hotel

Eine volle Woche ließen mich meine Kurden warten und zappeln, bis endlich an einem Montag kurz vor 2 Uhr morgens der erlösende Telefonanruf erfolgte. Ich erhielt von meinem Kontaktmann in Paris die Anweisung, innerhalb der nächsten drei Tage im Divan-Hotel in Istanbul abzusteigen. Dort würden meine unbekanntenen Freunde mit mir den direkten Kontakt in der Türkei aufnehmen. Die aufgestaute Spannung war mit diesem Telefonat gewichen. Die bedrückende Frage, ob diese Kurdenreise überhaupt realisierbar sein würde, bekam zumindest eine vorläufige Antwort. Ich flog mit der nächstbesten Maschine in die Türkei, tauchte am Flughafen von Istanbul in einer Touristengruppe unter und überstand komplikationslos alle Kontrollen.

Im Divan-Hotel in Istanbul saß ich wie auf Nadeln und beobachtete sorgfältig alle eintretenden Türken. Ein neben mir in der Hotelhalle sitzendes Senioren-Lehrerehepaar ermahnte mich wie einen pflichtvergessenen Volksschüler, doch unbedingt eine Fahrt durch die Altstadt zu unternehmen, drei Moscheen – deren Namen sie mir fein säuberlich auf eine Papierserviette schrieben – zu besuchen und bei einer Dampferrundfahrt auf alle Fälle mitzumachen. Ich sah mir die zwei liebenswerten Pensionisten nachdenklich an, nickte mit dem Kopf als Zeichen meiner beiläufigen Zustimmung und war sicher, daß mich die zwei, unbedingt zu früh in Pension geschickten Pädagogen beim nächsten Zusammentreffen genau über die gewonnenen Kenntnisse der Altstadt und der Moscheen »prüfen« würden. Zum Glück kam ein Reiseleiter ins Hotel, der seine gebuchten Touristen zusammenfing, und wie von einer Tarantel gestochen, schoß auch das Lehrerehepaar von seinen Sitzen auf, um den günstigsten Fensterplatz im wartenden Bus zu bekommen.

Von Istanbul aus zu telefonieren oder ein Telex zu senden, kann oft problematisch sein, weil die Stromversorgung immer wieder zusammenbricht oder einzelne Stadtviertel einfach abgeschaltet werden und in Dunkelheit versinken. Abends rief ich meinen Kurden in Paris an, was nach etlichen Versuchen gelang. Ich bekam von ihm eine viermal wiederholte Istanbuler Telefonnummer genannt. Mit dieser sollte ich einen örtlichen Kontaktmann aufstöbern, den ich anschließend gleich anrief. Ich verlangte nach »Achmed«, was zuerst auf Unverständnis stieß, weil niemand Englisch zu verstehen schien. Nacheinander kamen drei Männer an das Telefon, bis ich schließlich doch beim richtigen Achmed landete. In knappen Sätzen erzählte ich ihm, daß ich von Paris Anweisung hätte, ihn sofort anzurufen, um die Reise in seine Heimat fortsetzen zu können. Eine Weile herrschte »Funkstille«, als wäre mein Telefonpartner unschlüssig und unsicher. Auch mir stiegen Zweifel auf, ob ich wohl die richtige Telefonnummer und den richtigen Achmed erwischt hatte. Nach einem Getuschel am anderen Ende wollte Achmed noch mein Hotel und die Zimmernummer wissen.

Wieder war es kurz nach 2 Uhr morgens, als jemand an meine Hotelzimmertüre klopfte. Fluchend stieg ich aus dem Bett – es war wieder einmal der Strom abgeschaltet worden, und so tappte ich mich in der Dunkelheit bis zu meinen Rucksäcken und kramte eine Taschenlampe hervor. Als ich die Zimmertüre öffnete, standen drei schnaubbärtige Kurden vor mir und forderten mich halblaut auf, mit ihnen zum gegenüberliegenden Park zu spazieren. Um diese Uhrzeit mit den drei unbekanntenen Männern nachts in einen Park zu gehen, war absolut nicht nach meinem Geschmack. Ich war nicht einmal sicher, ob die Männer nicht Agenten des türkischen Geheimdienstes M.I.T. waren, die vielleicht mein Telefongespräch nach Paris abgehört hatten. Als mir aber dann einer der Männer die zweite Hälfte meiner schwedischen 5-Kronen-Banknote herüberreichte, waren meine Zweifel beseitigt. Ich war sicher, mit den richtigen Kontaktleuten beisammen zu sein. Alles geschah kitschig-mysteriös

im Schein meiner Taschenlampe, mit der ich einen Kurden leuchten ließ, während ich die beiden Banknotenhälften zusammenhielt, die präzise paßten. Nun lachten die drei nächtlichen Besucher, ich aber kleidete mich hastig an. Gemeinsam verließen wir das Hotel und schritten über die menschenleere und verkehrslose Straße zum Park. Im Halbdunkel berichtete der eine Kurde – Achmed –, daß bereits alles vorbereitet sei und daß ich am nächsten Morgen in eine Stadt Anatoliens fliegen müsse, die im Siedlungsgebiet der türkischen Kurden liege. In jener Stadt befand sich ein Hotel, dessen Namen man mir auf einem winzigen Zettel notiert hatte. Ich sollte mir diesen Hotelnamen einprägen und den Zettel baldmöglichst wegwerfen. Jedenfalls würde ich im Hotel einen Begleiter treffen, der mich auf der ganzen Reise als Dolmetsch begleiten sollte. Abschließend drückte mir Achmed noch ein auf meinen Namen gebuchtes Flugticket in die Hand. Achmed beschwor mich nochmals eindringlich, unter allen Umständen zu fliegen, weil die Kurden auf der anderen Seite der Grenze bereits auf mich warteten. Sie drückten mir nacheinander die Hände und ließen mich dann einfach im nächtlichen Park allein.

Um diese Jahreszeit war es auch nachts noch sehr warm. Auf den Parkbänken lagen schlafende Männer, die sich das Gesicht mit einer Zeitung zugedeckt hatten, ich aber wanderte wieder in mein Hotel zurück. Es war mir nicht ganz klar, ob diese Kurden mit ihrer Vorsicht nicht etwas übertrieben hatten.

Am nächsten Morgen flog ich zuerst nach Ankara und wartete dort ungeduldig auf die Anschlußmaschine zu meinem Zielflughafen. Bei sämtlichen türkischen Inlandflügen wird das gesamte Gepäck der Fluggäste bis zum letzten Koffer eingehend durchwühlt, doch erregten bei mir »Touristen« auch die Filmberge kein besonderes Mißtrauen. Ich mache von diesem Zeitpunkt meiner Reise ab auf Wunsch meiner kurdischen Freunde – mit einer einzigen Ausnahme – keine geographischen Namensangaben mehr, weil das den türkischen Sicherheitsbehörden helfen und den Kurden schaden könnte.

Nach weiteren zwei Flugstunden setzte die Maschine im türkischen Kurdistan auf; ein Flugplatz – wie überall in Kurdistan –, der von Militärwachtposten nur so wimmelte, wo Helikopterstaffeln und Kampfflugzeuge neben den Hangars standen und Militärfahrzeuge herumkurvten. Es herrschte ein Durcheinander wie auf einem Ameisenhaufen. Mit dem nächstbesten Taxi fuhr ich zur Hoteladresse, wo schon nach kurzer Zeit ein junger, schwächlicher Lehrer mit dem üblichen Schnauzbart auftauchte und sich als mein Begleiter und Dolmetsch vorstellte. Ali war sein Name. Er hatte bereits unsere nächste Marschorder und gab mir zu verstehen, daß wir gemeinsam, früh am nächsten Morgen, mit einem Bus weiter nach Osten fahren müßten.

Ali besaß einen alten Ausweis des staatlichen Touristik-Büros, bei dem er einige Monate als Fremdenführer für ausländische Touristen gearbeitet hatte. Diese zerknitterte Legitimation sollte uns jetzt im Notfall helfen, falls wir in Ostanatolien kontrolliert würden. In der Türkei besaß ich den Status eines wißbegierigen Touristen, der lieber allein mit einem Fremdenführer anstatt mit einer ganzen Reisegruppe unterwegs war. Das war einleuchtend. Außerdem kann es sich die Türkei mit ihrer total verlotterten Wirtschaft und ihrem chronischen Devisenmangel nicht leisten, die verschiedenen östlichen Grenzdistrikte für den Tourismus zu sperren, weil sich auch dort Fremdenverkehrsattraktionen befinden, die gerne besucht werden.

Pünktlich holte mich Ali in der Morgendämmerung ab, und wir fuhren mit einem Taxi hinaus zum Stadtrand, wo eine Art Busbahnhof Hochbetrieb hatte. Unsere Fahr-scheine – sogar der exakte Sitzplatz war verzeichnet – hatten wir rechtzeitig besorgt, und da die Busfahrt volle zehn Stunden bis zu unserem nächsten Umsteige-Ort dauern sollte, hatte Ali noch vorsorglich einen Sack mit Brot, Käse und Früchten eingekauft. Die türkischen Busverbindungen funktionieren tadellos und sind weit angenehmer und schneller als die uralten Bahnlinien.

Unsere Fahrt führte uns ständig nach Osten, aber meine Versuche, aus Ali nähere Details über unsere »Reise«

herauszubekommen, schlugen fehl. Entweder wußte er selbst nicht mehr als seine Marschbefehle von Stadt zu Stadt oder aber durfte er mir nicht sagen, was uns alles bevorstand. Er hatte einen winzig klein zusammengefalteten Brief von der KDP (Kurdisch Demokratische Partei) für eine bestimmte Adresse mitbekommen, von der aus wir weitergeleitet werden würden. Ali, der arbeitslose Lehrer, war stolz auf seinen Auftrag, mich – den ausländischen Journalisten – auf verbotenen Wegen zu den Kurden begleiten zu dürfen. In seinem korrekten Schulenglisch erzählte er mir von seinem Schicksal als junger Kurde, aber auch vom allgemeinen Kurdenproblem.

Gelegentlich hielt der Bus in Siedlungen für wenige Minuten an, worauf die Fahrgäste oftmals fluchtartig irgendwohin verschwanden oder in den unzähligen Teestuben einkehrten, bis die scharfe Bussirene alle Insassen wieder zusammenrief und die Fahrt fortgesetzt wurde. Besorgt sah ich auf diese schwermütige und endlose Landschaft, wo die Schafherden immer kleiner, die Berge immer größer und höher wurden und wo die gewaltigen, karstigen – fast ohne jede Vegetation – querliegenden Felsmassive meinen künftigen Fußmarsch signalisierten.

Kaum bei der Endstation des Busses angekommen, eilte Ali im Laufschrift einige Straßen weiter in die Stadt hinein. Er verschwand in einem Geschäft, um seinen Brief abzuliefern. Es klappte alles wie am Schnürchen bei dieser kurdischen Untergrundorganisation, denn Ali kam mit einem weiteren Begleiter zurück, der uns zu einem anderen Bus brachte. Nachmals drei Stunden Fahrt in Richtung einer winzigen Stadt, besser gesagt einem größeren Dorf. Dort war ich weit und breit der einzige Europäer. Neugierig wurde ich angestaunt, und so mancher befragte meine beiden Begleiter, was ich denn hier eigentlich suche. Um diesen Fragereien aus dem Weg zu gehen, hockten wir uns in den hintersten Winkel eines schmuddeligen Restaurants und warteten auf das Auto, das meine beiden Kurden bereits unmittelbar nach unserer Ankunft bestellt hatten. Eine halbe Stunde später befanden wir uns schon wieder in voller Fahrt

auf einer schmalen, staubigen Traktorstraße zu einem Kurdenbauerndorf. Ich sollte auch dort so wenig als möglich gesehen werden und mußte, sobald der Wagen anhielt, über eine steile Steintreppe in den oberen Raum klettern, der die volle Grundfläche des Steinhauses einnahm und mit einem riesigen, kostbaren Kashan-Perserteppich ausgelegt war. An den Wänden waren Kissen gestapelt, während ein halbhoher Schrank das einzige Mobiliar darstellte, auf dem in vergilbten Fotos die Ahnengalerie der Familie und Verwandtschaft altarmäßig zur Schau gestellt war.

Bevor man diese Räume betritt, muß sich jedermann die Schuhe ausziehen, was *außerhalb* des Raumes das groteske Bild eines kunterbunten Schuhberges ergibt und *im* Raum ein konzentriertes Schweißfüße-Odeur zur Folge hat. Jeder rückt sofort mit einem Lümmelkissen an die Wand zurück, so daß der Innenraum frei bleibt. Die vier Wände werden immer dichter besiedelt, je mehr Besucher eintreffen. In der freien Mitte beginnt der Hausherr gleich mit der obligaten Teezubereitung in einem Samowar oder in sonst einer Blechkanne, was einer kultartigen Handlung gleichkommt. In einer Kanne ist die pechschwarze heiße Teebrühe, und in der zweiten Kanne steht heißes Wasser zur Verfügung, um die richtige Färbung und Stärke des Tees je nach Wunsch des Gastes zu erreichen. In kleinen hohen Teegläsern wird serviert. Sobald ein Glas leergetrunken ist, wird sofort wieder nachgefüllt. Beim pausenlosen Hin-und-Hertragen der leeren und vollen Teegläser helfen oftmals die Kinder bzw. die Söhne des Hausherrn, ganz gleichgültig, ob sie zehn oder vierzig Jahre alt sind. Wenn jemand genug Tee geschlürft hat, muß er das Teeglas waagrecht auf den Untersattelteller legen – ein Zeichen des Dankes und die stumme Aufforderung, nicht mehr nachzugießen.

Nach einer Stunde war das Essen fertig zubereitet, inzwischen hatte sich der Raum mit weiteren Kurden gefüllt. Auf einem riesigen Blechtablett trug man die Speisen herein. Große trockene Brotfladen wurden verteilt, und die Männer rückten von den Wänden zu der in der Zimmermitte am Teppich stehenden üppigen Mahlzeit. Schüsseln mit zitt-

rigem, weißem Joghurt, Reis, Hühner- und Schafffleisch und eine pikante Suppe mit Paradeisern (Tomaten) und Paprika dufteten und schmeckten hervorragend.

Jeder greift zu, es gibt keine Portionen. Wer schneller ist, bekommt die besten Happen! Fürsorglich schob mir der Hausherr die schönsten Hühnerfleischteile auf meinen angebissenen Brotfladen, ein Privileg, das nur dem Ehrengast zusteht. Nach dem Essen warteten die Frauen, bis ihnen die Speisereste durch den Eingang hinausgereicht wurden. Frauen und Mädchen haben in diese Räume, dem Allerheiligsten der Männerwelt, keinen Zutritt – außer am Morgen, wenn alle Gäste den Raum verlassen haben und die Reinigung des Teppichs beginnt.

Mit dem Vorrücken der Zeit kamen noch einige Schlafplatzsuchende in den Raum. Im Schein einer Petroleumlampe wurden die Decken verteilt. Man legt sich mit dem Kopf zur Mauer, die Füße zeigen gegen die Zimmermitte. In einem solchen Männerschlafraum entstehen nachts die tollsten Geräusche, denn der eine rülpst, der andere schnarcht und einige grunzen mit Begeisterung. Besonders spannend wird es aber, wenn jemand plötzlich aufschreit oder laut im Schlaf zu sprechen beginnt. Alle sind in einen fürchterlichen Mief gehüllt, da Fenster und Türe fest verschlossen werden. Hotels oder Gasthäuser sind für Übernachtungen in diesen Breiten absolut überflüssig, weil jeder Ortsfremde zu irgendeinem Freund, Bekannten oder Verwandten marschiert und dort ungefragt essen und schlafen kann. Diese sprichwörtliche kurdische Gastfreundschaft findet man kaum irgendwo bei einem anderen Volk so ausgeprägt und großzügig.

Ich selbst war etwas apathisch geworden, weil ich mich in den Händen dieser Kurden und ihrer unsichtbaren Untergrundorganisation befand, bei der anscheinend alle außer mir genau wußten, was mit mir zu geschehen hatte. Innerlich war ich skeptisch, ob dieser ungewisse Marsch zu den Kurden im Iran klappen würde. Gleichzeitig malte ich mir sämtliche Möglichkeiten aus, die eintreten konnten: Sollte noch in der Türkei etwas schiefgehen, so käme ich wahr-

scheinlich noch glimpflich davon, aber nach der Grenze – im Reiche des Ayatollah Khomeini – konnte ich kaum mit einem Pardon rechnen. Die Mullahs machen kurzen Prozeß, wenn man als Ausländer illegal in das hermetisch abgeriegelte persische Kurdistan eindringt. Dann bleiben nicht allzu viele Alternativen offen. Alle diese Gedanken jagten mir in jener Nacht durch den Kopf. Nachts sieht die ganze Sache auch immer weitaus düsterer aus als bei Sonnenschein. Und manchmal kommen mir Zweifel, ob meine beruflichen Aufgaben unbedingt immer so kompliziert und verworren sein müssen. Diese Tiefpunkte verschwinden jedoch meist, wenn ich so richtig mitten drinnen im Geschehen stecke.

Institut kurde de Paris

Durch die Schluchten

Schon in der frühesten Morgendämmerung wurden Ali und ich von einem Wagen samt Begleiter abgeholt. Hastig verstaute wir meine Rucksäcke, die Fahrt in Richtung Grenze begann. Schon nach wenigen Kilometern bogen wir in ein Seitental dieser riesigen Gebirgswelt ein. Eine staubige schmale Straße schlängelte sich diese gewaltigen Berghänge entlang, und wir zogen eine mächtige hellbraune Staubfontäne hinter uns her, die uns mitunter überholte und gänzlich einhüllte, so daß wir kaum 20 Meter Sicht hatten. Niemand von uns drei sprach im Wagen. Ich hatte es mir abgewöhnt, Fragen zu stellen, weil mir grundsätzlich niemand über die nächsten Ziele Auskunft gab. Die Fahrt ging steil bergauf, dann wieder bergab, wir passierten eine Paßhöhe, die Siedlungen wurden immer spärlicher. Vorsichtig holperte der Wagen im Schritt-Tempo eine mit Geröllbrocken überdeckte Rinne, die eher einem ausgetrockneten Bachbett als einer Straße glich, hinunter. Hoch über uns klebten die Steinhütten der türkischen Kurdendörfer wie Schwalbennester an den Steilhängen, grau und trutzig gegen Wetter und Feinde. Unser Begleiter schien nach irgendwelchen Anhaltspunkten im Gelände zu suchen. Oftmals mußten wir plötzlich stehenbleiben, weil das Auto von Schaf- oder Ziegenherden umdrängt wurde. Trafen wir auf einen Hirten oder kamen wir in die Rufweite von Kurdensteinhütten, so stellte der Fahrer den Motor ab und holte Auskünfte ein. Etliche Male wiederholten sich diese lautstarken Kommunikationsversuche, bis die Fahrt am Grunde eines von beiden Seiten mit wuchtigen Bergen eingekeilten Tales entlangführte. Wir schienen unser vorläufiges Ziel erreicht zu haben, denn obwohl diese schmale Straße noch weiterging, blieben wir in einem Gebüsch stehen. Allzu lange

brauchten wir aber nicht zu warten, bis ein älterer Kurde mit Turban und umgehängtem Fernglas auftauchte und mißtrauisch näherkam. Es war Omar – unser Mann –, der sich mit meinen Begleitern verständigte und zwischendurch einen abschätzenden Blick auf mich warf. Ich hatte keine blasse Ahnung, worum es dabei ging, aber wenn Kurden länger als gewöhnlich debattieren, dann handelt es sich gewöhnlich um Geld oder Politik. Es dürfte sich in meinem Falle um beide Dinge gedreht haben. Omar besaß 1000 Meter oberhalb der Straße drei Steinhäuser auf einem abschüssigen Felshang. Eine gemischte Schaf- und Ziegenherde graste auf der gegenüberliegenden, halbsbrecherisch steilen Bergflanke, wo die Tiere wie Gemen von Fels zu Fels sprangen.

Omar ließ mich durch sein russisches Fernglas blicken, und Ali mußte übersetzen, daß dort drüben – etwa sieben Kilometer vor uns – der nächste türkische Grenz-Militärposten an der Straße liege, doch dieser Posten war für jedermann unpassierbar. Wir mußten zuerst einmal hinauf zu seinem Steinhaus, machte er uns klar, nachdem mein Gepäck ausgeladen war und der Wagen eilig die Rückfahrt angetreten hatte. So keuchten wir den Steilhang hoch, während Omar durch laute Rufe einem seiner Hirten den Auftrag gab, sein Pferd einzufangen, das sich irgendwo im Umkreis von fünf Kilometern auf der Weide befand.

Im großen Raum nahmen wir auf dem Teppich Platz, und schon nach wenigen Minuten wurde das große Tablett mit Joghurt, gebratenen Eiern und Fladenbrot von einer jungen Frau hereingeschoben. Als ganz besondere Delikatesse gab es noch etliche Teller mit roten süßen Weintrauben. Ein Dutzend Kinder des Hausherrn äugte neugierig bei der Türe zu uns in den Männerraum herein, als wir kauend und schmatzend auf dem kostbaren Teppich am Boden hockten. Den Abschluß bildete wieder der obligate süße Tee.

Omar ist eine besondere Persönlichkeit, weitab jeder Schablone. Er ist nicht nur ein fanatischer und überzeugter Muslim, sondern sein inneres Feuer, seine Begeisterung und unbändige Wut gehören der kurdischen Freiheitsbewegung.

Er war früher bereits vier Jahre als Pesch Merga in den Bergen gewesen und hatte als kurdischer Partisan gekämpft. Omar kannte sich in allen Waffenarten bestens aus. Er war auch vom türkischen Militär einberufen worden, aber dort hatte es ihm nicht sonderlich gefallen, er war desertiert. Allerdings wurde er später eingefangen und zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, die er bis zum letzten Tag hinter Gittern verbüßen mußte. Er haßte alle, die gegen die Kurden waren, und schloß alle in sein Kurdenherz ein, die seinem Volke halfen. Omar war und ist auch heute noch mit seinem entlegenen Bauernhaus und seinen 200 Schafen für die KDP (Kurdische Demokratische Partei) eine Art geheime Frontleitstelle. Einer der vielen kurdischen Nachschubwege in den Iran und den Irak wird durch Omar gewissenhaft betreut, und wenn es sich um streng vertrauliche Grenzübertritte von führenden Kurden, Kurieren, Pesch-Merga-Gruppen oder die Beförderung von Nachrichten und Post der kurdischen Untergrundorganisation handelt, dann tritt Omar höchstpersönlich in Aktion. Er kennt nicht nur jeden Stein und Steg auf beiden Grenzstreifen, sondern vor allem auch die Dörfer und Menschen im Grenzbereich. Es gibt für heikle Aktionen auf diesem Gebiet keinen besseren Mann als Omar, und mein Besuch zählte für die Kurden dazu.

Der Hausherr legte Ali und mir noch schnell je zwei trockene Brotfladen wie Pergamentpapier auf Kleinformat zusammen, die wir als eisernen Vorrat in die Hosentaschen steckten. Dann traten wir vor das Haus. Das Pferd stand bereits neben dem Eingang. Omar warf eine Decke über den Pferderücken, schlang einige handgewebte Stricke um den Körper des Tieres und begann meine Rucksäcke festzubinden. Mit stolzen Blicken betrachtete er anschließend sein Werk und nahm nacheinander seine Kinder in die Arme, um sich von ihnen zu verabschieden. Der Marsch begann, und der Gaul schien diesen Weg schon bestens zu kennen. Wir bogen in eine immer tiefer werdende Schlucht, auf deren Grund ein schäumender Gebirgsbach dahinschoß. Ein kaum sichtbarer schmaler Steig führte steil aufwärts. Das Marschtempo gab der Gaul an, der zweifellos die beste

Kondition von uns allen besaß, während wir hinterdrein hechelten. Nach zwei Stunden Aufstieg suchte ich vergeblich den letzten hohen Kamm des über uns liegenden Gebirges, aber immer wieder tauchte ein neuerliches Hindernis auf. In der Nähe des Gebirgsbaches gab es wohl einige Gebüsche, sonst aber wuchs nur braunes, ausgedörrtes Gras zwischen den Steinen. Wenn man plötzlich so ohne jedes Training – wie es bei mir regelmäßig der Fall ist – eine derartige Gewalttour beginnt, scheint der Körper mit seinen Muskeln, Sehnen und Lungenflügeln, gegen diese Vergewaltigung zu rebellieren. Die Schnelligkeit dieser immer steiler werdenden Bergkletterei ließ sich aber nicht bremsen, weil der Gaul ein nachtwandlerisches Gements tempo vorlegte. Omar löste das Problem der Marschgeschwindigkeit, das auch ihm zu schaffen machte, für sich auf sehr einfache Weise, indem er mit einem Satz zwischen meine Rucksäcke auf den Rücken seines Pferdes hechtete und von dort aus zufrieden grinsend auf mich herabsah. Erst nach mehr als vier Stunden erreichten wir den Kamm des Fast-Dreitausenders. Wir mußten uns in unsere Jacken hüllen, weil ein scharfer Wind pffiff, dafür bot sich uns ein märchenhafter Ausblick. Eine Bergwelt so wuchtig und massiv, wie ich sie noch nie gesehen hatte, und weiter drüben bereits Persien, wie Omar mit ausgestreckter Hand erklärte und Ali übersetzte. Wir verweilten dort oben aber nicht lange, sondern der Marsch ging auf der anderen Bergseite wieder hinunter: durch Steingeröllhalden und über schmale Maultierpfade, wo kaum die Füße nebeneinander Platz fanden. Der Gaul rutschte manchmal im losen Gestein einige Meter ab – ich zitterte um meine Kamera-Ausrüstung –, aber immer wieder fand dieses berggewohnte Tier sicheren Halt. Auch wenn wir uns an senkrechten Felswänden entlangasteten, um nicht in die Schlucht hinunterzustürzen, ging das Pferd überaus sicher. Omar hatte bereits rechtzeitig den Rücken seines Gauls verlassen und stapfte, wie Ali und ich, zu Fuß weiter. Manchmal polterten zwar Steine die Felswände hinunter, und majestätische Adler kreisten hoch oben, doch sonst herrschte eine lähmende Stille.

Immer wieder mußten wir die Steilhänge und Felswände bergauf und bergab, was für mich nicht ganz problemlos war, weil ich absolut nicht schwindelfrei bin und mich die drohenden Abgründe oftmals in Panikstimmung brachten, sobald ich diese schmalen Felsbänder entlangschleichen mußte. Ich beneidete nur den Gaul um seine apathische Sicherheit in dem wilden Gebirgsgelände. Gegen Abend hatten wir den letzten Höhenkamm überwunden und gelangten in ein enges, grünes Tal. Dort tauchten in einer düsteren Schlucht die ersten Steinhäuser auf, deren winzige Fensteröffnungen uns mit dem Schein von Petroleumlampen den Weg wiesen. Vor und auf jedem Haus lagen jeweils vier bis fünf große kurdische Schäferhunde, die mit wildem, wolfsartigem Gehabe anschlügen. Gleich darauf stoppte eine ganze Hundemeute mit fletschenden Zähnen und lautem Gebell unseren Weitermarsch. Stimmen wurden laut, und Omar rief mit seiner gebieterischen Kommandostimme einige Namen in die einbrechende Nacht. Nach etlichen Gegenrufen piff jemand die Hunde zurück, die nur knurrend und widerwillig den Weg freigaben und zu ihren Schlafplätzen zurückkrochen.

Eines der Steinhäuser besaß auch ein oberes Stockwerk, und dort fand auch die offizielle Begrüßung statt. Ein paar Petroleumlampen wurden gebracht, und jemand leuchtete uns anschließend mit einer Taschenlampe nacheinander in die Gesichter. Obwohl Omar alle Dorfbewohner bestens kannte und diese auch ihn in deutlicher Erinnerung hatten, fiel die Begrüßung sehr kühl und mißtrauisch aus. Freude hatten diese Kurden mit uns wahrlich nicht, und als sie durch Omars Redeschwall außerdem noch vernahmen, warum ich – der Fremdling – mitgekommen war, schlug das Mißtrauen in offensichtliche Ablehnung um. Aber kurdische Gastfreundschaft ist ein gar heiliges Gesetz, das gewährt werden muß und auf keinen Fall verletzt werden darf. Daher zogen wir – wie üblich – die Schuhe aus und drückten uns in die letzte Ecke des düsteren Raumes, der auch da mit kostbaren Teppichen ausgelegt war.

Dieses letzte türkische Dorf mit seinen kaum 100 Be-

wohnern lag nur knappe zehn Gehminuten vom türkischen Grenz-Militärposten entfernt. Immer mehr Männer traten in den Raum, und alle bekamen den üblichen Tee serviert, während Omar als anerkannte Respektperson mit der ausführlichen Debatte über Ursache und Ziel unseres Besuchs begann. Da alle immer auf mich sahen oder mit den Fingern zeigten, war unschwer zu erraten, worüber sie sprachen. Omar wußte ganz genau, warum er für unseren Marsch ausgerechnet diese Schlucht gewählt hatte, obwohl mir der Militärposten bedrohlich nahe erschien. Die Dorfbewohner hatten aber zu den Grenzsoldaten einen sehr engen und direkten Kontakt, außerdem wurden die zehn Mann Militär von einem Unteroffizier und nicht von einem Offizier kommandiert. Zudem werden die Soldaten derart schlecht bezahlt, daß sie sich in ihrer permanenten Geldnot bei den Dorfbewohnern eine Verpflegungsaufbesserung oder sonstige Nebeneinkünfte – auf die ich später noch zu sprechen komme – beschaffen.

Mir war beim Gedanken, so haarscharf neben diesem türkischen Grenzposten schlafen und am nächsten Morgen dort passieren zu müssen, etwas mulmig zumute. Letzten Endes besah ich mir immer wieder Omar, der souverän mit seinem Turban neben mir hockte, mich überhaupt nicht beachtete und ständig die kleinen schwarzen Kügelchen seiner Kette durch seine Finger gleiten ließ. Ali übersetzte im Stenogrammstil die Unterredung, aber er hatte dabei Schwierigkeiten, weil er diesen kurdischen Dialekt an der iranischen Grenze schwer verstand.

Drei Brüder bildeten eine Dorfhierarchie, und diese drei Männer waren sich einzig und allein in dem Punkt einig, daß sie Omar und mir nicht behilflich sein wollten. Sie hatten mit den Behörden bereits etliche Schwierigkeiten gehabt und waren bei ihren »außerlandwirtschaftlichen« Einnahmen mehr auf Schmuggler spezialisiert, die ständig Führer, Mulis und Pferde für Transporte benötigten. Omar pries die kurdische Revolution in den grellsten Farben, appellierte an ihren Nationalstolz und ihre Verpflichtung, dem »Langen in der Ecke« – wie er mich wohlwollend nannte – bei seinem

Marsch in den Iran zu helfen, weil dann die Welt ausführlich über Probleme und Kämpfe der Kurden erfahren würde.

Omar beschwor die drei Brüder wie ein fanatischer Wanderprediger. Er machte in der endlos scheinenden Diskussion den Männern immer wieder verständlich, an welcher Schlüsselposition sie sich befänden und daß es letztlich nur von ihrer Entscheidung abhängen würde, ob der »Lange in der Ecke« heil hinüber und wieder herüber käme. Sie hätten es in ihrer Hand, der ganzen kurdischen Bewegung damit einen enorm wichtigen Dienst zu leisten. Ali flüsterte mir halblaut ins Ohr, daß Omar bereits den einen der drei Brüder weich bekommen hatte. Dieser eine Kurde war im Zweiten Weltkrieg im russisch besetzten Teil Kurdistans gewesen und war mir positiv gesinnt, weil er einige seiner russischen Wortfetzen bei mir erfolgreich loswerden konnte.

Zwei Frauen und drei Buben schoben dann das Riesentablett mit der Mahlzeit herein auf den Teppich, worauf sich die vierzehn Gäste hungrig auf die gebratenen Zicklein stürzten. Erst beim Tee begann Omar wieder, den Faden weiterzuspinnen. Die Schlucht, die zu diesem Grenzübergang führte, war derart eng und steil, daß eine Umgehung faktisch unmöglich war. Die türkischen Soldaten kontrollierten diese Engstelle mit Scheinwerfern und Doppelposten Tag und Nacht. Dennoch hatte diese Schlucht ihre Vorteile, weil sich auf iranischer Grenzseite kein unmittelbarer persischer Grenzposten befand, sondern die nächste Polizeistation 150 Kilometer entfernt war, bereits tief in Persien drinnen. Kurz vor Mitternacht kam Omar dann endlich zu einer einvernehmlichen Regelung. Wir mußten drei Pferde bei den Brüdern mieten und außerdem würde uns der erwachsene Sohn des einen Kurdendorfältesten als Führer begleiten, was alles zusammen eine schöne Stange Geld kostete. Omar machte ein ganz bekümmertes Gesicht und versuchte nochmals, den Preis herunterzuhandeln. Das aber war vergebliche Mühe, denn die drei Kurden wußten haargenau, in welcher Zwangslage wir uns befanden. Ali mußte übersetzen, man wollte mein Einverständnis zum

ausgehandelten Preis einholen. Mir blieb nichts anderes übrig, als mit dem Kopf zu nicken.

Wir wickelten uns alle in Decken, und während ich noch darüber nachdachte, wie es denn Omar schaffen wollte, an dem türkischen Grenzposten vorbeizukommen, hörten wir kurz nacheinander drei Schüsse in unmittelbarer Umgebung. Aber niemand nahm davon Notiz, und so kümmerte ich mich auch nicht darum. Ich war hundemüde und fiel gleich darauf in einen ohnmachtsähnlichen Schlaf. Ich hörte auch nichts mehr, als kurz darauf sechs schwerbewaffnete Pesch Merga in den Raum huschten und sich ungeniert samt ihrem Waffenarsenal zwischen uns Schlafende legten.

Institut kurde de Paris

Illegal über die Grenze nach Persien

Am nächsten Morgen sandte Omar einen jungen Burschen mit seinem eigenen Pferd zurück zu seinem Bauernhaus, während wir uns im Kurdendorf ein Muli und zwei Pferde »charterten«. Omar tuschelte mit den drei Brüdern und deren Söhnen. Gleich nachher wurde ich zur Kasse gebeten und mußte die Beträge für die drei Tiere und unseren Dorfbegleiter im voraus entrichten, weil es auch – wie man mir treuherzig versicherte – schiefgehen könnte.

Unsere kleine Karawane brach auf, und ich war gespannt, wie dieses Vorhaben gelingen würde. Ali hatte mir noch schnell übersetzt, daß durch diese Grenzschlucht ein sehr reger Schmuggelverkehr stattfindet – eine willkommene Einnahmsquelle für den türkischen Militärposten an der Grenze. Bereits nach einer Viertelstunde sahen wir auf der anderen Bachseite die kleine Militärbaracke, und davor flatterte am Mast die rote türkische Halbmondflagge mit dem Stern. Ein kleiner Helikopterlandeplatz war durch weißgekalkte Steine und ein Landekreuz gekennzeichnet. Jede Woche kam einmal der Hubschrauber angeknattert und brachte die Verpflegung für die Besatzung. Im Winter wird der Grenzposten geschlossen, weil sich bei den üblichen Schneemassen jeder Transitverkehr aufhört. Die Soldaten wurden auf unsere kleine Karawane aufmerksam und griffen nach ihren Waffen. Der Begleiter aus dem Dorf übernahm sofort den Dialog und erklärte den Soldaten, die er alle kannte, daß ich ein verschrobener Tourist aus Austria sei, der nur in alten Kirchen und Bauwerken herumschnüffle. Er machte mit seiner Hand eine etwas anzügliche, unmißverständliche Bewegung zum Kopf, um meinen »Geisteszustand« besser andeuten zu können. Nun bemerkte ich erst, daß unmittelbar neben der Militärbaracke eine uralte arme-

nische Kirche stand, die noch relativ gut erhalten ist und sicherlich für den Kenner einen kunsthistorischen Leckerbissen darstellen könnte. Der Begleiter erbat von der Grenzbesatzung die Erlaubnis, diese armenische Kirche von innen besichtigen zu dürfen, womit der Unteroffizier etwas zögernd einverstanden war. Wir mußten zuerst alle Hände schütteln, meinen Reisepaß wollten sie auch noch sehen, aber nachdem sie den türkischen Einreisestempel der Polizei des Istanbuler Flughafens gesehen hatten, schien das Mißtrauen gewichen zu sein. Drei Bewaffnete schlichen mit uns in die feuchte, nach Chlorkalk riechende Kirche. Mit zwei Feuerzeugen wurden die Wände abgeleuchtet, und ich steigerte mich gleich mit wachsender Begeisterung in die Rolle eines Kunstkenners. Unser Begleiter schusselte von einem Raum zum anderen, und wir tappten folgsam hinterdrein. Es war kein Inventar mehr in diesem modernden Gotteshaus der Armenier, auch hatten sich einzelne Felsbrocken bereits aus der sonst noch völlig intakten Gewölbedecke gelöst.

Der Mann aus dem Dorf setzte seine kunsthistorische Exkursion aber gleich fort und bat den Unteroffizier formvollendet, dem Kirchennarren – dabei zeigte er wieder mitleidig auf mich – doch noch oben bei den Felsen die armenischen Kavernen zeigen zu dürfen. Die drei Soldaten folgten uns auf Schritt und Tritt, als wir den wasserführenden, mit Geröll und glitschigem Morast bedeckten Steilhang bis zu den ersten Felswänden auf allen vieren emporkeuchten, in denen eine kleine Höhlenöffnung zu erkennen war. Mit Feuerzeug- und Streichholzbeleuchtung drangen wir die ersten Meter in diesen rätselhaften Felsgang ein, wo deutlich an den Felswänden Inschriften und Felsgravierungen zu sehen waren. Die Armenier mußten sich bei der blutigen Verfolgung durch die Türken einst in dieses Höhlenlabyrinth zurückziehen, das sich kilometerweit in den Berg erstreckt.

Seit der endgültigen Vertreibung der Armenier sind diese Armenier-Höhlen ein Anziehungspunkt für die Kurden des Grenzdorfes. Speziell während der Winterzeit, wenn die

Soldaten abgezogen sind und reichlich Zeit vorhanden ist, graben die Männer monatelang in diesen Felsgängen nach Schätzen. Einige zugemauerte Felsgänge waren bereits entdeckt und aufgebrochen worden. Vor zwei Jahren sollen die Dorfbewohner auch ganz raffiniert vergrabenen Goldschmuck gefunden haben. Die beiden ersten Fundschichten und Behälter waren meist leer, aber darunter befanden sich dann die richtigen Fundorte. Vor zwanzig Jahren soll ein Armenier mit einer Planskizze seiner Vorfahren in der Schlucht aufgetaucht sein und heimlich versucht haben, nach Schätzen seiner Ahnen zu graben. Der Mann hauste einen vollen Monat in dem Höhlenlabyrinth, und der Feuerschein seines Lagers war deutlich bis in das Tal hinunter zu sehen. Eines Tages fand man den Armenier aber tot neben dem Bach, sein abgeschnittener Kopf lag nahe dem Körper. Die vergilbte Planskizze war spurlos verschwunden. Nach wie vor bilden diese rätselhaften Felsenhöhlen für die Kurden ein Traumziel im Winter. So wie wir Toto tippen und auf den großen Zwölfer warten, erhoffen sich die Kurden dort eines Tages einen Goldschatzfund. Außerdem soll angeblich im Gestein dieser Felsgänge vereinzelt Goldmineral gefunden worden sein, was geologisch aber keinesfalls bewiesen oder auch nur wahrscheinlich ist. Ali übersetzte mir, daß ich reichliches Interesse für diese armenischen Behausungsstätten zeigen sollte, als wir alle auf dem nassen Boden der ersten Felshöhle hockten und unser Dorfbegleiter in überzeugender Art den Soldaten klarmachte, daß für diesen sonderbaren Besucher – mich – überhaupt nichts anderes existiere als alte armenische Kirchen und Bauwerke, selbst wenn diese schon verfallen sind. Ganz geschickt flocht unser Mann dann noch ein, daß auch weiter drüben, über der Grenze – im Iran –, und zwar im selben Tal, noch andere armenische Bauwerke zu finden seien. Ali hielt mich über jede Gesprächsphase am laufenden.

Im leisen Tonfall mit vertraulich privatem Einschlag erkundigte sich unser Führer bei dem Unteroffizier, dem dieser Grenzposten unterstand, ob sie denn diesen »verschrobenen Kirchennarren« nicht für einige Tage über die

Grenze nach Persien lassen könnten, weil Khomeini ja bekanntlich weder Visa noch Einreise gestatte. Sie wisperten miteinander, und Ali flüsterte mir nach einer geraumen Weile zu, daß es lediglich noch um die Höhe der Summe ging. Die Verhandlungen wurden geheimnisvoll leise mit nichtssagenden Gesten der Hände geführt, wobei abwechselnd unser Begleiter und dann wieder der Unteroffizier Kunstpausen einlegten und mit einem Stein Ziffern und Striche in den feuchten Boden ritzten. Nach etlichen Minuten waren sich die beiden Gesprächspartner dann über einen erstaunlich hohen Geldbetrag einig, der hastig – als könnte irgend etwas diese Transaktion noch verhindern – den Besitzer wechselte. Ich hatte gezahlt und war nicht ganz sicher, ob sich der Unteroffizier und mein Dorfbegleiter diese Summe nicht anteilmäßig nachher noch teilen würden. Für die Soldaten war diese außergewöhnlich hohe Nebeneinnahme natürlich ein gefundenes Fressen, und ich war heilfroh, auf diese Art die türkisch-iranische Grenze illegal überschreiten zu können. So war beiden Seiten geholfen. In solchen Momenten darf man nicht knausern. Wenn ein Vorhaben an solchen Beträgen scheitert, sind gleichzeitig auch alle bis dahin investierten Geldsummen umsonst hinausgeworfen. Die Verabschiedung vom Unteroffizier und seinen Soldaten war sehr höflich und zukommend, wie es sich zwischen zwei potenten Geschäftspartnern gehört. Wir schüttelten uns die Hände, als wäre diese Aktion die natürlichste Angelegenheit der Welt. Ali machte mich beim Abmarsch aber halblaut darauf aufmerksam, daß diese korrupten Halunken bei unserer Rückreise wahrscheinlich den doppelten Betrag verlangen würden.

Laut Anweisung und Vereinbarung verschwanden alle Soldaten im Inneren der Baracke, während wir unbehelligt über die türkische Grenze in den Iran zogen. Zwei Kurden-dörfer im Iran standen auf der anderen Grenzseite noch unmittelbar neben dem Weg – Stützpunkte für Schmuggler –, wo wir uns aber nicht länger aufhielten, sondern uns von dem umkehrenden Dorfbegleiter verabschiedeten.

Für mich hatte man das Muli ausgesucht, während Omar

und Ali Pferde ritten. Die zwei Kurden bestiegen weit routinierter und eleganter ihre Tiere als ich, der ich zum ersten Mal im Leben solch einen Vierbeiner besteigen mußte. Vom Moped bis zum Düsenjäger und vom Esel bis zum Kamel waren mir in den vergangenen Jahrzehnten zwar alle Transportmittel geläufig geworden, aber Pferd oder Muli hatte ich bisher noch nie benützt. Lieber wäre ich zu Fuß gelaufen, aber das hätte allzuviel Zeit verschlungen und war – wie ich später einsah – technisch auch unmöglich. Die Kurden verwenden weder Sattel noch Steigbügel, sondern mit Schafwollgurten und Stricken wird eine ständig verrutschende Decke auf den Rücken des Tieres gebunden. Kaum wollte ich auf das Tier klettern, begann es schon zu marschieren, und ich landete einige Male sehr abrupt und unsanft am Boden, bis Ali und Omar das Muli hielten. Für meine beiden Kurden mußte dies die reinste Löwingerbühne-Vorstellung gewesen sein, denn sie bogen sich vor Lachen, als meine beiden Beine so halt- und hilflos neben dem Mulibauch baumelten und meine Hände sich in die Mähne des Tieres verkrallten, dem einzigen Halt für eine Fixierung meines Körpers.

Ali ritt voraus, dann kam ich mit meinem Klepper, und den Abschluß bildete Omar. Meine anfängliche Freude, nicht mehr zu Fuß marschieren zu müssen, sondern bequem reiten zu können, nahm ein jähes Ende, als Omar unsere Mini-Kolonne antrieb und mit einer Gerte auf mein Tier einschlug. Ich kam sehr bald in arge Schwierigkeiten, meinen Sitz am Mulirücken zu behaupten. Verzweifelt suchte ich mich mit beiden Beinen und beiden Händen festzuhalten, aber nur die ständig verrutschende Decke und die Mähne des Tieres boten sich dafür an, Zügel gab es keine. Sobald aber mein Muli in langsamere Gangart zu fallen und ich aufzuatmen begann, drosch Omar wiederum unbarmherzig auf das Tier.

Zuerst führte unser Weg an Schafherden vorbei einen steilen Felspfad empor, entlang an senkrechten Felswänden. Tief unter uns war bald darauf ein kleiner See zu erkennen, der durch eine abgegangene, riesige Geröll-Lawine, die das

Bachbett verlegt hatte, entstanden war. Gleich nachher wies der ausgetretene Steig tief hinunter zu einem Gebirgsbach, den wir in den nachfolgenden Stunden noch 57mal durchqueren mußten. Vorsichtig, als würden sie zwischen rohen Eiern gehen, suchten die Tiere im reißenden Gewässer mühsam tastend einen festen Halt, während wir die Beine eilig hochziehen mußten, wenn das Wasser bis zum Bauch der Vierbeiner reichte. Ich zitterte um mein Filmmaterial und um die Kameras, die bei einem Bad in diesen tosenden Gewässern zweifellos kaputt gegangen wären. Das Tal verengte sich zu einer schmalen Schlucht, schwarze Wolken überzogen den bis dahin blauen Himmel, und ein feiner Nieselregen machte diesen Ritt durch die Felsschluchten noch weit unfreundlicher, als er es ohnedies schon war. Einmal stapften wir hoch droben in den Felswänden und dann wieder tief unten in Geröll und Wasser, das immer gewaltiger und tosender wurde, je tiefer wir talabwärts kamen. Gelegentlich trafen wir auf entgegenkommende Kurdenkarawanen, die ihre Tragtiere mit riesigen Schafwollsäcken und Ballen beladen hatten. An kritischen, schmalen Stellen war es manchmal ein Problem, an den vollbeladenen Tieren vorbeizukommen, die sich gegenseitig in die Abgründe zu drängen versuchten. Neugierig sahen mich die Kurden dieser Karawanen an und fragten mißtrauisch, was dieser »Fremde« denn da bei ihnen zu suchen habe. Omar erzählte ihnen im Vorbeireiten schnell irgendein Märchen über mein Reisevorhaben. Es dürfte für mich nicht allzu schmeichelhaft ausgefallen sein, denn Ali verweigerte mit grinsendem Gesicht kopfschüttelnd die Übersetzung.

Als die Wegstrecke normaler und gefahrloser wurde, kam mir zu Bewußtsein, daß ich mich im Iran, im Reiche des bärtigen Ayatollah Khomeini befand, der ausländischen Journalisten damals keine Einreiseerlaubnis in das iranische Kurdistan gab und jede illegale Einreise in dieses spannungsgeladene Sperrgebiet mit der Todesstrafe bedrohte. In jenen Stunden machte mir diese drohende Strafe weit weniger aus als mein ständig verrutschender, unsicherer Sitz am Pferde Rücken. Omar wußte zudem haargenau, daß in

diesem wilden Gebirgstal weit und breit kein persischer Polizei- oder Militärposten war, denn der Nachrichtendienst der Kurden funktioniert von jeher tadellos. Ich vermochte es kaum zu fassen, aber ich war nun mit meinen zwei kurdischen Begleitern ohne Visum illegal in Persien. Omar tat so, als wäre dies die selbstverständlichste und alltäglichste Sache der Welt.

Einen vollen Tag dauerte der qualvolle Ritt durch die unheimlichen Schluchten. Knapp vor Einbruch der Dunkelheit wurde dieses verdammte Tal dann endlich weiter, aber dafür trieb Omar mein Muli mit seiner langen Gerte zum ständigen Galopp an, bis wir schließlich zum letzten Mal den hier schon breit dahinfließenden und mächtig angeschwollenen Fluß durchwateten. Ich spürte die Innenseiten meiner Schenkel und mein Hinterteil vor lauter Schmerzen und Krämpfen nicht mehr. Die ersten bebauten Felder waren zu erkennen, und es dauerte dann auch nicht mehr lange, bis wir die ersten Kurden und ein kleines Dorf erreichten. Zielsicher steuerte Omar ein einstöckiges Haus an, nachdem er vorher noch einem kurdischen Bauern unsere drei Tiere anvertraut hatte. Omar kannte anscheinend alle, und alle kannten Omar. Diese persische Ortschaft hatte für die Kurden insofern eine besondere strategische Bedeutung, weil dort die erste staubige Landstraße beginnt, auf der Autos fahren. Ich wußte nicht, wie ich meine Beine bewegen sollte, der Ritt hatte mich gehunfähig gemacht. Mühsam kletterte ich mit Ali die hohen Steintreppen bis in das erste Stockwerk hoch, wo wir bei einem Freund und Verbindungsmann der KDP die Nacht verbrachten. Unsere Ankunft war auch da wieder das Zeichen für eine ganze Reihe von Besuchern, die nacheinander an den Wänden Platz nahmen. Eine sehr aufgeregte und hitzige Diskussion begann. Ich merkte am bekümmerten Gesicht von Ali, daß nicht alles in Ordnung zu sein schien, aber mein Dolmetsch streikte und meinte mißmutig, daß er diesen Dialekt der Kurden nicht richtig verstehen könne. Ich wartete das reichliche Abendessen nicht mehr ab, sondern war froh, daß ich meine Beine langstrecken konnte. Hätte ich zu dem Zeitpunkt gewußt,

was die aufgeregt redenden Kurden erzählten, wäre ich wahrscheinlich gleich umgekehrt. So aber schlief ich wie ein regungsloser Mehlsack in der Ecke und galoppierte im Traum nochmals durch die unwegsamen Schluchten.

Institut kurde de Paris

Der Schmied schlug als erster zu

Die Kurden zählen zu den historisch am weitesten zurückverfolgbaren Völkern. In der Altertumsforschung existiert eine regelrechte »Kurdologie«. Bis um 1850 waren verschiedene Forscher der Überzeugung, daß die Kurden höchstwahrscheinlich den Chaldäern in Babylon zuzuzählen sind und kaukasischer Abstammung wären. Auch späterhin waren die Experten nicht in der Lage, die kurdische Sprache einzuordnen. Man vermutete, daß es sich um einen persischen »Dialekt« handle. Das 18. und 19. Jahrhundert brachte in Verbindung mit der neueren Bibelforschung eine Unmenge von Vermutungen über die Herkunft und Abstammung der Kurden ans Licht.

Kurdisch ist aber keinesfalls ein Dialekt, sondern die neueren Forschungen im 20. Jahrhundert haben den Beweis erbracht, daß es sich um eine eigenständige Sprache innerhalb der iranischen Sprachgruppe handelt. Allerdings tendieren die Grammatik und Phonetik des Kurdischen weniger zum Persischen als vielmehr zur medischen oder vielmehr zur klassischen altmedischen Sprache.

In vieler Hinsicht haben sich die Kurden durch ihre Isolation in der wildesten Gebirgswelt eine kulturelle und ethnische Besonderheit erhalten, die sich auch im Brauchtum widerspiegelt, in dem man ganz deutlich Hinweise für die Zeit vor dem Islam erkennen kann. Diese Isolierung und Konservierung verschiedener Merkmale lassen die Kurden bis in die Antike nachweisen. Der unbeschreibliche Stolz sowie die Kampffreudigkeit der Kurden in ihren faktisch unangreifbaren Territorien waren auch die Ursache, daß sich die Kurden niemals in die Hilfsvölker des Darius einordnen und erniedrigen ließen. Selbst aus den verschiedenen Großreichen Vorderasiens klammerten sich die Kurden

von jeher aus und bildeten geradezu eigenstaatliche Stammesgebiete, die sich immer wieder gegen eine Eingliederung oder Verwaltung von außen her stemmten. Die Kurden kämpften mit mehr oder minder großem Erfolg Jahrhunderte hindurch verbissen gegen Babylonier, Assyrer, Römer, Perser, Araber, Mongolen und Türken. Sie wurden bei diesen Kämpfen oft blutig geschlagen, aber nie vernichtet. Wenn es nötig war, zogen sie sich wieder in ihre unwegsame Bergwelt zurück und vermochten die Schluchten und Täler mit wenigen Kriegern für die Verfolger zu sperren. Durch diese geographischen Vorteile und diese Taktik haben sich die Kurdenstämme auch in ihrem Brauchtum »rein« erhalten. Sie vermochten von Generation zu Generation und von Jahrhundert zu Jahrhundert ihre Überlieferung zu bewahren. Sie schlossen sich auch lange Zeit hindurch hermetisch ab, und nur ganz vereinzelt Forscher konnten zu ihnen gelangen.

Schon allein vom Namen her werden die Kurden mehreren Völkern zugeordnet. Der Name »Qurti« scheint bereits auf über 4000 Jahre alten Schrifttafeln auf, und wenn man die Schilderungen Xenophons über die Märsche hoch hinauf zu den »Karduchen«-Paßübergängen nachliest, so sind es nicht nur geographische, sondern auch sprachliche Anhaltspunkte, die in den »Karduchen« die Vorfahren der »Kurden« erkennen lassen. Sprachforscher haben sich da eine eigene Theorie zusammengebastelt, bei der die drei Konsonanten K, R, D den Ausschlag geben. Diese drei Konsonanten kommen bei den »Karduchen« ebenso in tragender Art vor wie bei den »Kurden«. Bei anderen Völkern kann man diesen Nachweis in der gleichen Form feststellen. Die Konsonanten bleiben während der sprachlichen Entwicklung voll und ganz erhalten, nur die Vokale verschieben sich in verschiedene Richtungen. Diese drei Konsonanten tauchten nochmals auf, als die Könige von Babylon, Kaschu und Akkad ihr vereinigt Riesenreich »Kardunasch« nannten. So stellen Forscher ethnologische Zusammenhänge und Verwandtschaften von Völkern dar.

Nach anthropologischen Gesichtspunkten vermag man

allerdings die Kurden ihrer Schädelbildung entsprechend kaum zu fixieren, weil bei den verschiedenen Stämmen ganz unterschiedliche rassische Merkmale auftauchen, die jeder einheitlichen Linie widersprechen. Der Stuttgarter Universitätsprofessor Freiherr von Eickstedt, der in der Kurdenforschung einen hochangesehenen Namen hat, berichtete über ein verblüffendes persönliches Erlebnis, das seine bisherigen Untersuchungsergebnisse in Ostkurdistan glatt über den Haufen warf.

Er hielt mit seinem Wagen im September 1956 auf dem Paß Pay-e-Taq an, um dort zu übernachten, als plötzlich Nomadenkurden des Kalhorstammes samt Familien und Tieren mit mißtrauischen Blicken vorbeimarschierten. Diese Nomaden hatten aber ganz augenfällig riesige Hakennasen, die den wettergegerbten Gesichtern ein furchterregendes Raubvogelaussehen verliehen. Solcherart hervorstechende Riesennasen hatte der Forscher noch nie gesehen, wobei die abgeflachte Stirne dieser Gesichter den ganzen Eindruck noch multiplizierte. Nun sind solche Raubvogelgesichter aber bei Ausgrabungen immer wieder aufgetaucht, sowohl in Mesopotamien als auch in Ägypten. Man findet sie auf verschiedenen Keilschrifttafeln, auf denen ein Gebirgsherrscher mit Namen Anubanini genau beschrieben und bildlich dargestellt ist. Seine Krieger haben ganz deutlich Vogelkörper mit Schnabelgesichtern. Diese Begegnung war für den bekannten Universitätsprofessor eine anthropologische Sensation. Er fand auch noch weitere Hinweise bei den Bergkurden im nördlichen persischen Siedlungsgebiet, wo sich diese Raubvogelgesichter gleichfalls feststellen ließen; aber immer nur bei den Nomadenstämmen und nie bei den sesshaften Kurden. Die Kurden werden zudem auf sumerischen Keilschrifttafeln genannt, und auf sumerischen Statuen und Abbildungen tauchen auch immer wieder diese Vogelgesichter auf. Wenn man ganz verwegene Kombinationen anstellen wollte, könnte man sogar behaupten, daß die Kurden überhaupt zu den ältesten Völkern im babylonischen Völkerwirrwarr zählen. Sicherlich wird sehr vieles dabei Spekulation bleiben, aber die Fäden und Wurzeln

dieses rätselhaften Volkes führen zweifellos alle in dieselbe Richtung. Ob sich diese Völker einst Guti, Qurti, Karda oder Kurden schrieben – sie sind zweifellos die Vorfahren der heutigen Kurden, die sich in ihrer Mentalität und unbeugsamen Wehrhaftigkeit gleich erhalten haben.

Die sagenumwobenen Kurden haben auch Eingang in Gilgamesch-Epen der frühgeschichtlichen sumerischen Könige gefunden. Da tauchen »gefährliche Tiere aus den Bergen«, diese »Feinde alles Lebendigen«, diese »Schänder aller Götter und Tempel, denen nichts heilig ist«, auf.

Die biblische Sintflut hat gleichfalls mit den Kurden zu tun, denn die Arche Noah ist angeblich auf den Berghängen des Ararat gelandet, im Gebirge der Kurden, wo übrigens in letzter Zeit Forscher nach dem Schiff graben. Von dort aus sind die Überlebenden wieder zu Tal gezogen. Die Araber sprechen von einem ersten Dorf mit Namen »Tamani«, das nach der »großen Flut« in Kurdistan gegründet worden sein soll, und man ist der Überzeugung, daß es dieses Dorf (Bethmanni) auch heute noch tatsächlich auf den Hängen in Kurdistan gibt. Die Kurden auf ihren himmelstürmenden Bergen haben die Flut überlebt, von ihnen soll die weitere Besiedlung dann ihren Fortgang genommen haben. Araber, Christen, Türken und Perser sind in verschiedenen sagenumwobenen Erzählungen immer wieder auf die Existenz dieser Bergstämme gestoßen. Es heißt auch wortwörtlich in solchen Überlieferungen: »... nach der großen Flut übernahmen die Könige der *Bergvölker* die Herrschaft.«

Um die Entstehung oder »Gründung« des Kurdenvolkes ranken sich unzählige Sagen und Legenden, über die aber keine schriftlichen Überlieferungen existieren, sondern die man von Stamm zu Stamm und von Generation zu Generation mündlich weitergab. Eine der markantesten Legenden weist in ihrem Inhalt einige historische Daten und Hintergründe auf und wird in den Kurdendörfern auch heute noch gerne weitschweifig erzählt. Meist sind es alte Männer und Frauen, die den Kindern mit geheimnisvoller, leise klingender Stimme und entsprechenden Betonungen berichten:

Im heutigen Dreiländereck Türkei, Iran und Irak

herrschte einst ein grausamer König – Zaehak – in einer Felsenburg, die von vielen Schlangen und sonstigen bösen Tieren nur so wimmelte. Seine Untertanen mußten ihrem blutgierigen König täglich die Gehirne von Kindern in seine Schreckensburg bringen, mit denen er seine Tiere fütterte und von denen er angeblich auch selbst aß. Sobald seine Untertanen auf diese tägliche unmenschliche Fütterung vergaßen, sandte der König eine Schar schwerbewaffneter Krieger in die umliegenden Dörfer, die kurzerhand das nahmen und zur Burg brachten, was die Bauern nicht freiwillig gegeben hatten. Dabei fielen den Schergen auch viele Erwachsene zum Opfer, weil sich die Eltern der kleinen Kinder gegen die Mörder mit Gewalt auflehnten und deshalb ebenso wie ihre Kinder erschlagen wurden. So kamen die Bewohner auf eine listige Idee und präsentierten fortan ihrem abscheulichen Unterdrücker am Burgtor die Gehirne von kleinen Lämmern und Zicklein. Da die Krieger des Königs aber jede Woche ihre Runde durch die Dörfer machten und alle Bewohner, vor allem alle Kinder, zählten, schmuggelten die Bauern nach jeder Irreführung die entsprechende Anzahl von Kindern in die Berge, wo sie ganz besonders hart und militärisch streng erzogen wurden. König Zaehak entdeckte aber nach einer geraumen Weile diesen Schwindel mit den Tiergehirnen, da man vergessen hatte, diese »Mahlzeiten« genau zu säubern, und Schafwolle neben dem Gehirn eines Lämmchens zu sehen war. Die Strafe war fürchterlich. Künftig ließ der brutale Herrscher seine Mahlzeiten wieder durch seine Krieger einholen.

Das drei Steinwürfe von der Königsburg entfernt liegende Dorf beherbergte auch den Schmied Kawa, der auf diese Art bereits sieben seiner Kinder verloren hatte. Kawa mußte die Waffen für den König und seine Krieger schmieden. Als er nun sein letztes Kind zur Tötung ausliefern sollte, warf er seine bisherige Untertänigkeit ab, raffte zornig alle in seiner Schmiede lagernden Waffen zusammen und verteilte sie an die Bewohner der umliegenden Dörfer. Wütend forderte er die Bauern auf, mit ihren Familien, Vorräten und Tieren in die Berge zu kommen. Innerhalb weniger Stunden wurden

die Dörfer leer. Sie lagen wie ausgestorben vor den Augen der verblüfften Krieger. Der Schmied Kawa aber predigte Rache an ihrem grausamen Herrscher. Als hätten die gequälten Bauern nur auf das auslösende Wort gewartet, das in jener Stunde der grobschlächtige Schmied sprach, schworen auch sie blutige Rache. Den Kern der kleinen Bauernstreitmacht unter dem Kommando des Schmiedes Kawa bildete jedoch die inzwischen herangewachsene, in die Berge geschmuggelte Jugend.

Zwei Tage später gelang die Überrumpelung der Burg König Zaehaks. Ein Dutzend dieser jungen Kämpfer war heimlich in der Nacht über die steilen Felsen und Mauern geklettert, hatte den Wachen die Kehlen durchtrennt und dann die Tore für die draußen wartenden Bauern geöffnet. Voran der Schmied mit einer Eisenstange, die einmal das Schwert für einen Königsschergen hätte werden sollen, so stürmten die Scharen die Burg, und Kawa zertrümmerte eigenhändig den Schädel des Tyrannen. Nachdem die Vorräte und Schätze des getöteten Herrschers in Sicherheit gebracht waren, zündete Kawa diesen von Schlangen wimmelnden Festungsbau an. Die befreiten Bauern umstanden die ganze Nacht die lodernde Burg und sangen und tanzten vor Freude. Es soll dies die Geburtsstunde des Kurdenvolkes gewesen sein, und von da an soll sich der Weg der Kurden, dem Fluch ihres getöteten Königs nach, blutig in die ferne Zukunft gerichtet haben.

Merkwürdig ist, daß diese Sage im Jahre 1956 ein kurdischer Lehrer, Karim Zendi, den beiden tschechischen Journalisten Hanzelka und Zikmund in ähnlicher Version erzählt haben soll, wie sie der französische Reiseschriftsteller Larmond in Nordwestkurdistan im Iran gehört hatte und wie man sie mir bei meinem Marsch an der türkisch-iranischen Grenze in einem Kurdendorf ganz geheimnisvoll berichtete. Nur die Schreibweisen der Namen des Königs und des Schmiedes waren verschieden, und in einem Fall wuchsen dem König die Schlangen aus den Schultern, im anderen Fall lebte und schlief der Tyrann mit den Schlangen und Dämonen zusammen in der Burg. Daß sich diese

Legende aber in Nordwestpersien ebenso wie im Irak und an der türkisch-iranischen Grenze in völlig abgeschiedenen Gegenden nahezu identisch durch Jahrhunderte hindurch erhalten hat, läßt auf einen historischen Inhalt schließen, der im Verlaufe der Zeiten entsprechend ausgeschmückt wurde.

Ein weiterer historischer Hinweis läßt aufhorchen. Die brennende Tyrannenburg ließ angeblich am 21. März des Jahres 1234 vor der Hedschra ihre Flammen in den Nachthimmel lodern, und das ist aus zweierlei Gründen ein sehr markantes Datum. Viele europäische Völker bis nach Skandinavien hinauf feiern am 21. März die Tag- und Nachtgleiche mit Feuern auf den Bergen noch heute, und einige slawische Volksgruppen befestigen in dieser Nacht Puppen und Figuren an Stangen und verbrennen sie, wobei gleichfalls gesungen und getanzt wird. In der islamischen Religion läßt sich aber mit diesem kurdischen Erhebungsdatum des Jahres 1234 vor der Hedschra ein viel wichtigeres Ereignis verbinden. In diesem Jahr – übersetzt in unsere Zeitrechnung 612 v. Chr. –, und zwar laut Keilschrifttafeln genau am 21. März, wurde die assyrische Hauptstadt Ninive von den Medern erobert, verbrannt und völlig zerstört. Wenn man in diesem Zusammenhang noch bedenkt, daß die Kurden die Sprache der Meder sprechen, so ergibt sich eine ganze Menge von Vermutungen und Spekulationen.

Die Kurden kann man nach ihren rassistischen Merkmalen nicht einheitlich klassifizieren, sie weisen zu unterschiedliche und konträre Merkmale auf, doch die medische Sprache verleiht diesem Volk eine zweifelsfreie Einheit, die heute von keinem Forscher mehr bestritten wird. Der Rückzug in die unwegsamen Gebirgstäler in Krisenzeiten hatte Nachteile in der Entwicklung zur Folge, denn der Fortschritt machte vor den Felsen halt. Aber Fortschritt bedeutet nicht immer nur Positives, und so muß man feststellen, daß diese Isolation den Kurden auch Vorteile gebracht hat.

Heute haben die Kurden viele »Schmiede Kawa«, die unerbittlich zuschlugen in der Vergangenheit und bis in unsere Tage von diesem stolzen und unbeugsamen Geist beseelt sind, dem sie ihre Existenz verdanken.

Mit einem Auto fahren wir weiter

Am Morgen schälten wir uns erst spät aus den Decken, als Omar bereits seinen schmalen Gebetsteppich aufgerollt hatte und eifrig seine Koransuren herunterhaspelte. Zwischendurch bohrte er fleißig in seiner mächtigen Nase, und suchend irrten seine Augen während des Gebetes durch die offene Türe, in Richtung Küche, wo das Frühstück zubereitet wurde. Ächzend und stöhnend ließ Omar sich immer wieder in unregelmäßigen Abständen auf die Knie fallen und berührte mit seiner Stirne den Teppichboden. Innige Andacht war dem Kurden kaum anzumerken, doch hielt er sich streng an den Koran und betete zu den vorgeschriebenen Zeiten.

Ein Junge und zwei Männer schoben bald darauf die Schüsseln mit Joghurt, Eiern, Suppe und Fladenbrot zur Türe herein. Es dauerte dann auch nicht lange, und wir vernahmen den Motorenlärm eines Autos. Ich sah Ali fragend und mißtrauisch an. Der zuckte wie ein Unbeteiligter nur seine Schultern und schaufelte Yoghurt in sich hinein, als hätte er die letzten Tage nichts zu essen bekommen. Von der Straße hörte man die Stimme eines Mannes. Der Hausbesitzer und Omar beugten sich weit aus dem Fenster und führten eine aufgeregte und lautstarke Diskussion. Plötzlich war die Unterhaltung beendet, und Omar bedeutete mir mit fahrigen Gesten, rasch mit dem Gepäck mitzukommen. Irgend jemand sei hinter uns her, raunte mir Ali noch ängstlich ins Ohr, als wir bereits mit den Rucksäcken dem vor uns laufenden Omar nacheilten. Der rannte durch die schmale Häusergasse und schien sich kaum darum zu kümmern, ob wir ihm nachkamen oder nicht. Auf einem kleinen Brunnenplatz wimmelte es von Menschen, die alle auf einen blauen japanischen Lieferwagen gewartet zu haben

schienen. Berge von Säcken wurden abgeladen, abschließend polterte auch noch ein Dieselölfaß zu Boden und hätte beinahe die dünnen Beine eines Kindes abgequetscht. Einige Kurden mit Waffen bildeten den Mittelpunkt und musterten uns neugierig, als wir mit langen Schritten zum Wagen kamen. Der Fahrer wurde von Omar lautstark angetrieben, meine Rucksäcke landeten mit Schwung auf der offenen Plattform, während wir unzertrennlichen »Drei« (Omar, Ali und ich) im Wageninneren Platz fanden. Argwöhnisch warf ich immer wieder einen Blick auf mein Gepäck, auf dem es sich ein Kurde gerade bequem machte.

Ich werde wohl nie erfahren, wer hinter uns her war und warum wir im Fluchttempo so eilig davonfuhren. Die Kinder jauchzten auf, liefen noch eine Weile hinter uns her und blieben schließlich in einer braunen Staubwolke zurück. Die staubige, schmale Landstraße schlängelte sich zwischen Feldern auf sanfte Berghänge hinauf, und nach einer halben Stunde pochte unser Kurde von der Plattform mit seinem Gewehrkolben auf das Dach des Führerhauses, zum Zeichen, daß er aussteigen wollte. Zielsicher warf er eine Münze durch das offene Autofenster zu dem das Fahrgeld mahnenden Chauffeur, dann marschierte er wort- und grublos querfeldein davon. Ein anderes Mal hörten wir einen peitschenden Schuß, dessen Bedeutung mir erst klar wurde, als hinter uns ein junger, hochaufgeschossener Kurde mit langen Sätzen zu unserem stehengebliebenen Wagen eilte, um mitgenommen zu werden. Weiter drüben, bei einem kleinen Fluß, standen zahlreiche dunkelbraune Nomadenzelte. Unser Fahrer brüllte mit voller Lautstärke rätselhafte Sätze zu den dort winkenden Kurden, worauf wir unsere Fahrt fortsetzten. Omar beobachtete den Fahrer immer wieder sehr mißtrauisch und wechselte kaum ein Wort mit ihm. Der Wagen war relativ neu und flitzte mit hoher Geschwindigkeit durch diese malerische Landschaft, die von bleigrauen Wolken in ein geheimnisvolles Dämmerlicht getunkt war. Gegen Mittag erreichten wir die erste Asphaltstraße. Dort stand breit und mächtig eine von Schüssen durchlöcherter grüne Straßentafel mit den Namen der näch-

sten Dörfer und Städte. Durch diese grüne Tafel rückte mir wieder die Tatsache ins Bewußtsein, daß ich mit einem Auto illegal durch Westpersien kutscherte. Nach Marsch und Ritt tat die Fahrt wohl. Der Verkehr nahm zu, und besonders häufig trafen wir auf die bulligen hohen Traktoren, die mächtig qualmten, mehr als die Hälfte der Straßenbreite für sich in Anspruch nahmen und grundsätzlich nie auswichen. Lastwagenkolonnen mit johlenden Männern fuhren zum Begräbnis eines mächtigen Stammesscheichs und beanspruchten Vorfahrtsrecht gegenüber allen anderen Wagen.

Die hellbraune Berglandschaft weitete sich langsam, überall wurde die Herbsternste eingebracht, und Schafherden fraßen die kümmerlichen Grasreste. Bei einer einsamen Tankstelle füllte unser Fahrer gegen Mittag nochmals seinen Benzintank voll, und weiter ging die Fahrt auf einer breiten asphaltierten Hauptstraße. An unzähligen dieser grünen Straßenhinweistafeln waren wir schon vorübergekommen, und als ich die darauf geschriebenen Städtenamen mit meiner Landkarte verglich, begannen mir die Haare zu Berge zu stehen, weil ich nun eine Vorstellung davon bekam, wo ich mich eigentlich befand und wohin ich mich bewegte. Von meinen zwei Begleitern erfuhr ich keinen Hinweis, was uns bevorstand. Ali war gleichfalls sehr wortkarg geworden, er sah mehr auf seine ineinanderverknoteten Finger als zum Wagenfenster hinaus und tat so, als würde er beten.

Am späten Nachmittag erreichten wir einen Bergkamm. Es begann zu regnen, doch fern am Horizont lugte die Sonne zaghaft mit breiten Strahlenfächern zwischen einer pechschwarzen Wolkenbank hervor, die sich auf glitzernden Blechdächern spiegelten. Stadt hatten wir auf unserer bisherigen Fahrt noch keine gesehen, aber diesmal war vor uns kein Dorf und keine größere Siedlung – es war anscheinend wirklich eine kleine Stadt. Mir war nicht geheuer, als wir die breitangelegte Straße hineinfuhren, an der zu beiden Seiten fabriksähnliche, gemauerte Häuser in langer Reihe trostlos zusammengeduckt beisammenstanden. Teilweise waren die Behausungen bereits mit herausgebrochenen Fensterscheiben und im Wind knarrenden, kaputten Türflügeln in einem

vom Vandalismus gekennzeichneten Zustand, andere Gebäude hingegen quollen von Kindern und Erwachsenen über. Frauen trugen auf ihren Köpfen Wasserbehälter aller Art und watschelten damit zu einer abseits gelegenen Wasserstelle, wo sie endlos lange warten mußten, bis sie an die Reihe kamen und ihre Behälter füllen konnten.

Omar fragte den Fahrer etwas, aber der schüttelte nur mürrisch den Kopf und blieb schließlich neben einem am Straßenrand stehenden jungen Pesch Merga, der keine Waffen trug, aber dessen Zugehörigkeit an der Kleidung und am Turban deutlich zu erkennen war, stehen. Nach kurzem Palaver zwängte sich der Kurde zu uns in den Wagen, und wir fuhren weiter. Rechts stand auf einem Hügel ein bunkerartiges Fort, das ringsum durch Stacheldrahtverhau gesichert war, und einige hohe Funkmaste zeigten allzudeutlich, daß es sich um eine regierungstreue bewaffnete Station handelte. Wir bogen am Fuße dieser Bunkerstation rechts von der Fahrbahn ab und polterten über eine von Steinen und Felsbrocken übersäte Wiese zur unteren Reihe der oben erwähnten langen Gebäude. Der junge Kurde, der zugestiegen war, gab dem Fahrer genaue Anweisung, und nach einigen Fragen hielt der blaue Wagen schließlich an. Wir hatten unser vorläufiges erstes Kontaktziel im Iran erreicht. Böseartig warf der Fahrer mein Gepäck von der Plattform auf den Boden und verlangte dann einen Fahrpreis, für den man in diesen Gegenden beinahe einen Gebrauchtwagen hätte erstehen können. Ich erfuhr erst viel später, warum dieser Wagenbesitzer auf uns nicht sonderlich gut zu sprechen war, und bezahlte ohne Diskussion den geforderten Preis.

Zwei Kurden schoben mich eilig durch einen Eingang in das Innere eines dieser langen Gebäude, in dem eine alte Frau mit zu Boden geschlagenen Blicken unverständliche Worte murmelte und sogleich die Türe von innen verschloß, sobald der letzte Mann eingetreten war. Wir standen in einem großen, schmucklosen, hallenartigen Raum, an dessen Wänden alte kurdische Propaganda-Plakate klebten. Der Boden war hier keineswegs mit einem kostbaren

Teppich, sondern lediglich mit einem billigen, abgetretenen Linolbelag versehen. Wir setzten uns an die Wände, nachdem wir die Schuhe ausgezogen hatten. Ich sah besorgt zu Omar, der einem Kurden einen Auftrag gab, worauf der Mann eiligst das Haus verließ. Nun erfuhr ich auch, daß ich mich in einem der riesigen Flüchtlingslager befand, die der Schah den 600.000 irakischen Kurden nach dem Debakel im März 1975 zur Verfügung stellen mußte.

Ein bewaffneter Kurde kam zu uns, wurde von den Anwesenden zuvorkommend begrüßt und teilte mir dann mit, daß der »Kommandant« entweder noch in dieser Nacht oder am nächsten Morgen hier eintreffen würde, um mich zu sprechen. Nun hockte ich hier, keine 200 Meter von der eingegipelten Khomeini-Polizeistation entfernt, und mußte wieder einmal warten. Langsam wurde es dunkel, und als die Nacht endgültig ihre schwarzen Schatten warf, holte die alte Frau zwei große Petroleumlampen aus einem Nebenraum. Die meisten Fensterscheiben waren bereits durch Kanisterbleche oder Holzbretter ersetzt worden, und ein emsiger Eigenheimbauer hatte anscheinend sogar die Fensterriegel abmontiert, so daß man schwere Steine auf die Fensterbretter gelegt hatte, welche die Fensterflügel notdürftig zuhielten. Nach dem üblichen Abendessen und dem guten Tee kam ein arger Sturm auf, der an Fenstern und Türen rüttelte und einen erbärmlichen Lärm verursachte. Was außerhalb der Häuser nicht niet- und nagelfest war, wurde in den nächtlichen Himmel gewirbelt oder prasselte dröhnend gegen die Fenster oder auf die Wellblechdächer, was sich wie Einschüsse oder Detonationen anhörte. Es war eine ungemütliche und unheimliche Nacht zwischen den Kurden, die nach und nach diesen großen Raum bevölkerten. Typisch für dieses kriegerische Volk ist die Sitzplatzwahl der Männer, die sich grundsätzlich auch bei Verwandtenbesuchen oder bei besten Freunden immer so setzen, daß ihr Rücken gedeckt ist, was einer instinktiven, traditionellen Vorsorge entspringt.

Es war schon spät geworden, als plötzlich die Eingangstüre aufgerissen wurde und der böige Sturm die beiden am

Boden stehenden Lampen auslöschte. Ich hatte gerade noch deutlich einige Bewaffnete beim Eingang erkennen können. Eiliges Getrappel, durcheinandergerufene Worte und Flüche, bis endlich wieder ein Streichholz aufflammte und die zwei verloschenen Petroleumlampen zu hellem Lichtschein brachte. Das Bild im Raum hatte sich schlagartig verändert. Ein hochaufgerichteter Kurde in der typischen hellgrauen Pesch-Merga-Tracht mit umgeschnallter Pistole, in der Hand eine russische Kalaschnikow, stand stolz und aufrecht vor uns, und ein halbes Dutzend seiner Leibwächter, bis zu den Zähnen bewaffnet mit Patronengurten und russischen Schnellfeuergewehren, hatte sich im Raum verteilt.

Alle Anwesenden waren aufgesprungen, und auch ich erhob mich. Ich wußte nicht, ob dieser nächtliche Besuch ein positives oder negatives Vorzeichen hatte. Der stolze Kurdenführer war zweifellos eine Respektperson, das war an der Begrüßungszeremonie deutlich zu erkennen. Ich wurde ihm vorgestellt, seine Augen schienen durch mich hindurchzusehen. Er war Hamid Effendi, einer der höchsten irakischen Kurdenführer, der in der Kurdenpolitik seines Landes Gewicht hatte. Er besitzt mächtigen Einfluß bei seinen Stämmen im Irak und spricht in der Militärhierarchie ein sehr einflußreiches Wort mit. Wir setzten uns alle wieder auf den Linolbelag. Das Gespräch verlief zuerst phrasenhaft allgemein, wie es die Höflichkeit erforderte. Erst dann begann Hamid Effendi Omar und Ali nach ihrer Herkunft und dem Grund ihres Kommens auszufragen. Geschickt flocht er in dieses Frage-und-Antwort-Spiel verschiedene Namen ein, als wollte er sich vergewissern, ob die Identität der beiden Kurden aus der Türkei ohne Bedenken sei. Abschließend kam ich an die Reihe. Es war mehr ein Verhör als eine Unterredung, aber ich war damit gerne einverstanden, weil ich zum ersten Mal einem kompetenten Kurdenführer gegenüber saß.

Hamid Effendi wollte erst wissen, ob ich irgendwelche Empfehlungsschreiben von Kurdenführern aus dem Ausland mitbekommen hätte, was ich verneinte. Omar und Ali beeilten sich, die ergänzenden Erklärungen abzugeben. Der

hohe Kurdenführer verhielt sich zögernd und nachdenklich, als ich ihm so bar aller offiziellen Kurdenpapiere gegenüber-saß, und gab mir lächelnd meine halbe Schwedenbanknote wieder zurück. Er wußte nicht recht, was er mit meiner Anwesenheit anfangen sollte. Darum stellte er mir die konkrete Frage, was ich hier eigentlich wolle und was der Sinn meiner illegalen Reise ins iranische Kurdistan sei. Ich machte dem Kurdenführer klar, daß ich über die Kurdenproblematik ein Buch schreiben und zu diesem Zweck auch unbedingt mit dem Generalsekretär der »Kurdischen Demokratischen Partei«, Dipl.-Ing. Sami Rachman, zusammentreffen wolle, um so die nötigen authentischen Informationen und Unterlagen zu bekommen. Zur Bekräftigung meines Wunsches kramte ich aus dem Rucksack noch eines meiner Bücher hervor und legte es vor ihn hin, damit er einen Blick hineinwerfen konnte. Ich machte Hamid Effendi klar, daß mein Kurdenbuch so ähnlich aussehen würde wie das vor ihm liegende Buch. Da zeigte der Kurde erstmals einen Funken Interesse in seinen stahlgrauen Augen. Er begann zu blättern, sah die Abbildungen an und stellte Fragen.

Nebenbei ließ er verlauten, daß Sami Rachman sehr weit weg von hier sein Hauptquartier habe und es einen langen Fußmarsch durch die hohe Bergwelt erfordern würde, ihn zu besuchen. Nachdenklich sah er mich dabei an, stützte seinen Kopf auf den auf seinen gekreuzten Knien liegenden Arm und meinte schmunzelnd: »Es gibt auch noch eine andere Möglichkeit, bei der du dir diesen langen Fußmarsch von einigen Wochen ersparen kannst!« Er sah mich dabei lauernd wie eine Schlange die vor ihr kauernde Maus an. »Wir könnten dich als Kurden verkleiden, setzen dir einen Turban auf und fahren mit einem einheimischen Wagen durch die drei Khomeini-Militär-Straßensperren bis zu Sami, was nur einen einzigen Tag dauern würde. Garantie können wir dir keine geben, daß es gelingt. Wir sind ein Land ohne jede Garantie – bei uns ist alles möglich. Ich muß dich allerdings darauf aufmerksam machen, daß der »Eichmann« des Khomeini – Mullah Chalchali – in diesem Distrikt, den wir durchfahren müssen, Tag für Tag gefangene Kurdenfüh-

rer erschießen läßt. Wenn dich die Khomeini-Soldaten bei den Straßensperren aus dem Wagen fangen, können wir dir nicht mehr helfen. Aber du kannst heute nacht in Ruhe überlegen, ob du lieber ein paar Wochen durch die Berge klettern oder einen Tag zittern willst. Diese Entscheidung können wir dir nicht abnehmen. Eine dritte Möglichkeit steht dir auch noch offen – du kehrst von hier aus mit deinen beiden Begleitern wieder über die Türkei nach Europa zurück!«

Nun hatte er es fertiggebracht, den Schwarzen Peter mir zuzuspielen. Diese offenherzig klargelegten Alternativen kamen zu unvorbereitet, als daß ich spontan eine passende Entscheidung gefunden hätte. Jede der drei Möglichkeiten hatte etwas für sich, wobei mir im Moment die Heimkehr am sympathischsten erschien. Aber so einfach umdrehen und dann daheim sagen: Es war nichts – das konnte ich auch nicht! Also blieben noch die zwei restlichen Varianten offen.

Der Kurdenführer sah mir wohl meine innere Zerrissenheit am Gesicht an und schien sich innerlich darüber sogar zu amüsieren, mich so in die Enge getrieben zu haben. Das Buch stach ihm aber dennoch in die Augen. Langsam wandte er sich nach einer längeren Pause, während der keiner der Anwesenden auch nur ein Wort zu sprechen wagte, mir wieder zu und meinte wohlwollend: »Damit du die für Außenstehende etwas verworren aussehende Situation der Kurden – speziell im Iran – besser verstehen kannst, will ich dir ein Kapitel unserer Geschichte in Erinnerung bringen...«

Barzani und seine Irak-Kurden

In seinem tadellosen Englisch erzählte Hamid Effendi, als spräche er nur zu sich selbst:

Wir kennen nur *ein* Kurdenproblem, gleichgültig, in welchem Staatsgebilde sich die betreffenden Kurden aufhalten. Diese staatlichen Grenzen sind künstlich und durch Gewalt gezogen worden, so hat man uns Kurden zerrissen. Unterschiedlich sind auch die Aktivitäten der Kurden in den verschiedenen Territorien. Einst waren die Kurden in der Türkei aufständische Rebellen mit der Waffe in der Hand, die sich gegen die Staatsgewalt und Unterdrückung auflehnten. In den beiden letzten Jahrzehnten waren es die Irak-Kurden, und seit 1979 springen die Kurden im Iran zu den Waffen und kämpfen. Eine sehr wesentliche Rolle in diesen Kämpfen spielen die Irak-Kurden, weil wir militärisch am besten organisiert sind und auch die meiste Erfahrung im Umgang mit den modernen Waffen und Guerillakampfmethoden haben.

Ein »Kurdistan« als souveräner Staat ist ja keine Utopie oder kein Hirngespinnst von uns, das hat es in der Geschichte ja bereits gegeben. Denn der Irak ist ja kein wirklicher Staat mit Tradition, Geschichte und Überlieferung – der Irak ist ein künstliches Gebilde, das nach dem Ende des Ersten Weltkrieges von den einstigen Kolonialmächten Frankreich und England zusammengebastelt wurde. Die Briten suchten sich mit fündiger politischer Nase den erdölträchtigen Teil des Nahostens, wo sie einfach den willigen Haschemitenkönig Faisal einsetzten. Es herrschte damals ein heilloses Durcheinander, als sich die Interessen von England, Frankreich und der Türkei überschneiden. Zu Beginn 1918 überredete der britische General Mashall den Kurdenführer Mahmud Barzani, eine autonome Kurdenregierung in Suleima-

nia auszurufen, aber der englische Einfluß war von allem Anfang an so penetrant, daß sich Machmud 1919 für ein souveränes Königreich Kurdistan entschloß. Dabei schliterte er bis 1932/33 in einen Unabhängigkeitskrieg gegen die Regierung in Bagdad. Britische Bombenflugzeuge äscherten schließlich 1924 die kurdische Hauptstadt Suleimania so radikal ein, daß von den nahezu 100.000 Bewohnern lediglich 1000 Leute übrigblieben. Nach einer blutigen Welle von Auseinandersetzungen wurde der König vertrieben und sein Sohn zur Abdankung gezwungen. Die Armee hatte im Land das Heft in der Hand. Die Engländer intrigierten weiterhin fleißig, um das Erdölgebiet ausbeuten zu können, bis die Kurden 1941 abermals einen Aufstand versuchten, weil die deutschen Soldaten im Kaukasus standen und ein »Händereichen« fast schon möglich schien. Zum ersten Mal tauchte in den Schlagzeilen der Weltpresse der Name eines Kurdenführers auf – Mullah Mustafa Barzani –, der hinter dieser Revolution in Kurdistan stand. Was dieser legendäre Barzani bereits in seiner frühesten Jugend an Kämpfen und verwegenen Abenteuern erlebt und durchstanden hatte, würde ein eigenes Buch füllen. Sein Vater ist von den Türken standrechtlich erschossen worden, und Mustafa Barzani, ein gerissener und tapferer Stammesführer klassischer Art, hochangesehen in der ganzen Kurdenhierarchie, aus einem kurdischen »Fürstengeschlecht«, hatte sein Erbe angetreten. Mustafa Barzani ist insgesamt dreimal zum Tode verurteilt worden, aber immer wieder gelang es ihm, rechtzeitig zu entkommen. Sein Körper trug überall Narben, und allein sein Name verbreitete Schrecken beim Feind. Mullah Mustafa Barzani beherrschte die Guerillakriegführung wie kaum ein anderer und verwendete gewissenhaft alle nur erdenklichen Erfahrungswerte aus Kriegen und Revolutionen, soweit sich diese in der Bergwelt anwenden ließen.

Während des Zweiten Weltkrieges benützten die Briten und Amerikaner denselben Weg nach Persien über Rewanduz wie 2000 Jahre zuvor Alexander der Große mit seinen Heerscharen. Der Nachschub für die Sowjets rollte Tag und Nacht über diese Route, während die Briten die Kurdensied-

lungen pausenlos bombardierten, um die Aufständischen in Schach zu halten. Barzani mußte sich mit seinem harten Kern auf einen endlosen Marsch begeben. Die Rote Armee besetzte zusammen mit den Briten den Iran 1941/42 militärisch vollständig und verfrachtete den hitlerfreundlichen Schah Reza nach Südafrika ins Exil. Die Briten stürzten sich auf die Erdölfelder und Raffinerien in Südpersien, während die Sowjets in Teheran und Aserbeidschan residierten. Die Russen waren es dann auch, welche die Kurden dazu ermunterten, im Jänner 1946 eine autonome Republik Kurdistan auszurufen. Als hätte Mullah Mustafa Barzani nur darauf gewartet, tauchte er plötzlich in Mahabad, der künftigen Haupt- und Regierungsstadt des Staates Kurdistan wie aus der Versenkung auf und erhielt prompt das »Verteidigungsministerium« zugesprochen. Seine 2000 Kurdenkrieger sollten die Kader für die künftige Volksarmee bilden. Qazi Mohammed war der Präsident dieser – wie sie amtlich hieß – »Kurdischen Volksrepublik«. Es wäre unfair zu behaupten, daß die Kurden damit einen kommunistischen Kurs eingeschlagen hätten, ebensowenig wie Churchill und England als Kommunisten angesehen wurden, als sie mit Stalin und den Sowjets paktierten. Es war eine Chance und eine Laune der Weltpolitik, daß die Kurden plötzlich ihren uralten Wunschtraum verwirklichen konnten – einen eigenen Kurdistan-Staat zu haben. Politische Ideologien waren in diesem jungen Kurdenstaat nicht gefragt, in dem nur der Nationalismus und der Patriotismus vorherrschten.

Der Geburtstag der Unabhängigkeit Kurdistans – der 22. Jänner 1946 – wurde aber schon sehr bald überschattet von den internationalen Auswirkungen der Erdölinteressen. Briten und Amerikaner unterstützten die Perser in Teheran, die ihre Souveränitätsrechte nicht anknabbern lassen wollten, und selbst Frankreich intervenierte in Moskau gegen die Kurden. Der Kreml sah sich unter starkem politischem Beschuß und räumte seine persischen Besatzungszonen, wie es auch die Briten getan hatten. Durch gigantische Erdölverträge ließ sich der ansonsten sture und politisch konsequente Josef Stalin dazu überreden, seine schützende Hand von der

jungen – durch seine Initiative entstandenen – »Kurdischen Volksrepublik« abzuziehen. Es war ein schmutziges Geschäft, ein typisches Ölgeschäft niederträchtigster Art, durch das Teheran freie Hand für eine militärische Bereinigung der kurdischen Staatsfrage bekam. Sobald der letzte sowjetische Soldat den Iran verlassen hatte, setzten sich die persischen Regimenter in Marsch, um Mahabad wieder zu »Recht und Ordnung zurückzuführen«, wie es im offiziellen Regierungskommentar hieß. Präsident Qazi Mohammed schritt – wie es bei den Kurden üblich ist, wenn hohe Gäste erwartet werden – den anrückenden Persern entgegen. Der alte Mann wurde auf der Stelle niedergeschossen, während 53 Regierungsmitglieder und Kurdenführer als »Haupttäufel-führer« und »Rebellen« am nächsten Platz zusammengetrieben und kurzerhand aufgehängt wurden. Drei Tage und drei Nächte baumelten die Kurdenführer an den Galgenstricken, dann waren die Toten spurlos verschwunden. Verschwunden war aber auch rechtzeitig Mullah Mustafa Barzani, dem es nicht gelungen war, noch rechtzeitig die Stämme zu den Waffen zu rufen und die junge Republik zu verteidigen. Sein Gefolge bestand aus knapp 1500 bewaffneten Kurden, die wütend den Rückzug in die Berge antraten. Die Perser hatten für diesen Feldzug zwei komplette Divisionen mit insgesamt 50.000 Soldaten aufgeboden, die nunmehr die Verfolgung des Mullah Mustafa Barzani aufnahmen, der sich nach Norden in Richtung Sowjetunion absetzte. Mit nur 400 total erschöpften Männern rettete sich der legendäre Kurdenführer über den Grenzfluß Arax in die UdSSR.

Mullah Mustafa Barzani fand in der Sowjetunion Asyl, und es wurde sehr viel darüber gemunkelt, was Barzani während der folgenden elf Jahre bei den Russen gemacht hat. Die eine Seite sprach davon, daß der Kurde nach einer intensiven Ausbildung den Rang eines russischen Generals erlangt habe, andere wissen wieder, daß Barzani in äußerst ärmlichen Verhältnissen zuerst in Moskau und dann später im russischen Teil Kurdistans zugebracht habe, andere wollen ihn als Korbflechter und wieder andere als Ehrengast bei allen offiziellen Sowjetereignissen gesehen haben. Bar-

zani war selbst seinen engsten Vertrauten gegenüber, diese Episode seines Lebens betreffend, nie sehr gesprächig, daher werden diese elf Jahre für immer ein Rätsel bleiben.

Am 14. Juli 1958 kehrte Mullah Mustafa Barzani zusammen mit fünf seiner Getreuesten über die russisch-iranische Grenze zurück zu seinen Stämmen und wurde von seinen Leuten bejubelt wie noch nie ein anderer Kurdenführer zuvor. Auch über diese Rückkehr kursieren verschiedene Gerüchte. Barzani soll sich nach der einen Version offiziell in Moskau verabschiedet haben und hätte verschiedene Richtlinien für seine künftige Tätigkeit mitbekommen. Die Kurden selbst behaupten, Barzani sei vom Aufenthalt und von der Behandlung in der Sowjetunion mehr als nur enttäuscht und gedemütigt gewesen und hätte sich heimlich mit Hilfe russischer Kurden über die Grenze davongemacht, um über Persien zu seinen Stämmen in den Irak zu marschieren. Auch dort war die Lage gespannt.

Obwohl im Vertrag von Sèvres, Abschnitt III, Artikel 62, nach dem Ersten Weltkrieg ausdrücklich die Forderung nach einem souveränen Kurdenstaat von den Großmächten international bestätigt und garantiert worden war, hatte sich um diese legalen Rechte niemand gekümmert, weil allen Beteiligten das Erdöl weitaus wichtiger war, dem Westen ebenso wie dem Osten. Das Osmanische Reich war zerbrochen und Kemal Atatürk operierte in der Kurdenfrage mit der Irak-Regierung eng zusammen. Der Irak selbst fühlte sich in keiner Weise veranlaßt, für die autonomen Rechte der kurdischen Minderheit zu sorgen. Zwei jämmerliche Schulen und ein erbärmlich winziges Krankenhaus wurden in Kurdistan zwar errichtet, doch mußten die Kurden selbst durch Spenden dafür aufkommen, um ihren Betrieb zu ermöglichen. Im Gegensatz zu den feudalen Öl-Golfstaaten, welche ihren Ölreichtum der ganzen Bevölkerung wenigstens in Form von kostenloser Krankenbehandlung, Altersversorgung und Auslandsstudien zukommen lassen, ist der Irak trotz seiner immensen Öleinnahmen in Kurdistan nach wie vor das rückständigste Land im ganzen Nahosten geblieben.

1958 stürzte General Kassem das prowestliche Regierungssystem im Irak. Es kam vorübergehend zu einem Waffenstillstand zwischen Regierung und Kurden, wobei vereinbart wurde, einige Kurden als Minister in das Kabinett in Bagdad aufzunehmen. Diese Art der Regierungsbeziehung sah nach außen hin zwar sehr attraktiv aus, war in Wirklichkeit aber nichts anderes als reine Augenauswischerei, weil diese Minister innerhalb der Regierung weder Portefeuille noch tatsächliches Stimmrecht besaßen. Auch diese Pro-forma-Mitregierung der Kurden konnte an der Tatsache nichts ändern, daß die Kurden aus dem Einnahmepf des Erdöls, das bekanntlich aus kurdischem Boden sprudelt, so gut wie überhaupt keinen Anteil erhielten.

So war es vorauszusehen, daß diese Kooperation zwischen der Kassem-Regierung und den Kurden schließlich zerbrechen würde. Am 11. September 1961 griffen die Kurden abermals zu den Waffen. Die Regierungstruppen begannen unverzüglich mit pausenlosen Bombardements der Kurdensiedlungen. Barzani organisierte den Guerillakrieg und wich dorthin aus, wo die schweren Waffen der Irak-Armee nicht zum Einsatz kommen konnten, in die Berge.

Im Jahre 1963 wurde General Kassem jedoch von der linksorientierten Baath-Partei gestürzt, was zuerst zu eingehenden Verhandlungen der neuen Machthaber mit Mullah Mustafa Barzani führte. Doch schon nach wenigen Monaten platzten diese Versuche, und die neue Regierung setzte den Kampf gegen die Kurden fort. Der Irak blieb aber der un stabile Unruheherd, in dem anschließend Oberst Aref wiederum die Baath-Regierung stürzte.

Ein politisches Intermezzo gab es 1963 noch bei der UNO, als die Mongolische Volksrepublik bei der UN-Vollversammlung einen Antrag auf Verurteilung des Irak wegen »Völkermord an den Kurden« einbrachte, was sicherlich über Veranlassung der Sowjets geschah. Moskau hatte damals Verhandlungsschwierigkeiten mit dem Irak und veranlaßte die Mongolen, stellvertretend einen Wink mit dem Zaunpfahl anzubringen. Bagdad lenkte daraufhin

blitzartig mit allen gewünschten Zusagen in Moskau wieder ein, worauf der mongolische Antrag auch prompt nach wenigen Tagen zurückgezogen wurde.

Es kam im Jahr 1964 wieder einmal zu einem Waffenstillstand zwischen den Kurden und der irakischen Regierung. Barzani begann sofort, in den von ihm kontrollierten Gebieten eine eigene Administration zu etablieren. Doch hielt der Friede nicht länger als drei Monate. Die Armee des Irak trat abermals zu einem Großangriff gegen die unbeugsamen Kurden an. An diesem Feldzug beteiligten sich auch syrische Verbände ebenso wie türkische Einheiten. Barzani brachte den Irak-Truppen empfindliche Niederlagen bei. Er lockte größere Verbände in ausweglose Fallen, schlug immer dort zu, wo es niemand erwartete, und räumte nacheinander Polizeistationen und Kasernen aus. Iraks Staatspräsident Aref kam bei einem Hubschrauberflug ums Leben. Angeblich haben die Kurden indirekt ihre Hand im Spiel gehabt. Sein Nachfolger, Aref II., setzte unverzüglich den Kampf gegen die Kurden fort, so daß Barzani den Befehl gab, die Ölpipeline Bagdad-Kirkuk in die Luft zu sprengen. Das verärgerte jedoch die USA, die Barzani unverzüglich wissen ließen, daß das Öl im Irak – zu dessen Abnehmern auch die USA gehören – unangetastet bleiben müsse, andernfalls die CIA-Hilfe aus den Vereinigten Staaten versiegen würde. Beim Öl hört sich eben jede Freundschaft auf, da geben das Geschäft und der Profit den Ton an.

Das politische Chaos im Irak hielt auch weiterhin an, als der irakische Ministerpräsident Al Bazzaz versuchte, eine programmatische Lösung der Kurdenproblematik mit einer vagen Autonomiezusage zu verwirklichen. Das paßte nämlich vielen Militärs nicht ins Konzept, und eine Offiziersgruppe putschte fünf Wochen später Al Bazzaz vom Regierungsstuhl. Aref II. wurde von der linken Baath-Partei gestürzt, und 1968 versuchte man, die Kurden mit der Methode und Taktik der »verbrannten Erde« in die Knie zu zwingen. 1970 kam es aber schließlich doch zu einem regelrechten Friedensvertrag zwischen Barzani und der Regierung in Bagdad: die kurdischen Landesteile sollten

eine autonome Provinz werden. Die Kurden akzeptierten und unterschrieben.

Der Irak stand und steht seit je dem Iran äußerst gespannt und feindselig gegenüber. Das hat nicht nur verschiedene Gebietsansprüche der Iraker oder Perser sowie ideologische Differenzen zur Ursache, sondern ist eine gestandene Tradition. Wie Hund und Katze leben diese beiden Staaten nebeneinander, und es gab immer wieder Auseinandersetzungen, Provokationen oder politische und militärische Wadelbeißereien. Erst 1974 entschloß sich deshalb der Schah von Persien, die im Irak gegen die dortige Regierung kämpfenden Kurden mit Waffen, Munition und sonstiger Ausrüstung zu versorgen. Auf diese Art und Weise vermochte der Iran seinem Erzfeind in Bagdad die empfindlichsten Schläge zu verpassen, ohne dabei offiziell in Erscheinung zu treten. Gleichzeitig schalteten sich im persischen Kielwasser die USA mit ihrem Geheimdienst ein, der den Kurden massive Hilfe via Persien zukommen ließ.

1972 kam der Irak in ein absolutes Nahverhältnis zur Sowjetunion, die diesen Staat großzügigst mit den neuesten Waffen und Geräten ausstattete, was die Obristen in Bagdad wieder innenpolitisch unternehmungslustig werden ließ. Schon 1973 geschahen verschiedene Übergriffe und Verletzungen des Kurden-Friedensvertrages durch Militäreinheiten. Im Jahre 1974 fühlten sich die Iraker stark genug, um auf den Friedensvertrag zu verzichten und energisch auf den Tisch zu klopfen. Sie forderten die Kurden kurzerhand zur Abgabe all ihrer Waffen ultimatив auf. Barzani lehnte diese Erpressung ab, und noch im gleichen Jahr schalteten sich sowjetische »Berater« und Generalstabsoffiziere ein, um einen großangelegten Feldzug gegen die Kurden endlich positiv abschließen zu können. Barzani zog sich mit seinen Pesch Mergas in die unmittelbaren Grenzgebiete zum Iran und zur Türkei zurück und versuchte in den Wintermonaten, der feindlichen Armee blutige Gegenschläge zu verpassen, was aber nur in einzelnen Fällen ausgiebig gelang. Die Situation war nun so, daß hinter den Kurden die helfenden Amerikaner (CIA) und hinter den Irakern die Russen

standen, das gewohnte Stellvertreterbild der Weltpolitik. Der Winter 1974/75 war für die Kurden schrecklich und erbarmungslos, die durch die Bombardements russischer Flugzeuge und durch Raketenangriffe ihre Wohnstätten verloren und in der kalten Jahreszeit ohne Obdach waren. Tragödien unvorstellbaren Ausmaßes ereigneten sich zwischen diesen Bergen, Hunderttausende waren davon betroffen.

Die letzte Etappe im Kurdendrama begann. Selbst in der Sowjetunion meldete sich der bekannte Atomphysiker und Dissident Sacharow mit Brandbriefen an die Kremlherrscher und an die lahme UNO, um die Welt auf diesen eklatanten Völkermord an den Kurden aufmerksam zu machen. Die Kurden selbst wandten sich gleichfalls an das Völkergremium und baten zumindest um Medikamente und Lebensmittel – aber nicht eine Stimme und nicht eine Wortmeldung kamen im UNO-Glaspalast bis an die Tagesordnung hoch. Die Sowjets und verschiedene arabische Ölstaaten machten dem Westen klar, daß eine weitere ungehinderte Ölversorgung nur dann gewährleistet sei, wenn dieses interne »irakisch-kurdische« Problem nicht in der UNO-Vollversammlung behandelt werden würde. Der Westen kuschte – was bedeuteten in diesem Zusammenhang schon Menschenrechte und UNO-Charta im Vergleich zu abgesperrten Ölhähnen. Listen und Beweise wurden den UNO-Mitgliedsländern auf den Tisch gelegt, aus denen hervorging, daß die irakischen Machthaber mit Napalm, Folterungen, Hinrichtungen und Ermordungen ohne jedes Gerichtsverfahren gegen die Kurden voringen. Fotos und Aussagen wurden präsentiert, nach denen die irakische Soldateska in brutalster Weise Kinder, Frauen und Greise einfach in Häusern zusammenpferchte, die sie nachher anzündete. Die Welt schwieg und sah sehr schnell über solche Meldungen hinweg – es ging um Öl, und da konnte sich anscheinend niemand eine Blöße geben und sentimental werden.

Im Jänner 1975 buhlte der Schah von Persien bei einem Interview des ORF (Fernsehen) in Wien noch um die

Sympathien der Öffentlichkeit, indem er ganz leutselig erklärte, daß auch die Kurden iranische Arier seien, denen seine Sympathien gehören und die er nach wie vor in ihrem gerechten Kampf unterstützen werde. Sieben Wochen später, am 7. März 1975, erhob sich anläßlich der OPEC-Tagung in Algier der persische Kaiser, umarmte und küßte den irakischen »starken Mann« Saddam Hussein – wonach unter Beifall und Jubel bekanntgegeben wurde, daß der Schah mit dem Irak ein Abkommen geschlossen habe. Der Schah hatte sich mit seiner Unterschrift eine Grenzberichtigung eingehandelt, Öltanker konnten nunmehr den Schatt-el-Arab-Fluß befahren und den persischen Hauptölhafen Abadan unbehindert benützen. Als Gegenleistung hatte Schah Reza den Irakern die Zusicherung gegeben, ab 1. April 1975 die Grenzen für die Kurden zu schließen und seine Hilfe einzustellen. Dieser schmutzige politische Kuhhandel schlug allseits wie eine Bombe ein. Henry Kissinger steckte hinter dieser politischen Neuorientierung. Er drängte für eine Balance der Weltlage im Nahosten auf diesen Vertrag und fand beim persischen Kaiser willige Ohren. Selbstverständlich verzog sich auch der CIA. Die letzten Funkprüche von Barzani wurden nicht mehr beantwortet. Über Nacht hatten auch die Amerikaner ihre Schutzbefehlenden fallengelassen. Die Kurden verfluchten den Schah. Er möge gleichfalls von allen seinen Freunden verlassen werden und am eigenen Leib erfahren, was er den Kurden angetan hatte. Dieser Fluch ist, wenn man an solche Dinge glauben will, etwas später tatsächlich und buchstäblich in Erfüllung gegangen.

Es spielten sich Massentragödien ab. Die Pesch Merga kamen in Scharen von ihren Bergen und lieferten ihre Waffen bei den irakischen Militärposten ab, als Barzani den Befehl dazu gab. Über diese letzten Episoden kursieren allerdings auch zwei Varianten. Die einen behaupten, Barzani habe keinen Ausweg mehr gesehen und kapitulierte, um sein Volk nicht endgültig untergehen zu lassen; andere meinen wieder, daß diese Kapitulation absolut nicht zwingend nötig gewesen sei und vielmehr auf den drängenden

und schädlichen Einfluß eines der beiden Söhne Barzanis zurückzuführen sei. Barzani kam mit seinen beiden Söhnen Masoud und Idris und mit vielen seiner Führer und Stammesangehörigen noch vor Ablauf der vereinbarten Sperrfrist über die Grenze nach Persien. Nahezu 600.000 kurdische Flüchtlinge gelangten so vom Irak in den Iran, wo der Schah für die Unterbringung und die Lebensbedürfnisse dieser Massen zu sorgen hatte. Die annähernd gleiche Zahl von Kurden wurde von den irakischen Behörden größtenteils in trostlose Camps im Süden des Irak deportiert, wo sie noch heute dahinvegetieren. Irakische Geheimdienststellen haben sich um den offiziell gewährten Pardon kaum gekümmert, sie suchten mit allen Mitteln und Methoden in den riesigen Flüchtlingsmassen nach Kurdenführern, die dann entsetzlichen Verhören unterzogen wurden und oftmals entweder für viele Jahre oder auch für immer in irgendwelchen Kerkern oder Massengräbern verschwanden. Diese Kurden camps spotten jeder Beschreibung, und alle Versuche des Internationalen Roten Kreuzes, diesen Menschen zu helfen, schlugen fehl, weil die Irak-Behörden erklärt haben, daß es keine hilfsbedürftigen Kurden im Irak gebe. Alle Delegationen des Roten Kreuzes wurden bisher glatt abgewiesen. Über diese tragischen Ereignisse hinaus fanden dann in einigen kurdischen Städten auch noch Massenhinrichtungen statt, wenn Kurden verdächtig erschienen oder auch nur den Anschein erweckten, sich politisch in irgendeiner Form bemerkbar machen zu wollen.

Der alte Mullah Mustafa Barzani traf am 17. März 1975 in der persischen Stadt Täbris mit Schah Reza Pahlewi zu einem mehrstündigen Gespräch zusammen, in dessen Verlauf viele bittere Worte fielen. Der Barzani-Clan übersiedelte mit wenigen Getreuen nach Teheran ins Exil, während Mullah Mustafa später in die USA auswanderte, wo er medizinisch behandelt werden mußte und wo er später auch am 1. März 1979 starb. Am 17. Jänner 1979 wurde in Wien, Pohl gasse, auf den Sohn Barzanis, Masoud, ein Attentat durch den irakischen Geheimdienst verübt, das allerdings knapp fehlschlug.

Hamid Effendi hatte diesen kurzen geschichtlichen Überblick fließend erzählt, als hätte er dies schon öfters gemacht, als wäre er Lehrer in einer Schulklasse und müsse eine zeitgeschichtliche Lektion erteilen. Er sah mich nachdenklich an und schloß dann seinen Nachhilfeunterricht: »Jetzt sitzen wir hier in einem dieser Kurdenflüchtlingslager im Iran beisammen, und du mußt dir überlegen, welchen Weg du einschlagen willst. Überschlafe alles noch einmal und sage mir morgen Bescheid!« Er lächelte dabei etwas ironisch, erhob sich federleicht, ohne auch nur eine Hand zur Abstützung zu benützen. Gleichzeitig mit ihm standen seine Pesch Merga wie Schatten neben ihrem Herrn. Nach einer flüchtigen Verabschiedung war er mit seinen Leuten in der stürmischen Nacht verschwunden, die diesen seltsamen Kurdenführer mit einem heftigen Knall der Türe geschluckt zu haben schien.

Die Angst kroch innen hoch

Ich habe schon weit angenehmere Nächte in meinem Leben hinter mich gebracht, als jene stürmische Nacht in Westpersien, 200 Meter von der Khomeini-Polizeistation entfernt. Ich wälzte mich von der einen zur anderen Seite, Omars Geschnarche ging in dem orkanartigen Sturm unter, aber in meinen wilden Träumen spiegelte sich meine innere Verfassung wider. Ich sah mich immer wieder diese steilen hohen Gebirgsketten emporhasten, und kaum war ich oben, stand der nächste Riesenberg bereits vor mir. Zwei Wochen für den Hin- und zwei Wochen für den Rückweg – einen ganzen Monat lang müßte ich also auf Felsrändern entlangbalancieren und auf Geröllhalden stundenlang den Weg suchen! Vielleicht hatten sie wieder Gäule oder Muli parat, aber das war nicht sicher. Sicher war überhaupt nichts, sagte Hamid Effendi. Aber meine Träume wechselten wie eine Wochenschau. Ich sah mich selbst in einem Auto, der Wagen hielt, und zu mir herein grinste das sattsam bekannte Gesicht des bebrillten Mullah Chalchali, der willfährig sämtliche Hinrichtungswünsche seines bärtigen Herrn und Gebieters im Namen und Auftrag des allmächtigen Allah kurz und bündig erledigt. Wenn sie mich wirklich aus dem Wagen fangen würden, bliebe kein Funken Hoffnung. Diese Mullahs kennen keine Rücksicht, sie würden mit einem Ungläubigen noch viel unkomplizierter verfahren, als sie es mit ihren Glaubensbrüdern taten. Chalchali ließ Leute wegen lächerlicher Belanglosigkeiten an die Wand stellen und erschießen. Da wäre ich sicherlich ein gefundenes Fressen für diesen Henker, da ich trotz drohender Todesstrafe den Iran – und noch dazu das hermetisch abgeschlossene Kurdistan – illegal betreten hatte. Aber: vier Wochen durchs Gebirge – oder diesen einen Tag bequem im Auto? Sollte ich

an meinen Kopf oder an meine gequälten Beine zuerst denken? Noch viel angenehmer wäre es, ganz einfach umzudrehen, dann wäre ich in zwei bis drei Tagen wieder an der türkischen Grenze. Gegen drei Uhr morgens legte sich dann der Sturm, es herrschte eine lähmende Ruhe, in der selbst Omar eine schnarchfreie Schlafposition gefunden zu haben schien.

Müde und gereizt hockte ich am frühen Morgen am Linolboden und aß meine Joghurtschüssel leer, pappte die Spiegeleier auf das Fladenbrot, wie es auch die anderen Kurden taten, und leerte ein Teeglas nach dem anderen. Da stand er dann plötzlich wieder vor mir, dieser Hamid Effendi, der ein seltsames Talent zu besitzen schien, urplötzlich aufzutauchen oder von der Bildfläche zu verschwinden. Er ist eine Persönlichkeit, die ungewollt Autorität ausstrahlte, Autorität, die auch bedingungslos von seiner ganzen Umgebung anerkannt wurde. Ein Kurde, der mit seiner Brigade angeblich schon mehr als 200 irakische Soldaten getötet hat. Ein richtiger Held in seinen Bergen, den man besser zum Freund als zum Feind haben sollte.

Er lachte zu mir herunter und meinte leicht ironisch: »Ich habe gestern abends vergessen zu erwähnen, daß du natürlich zweimal durch die Khomeini-Militärsperren mußst – beim Hin- und Rückweg –, außer der Rückweg erübrigt sich. Hast du meine Vorschläge überschlafen und hast du dich entschieden, welchen Weg du nun nehmen willst, um zu Sami Rachman zu kommen?«

Ich legte den letzten Fladenrest sorgsam zusammen, tunkte damit nochmals in die Joghurtschüssel und stopfte die ganze Ladung vorsichtig in meinen Mund. Mit vollem Mund spricht man zwar nicht, aber da es die Kurden grundsätzlich auch taten, paßte ich mich an und murmelte zur Antwort: »In dieser Nacht habe ich von einem Turban geträumt, anscheinend ein Zeichen, daß ich den kürzesten Weg mit dem von dir vorgeschlagenen Auto nehmen soll. Ich bin fertig – wir können gehen!«

Wir fuhren zuerst zusammen mit dem ganzen Rudel der Pesch Merga in zwei Land-Rovern auf schönen Asphalt-

straßen nach Südosten, bogen schließlich vor einer kleinen Brücke rechts ab zu einem größeren Dorf an einem Berg-
hang. Wir hielten vor einem Gebäude, aus dem bei unserer
Ankunft Scharen von Pesch Merga herausquollen. Es war
eine Schule, deren Schüler gerade Ferien hatten. Bei der
folgenden Begrüßungszeremonie mußte ich sehr gewissen-
haft vorgehen und jedem Mann die Hand schütteln, denn es
gilt als grobe Unhöflichkeit, jemanden zu übersehen oder
gar eine Gruppe pauschal von Distanz zu begrüßen, wie es in
westlichen Kreisen oft üblich ist.

Hamid Effendi hatte bereits in der vergangenen Nacht
eine Nachricht in das Kurdenhauptquartier hinter den drei
Straßensperren geschickt, wo nun Generalsekretär Sami
Rachman entscheiden würde, ob ich kommen dürfe. Zwei
Stunden später preschte ein Wagen zum Schulgebäude, die
zwei Kurden waren die halbe Nacht durchgefahren. Der
Kurdenführer öffnete den schmalen kleinen Brief, der ganz
eng zusammengefaltet und mit Tixostreifen zusammenge-
klebt war, und sah mich mit strahlendem Gesicht an.

»Sami Rachman ist mit deinem Besuch einverstanden,
du sollst zu ihm kommen, er wartet auf dich im Hauptquar-
tier!« Das war der Briefinhalt. Dann gab er mit knappen
Worten an einen seiner Unterführer Anweisung, Kurdenge-
wänder und einen Turban für meine »Einkleidung« herbei-
zuschaffen. Meine verdächtig erscheinenden Kameras muß-
te ich ganz tief unten im Gepäck verstecken, und zwischen-
durch bekam ich noch den strikten Auftrag, mich im Auto
während der Khomeini-Militärkontrollen schlafend zu stel-
len oder zumindest sonst in keiner Weise aufzufallen. Die
Kurden hatten inzwischen einen einheimischen Wagen
besorgt, der von einem ansässigen kurdischen Fahrer ge-
lenkt wurde und in diesem Distrikt keinen Verdacht erregte.
Das Kurden-Hauptquartier befand sich mehr als 300 Kilo-
meter weiter im Süden.

Meine fachgerechte Verkleidung war für die Kurden eine
fröhliche Sache. Sie zupften an meinen Gewändern herum,
zeigten mir mehrmals, wie der echte Kurden-Turban gebun-
den wird, und jeder gab seinen Senf dazu, wie ich mich

stilgerecht bewegen müsse. Mit meinem braungebrannten Gesicht und den wuchernden Bartstopfeln sah ich auf den ersten Blick nicht einmal so unecht aus. Den Ausschlag gab der Turban, das war der Tuppen auf dem i, der mich rein optisch in die Umgebung integrierte. Hamid Effendi sah eher etwas skeptisch drein, als er mich kritisch von oben bis unten besichtigte und dann noch abschließend an meinem Turban herumnestelte. »Hab schon schönere und bessere Kurden gesehen . . .«, meinte er boshaft grinsend und begleitete mich hinüber zu dem wartenden Land-Rover, in dem bereits eine kleine Schar unbewaffneter Pesch Merga mit Omar und Ali Platz genommen hatte. Es war direkt unheimlich, wie man den Wagen mit Kurden überlud, so daß sich die Federblätter durchbogen. Der Fahrer erhielt von Hamid Effendi noch einige vertraulich gemurmelte Anweisungen für den Notfall und eine durchgeladene Kalaschnikow, die er auf den Fahrzeugboden legte. Ein Dutzend Hände streckten sich ungeduldig zur Verabschiedung durch das Wagenfenster herein. Nur Hamid Effendi stand etwas abseits seiner schwerbewaffneten Schar und sah mir nachdenklich nach, als wir losfuhren.

Die Straße war gut, es herrschte ein sehr reger Verkehr, und nur gelegentlich sah ich zu den angenehm vorüberhuschenden Bergen hinüber, die ich ansonsten zu Fuß hätte hinter mich bringen müssen. Nach zwei Stunden Fahrzeit rollten wir an einem doppelten Stacheldrahtzaun entlang, der gelegentlich durch hohe Wachtpostentürme mit Scheinwerfern unterbrochen war. Dort brannte auch bei Tag überall das Licht – angeblich seit der Vertreibung des Schah. Jetzt wisse niemand mehr, wo sich die Stromschalter befinden, erzählen sich die Bewohner der Umgebung. Die hinter den Zäunen gelegenen Militärbauwerke waren zum Teil ausgebrannt oder gänzlich zerstört. Weiter rückwärts sah man deutlich innerhalb des Stacheldrahtzaunes, der sich bis zum Horizont zu erstrecken schien, die Rollbahn eines Militärflugplatzes, und zwischen hohen Bäumen standen die Kasernengebäude. Einige Fahrzeuge, ohne Räder oder völlig ausgebrannt, standen auf den freien Flächen des

Militärareals. Im Wagen wurde es mäuschenstill, die bisherige lautstarke und übermütige Unterhaltung erstarb. Wir näherten uns der ersten Straßensperre des Khomeini-Militärs. Der Wagen fuhr langsamer. Am Straßenrand waren im Schatten die ersten iranischen Soldaten in ihren sandfarbigen Uniformen mit den hohen Kappen zu sehen. Um ganz ehrlich zu sein, mein Puls ging weitaus schneller als normal, und die Angst kroch im Hals würgend hoch, als wollte dieses Biest von meinem ganzen Körper Besitz ergreifen. Der Fahrer bremste das Fahrzeug und hielt schließlich vor fünf Khomeini-Soldaten, die mit ihren Maschinenpistolen in der Hand die Straße blockierten. Ich versuchte mit aller Gewalt, gelassen und gelangweilt dreinzusehen. Der Fahrer sprach lautstark und leutselig mit dem Unteroffizier, als wäre er mit ihm bekannt oder befreundet. Die Khomeini-Soldaten lümmelten sich an die heruntergekurbelten Seitenfenster und verlangten Zigaretten, die ihnen von unseren Leuten gerne gegeben wurden. Die sandfarbig Uniformierten sahen zu uns in den Wagen herein und redeten – mir schien es eine Ewigkeit –, bis der Fahrer endlich den ersten Gang einlegte und wir wieder langsam anrollten. Wir konnten passieren.

Ich atmete wieder voll und tief durch und wischte mir den Schweiß von der Stirne, der absolut nicht nur durch die schwüle Hitze entstanden war. Die kleine Garnisonsstadt hier war in jenen Tagen wegen des Militärflugplatzes besonders wichtig, weil von dort gelegentlich die noch flugtüchtigen iranischen Phantom-Jets gegen die Kurden starteten, um Bomben und Raketen im Rebellengebiet abzuladen. Nach einer weiteren halben Stunde erreichten wir die zweite Militärsperrre, wo sich eine ähnliche Kontrollprozedur abspielte. Diesmal kannte unser Fahrer einige Soldaten an der Sperre, so konnten wir anstandslos passieren. Das ärgste Bollwerk – die Hauptsperre – hatten wir noch vor uns. Ayatollah Khomeini hatte Kurdistan in jenen Wochen nahezu hermetisch abgeriegelt. Unwillkürlich mußte ich daran denken, daß die persische Armee vor dem Sturz des Schah Reza nicht nur im Mittleren Osten als einer der schlagkräftigsten, modernst ausgerüsteten und disziplinierten

testen Truppenkörper galt, aber schon wenige Monate Anarchie hatten genügt, um diesen strahlenden Machtapparat in einen desolaten Trümmerhaufen zu verwandeln, wo Offiziere nicht mehr wagten, Befehle zu erteilen, und die Soldaten nur das machten, was sie wollten.

Wir fuhren mit unserem Land-Rover innerhalb des Sperrgürtels kreuz und quer durch West-Persien, als hätte ich eine persönliche Einladung von Khomeini in der Tasche. Nach weiteren Stunden schneller Fahrt, auf der wir etliche Dörfer passierten und den Wagen auftankten, näherten wir uns einer größeren Stadt und riesigen Militärbasis, die speziell für den Einsatz gegen die iranischen Kurden bei Mahabad zuständig war. Nun wurde es brenzlich. Der neben mir sitzende Kurde rückte meinen Turban zurecht und legte dann seine Hand auf meinen Oberschenkel, als wollte er mich beruhigen oder sich für immer verabschieden. Am Stadtrand lag eine große Kaserne, und schon von weitem sah ich die dritte und schwierigste Straßensperre, die wir zu passieren hatten. Ein Panzer stand drohend am Straßenrand. Er hatte sein Geschütz gegen die Fahrbahn gerichtet, aus den Luken ragten die Köpfe der Besatzung, und im Schatten tummelten sich zwei Dutzend Soldaten mit schußbereiten Waffen, die sofort auf den flimmernden Asphalt der Straße traten und unser Fahrzeug mit erhobenen Waffen anhielten. Diesmal ging die Kontrolle weitaus peinlicher vor sich. Ich krallte mir meine Fingernägel schmerzhaft in die eigenen Handballen und sah ganz nahe und deutlich vor mir den Lauf einer blanken Waffe in das Wageninnere ragen. Die Soldaten blickten sich neugierig im Inneren des Land-Rovers um.

In solchen kritischen und lähmenden Angstphasen arbeitet unser Gehirn wahrscheinlich wesentlich schneller und unkontrollierter. Ich sah mich bereits von den Soldaten Khomeinis aus dem Wagen gezerrt; ich sah das feiste und widerwärtige, bebrillte Gesicht von Mullah Sadigh Chalchali, dem Scharfrichter des Ayatollah, der willfährig Tag für Tag in diesem Gebiet gefangene Kurdenführer reihenweise an die Wand stellen und von seinen Exekutionsbrigaden, die

ihm auf Lastwagen wie die Todesschatten folgen, erschießen ließ. Diese Schnellgerichtsverhandlungen von Chalchali dauerten meist nicht länger als zehn Minuten. Dann genügten seine Unterschrift und ein Wink für den Führer der ihn begleitenden und beschützenden »Revolutionswächter«, um das Urteil auf der Stelle, draußen an der nächsten Wand, zu vollstrecken. Chalchali besaß sämtliche Vollmachten von Ayatollah Khomeini und ist der Alptraum der persischen Revolution, dessen Name in der Geschichte mit einem Blutbad untrennbar verbunden bleiben wird. Ich sah in meiner Erinnerung die abscheulichen Bilder, auf denen Kurden in langer Reihe an die Wand gestellt und erschossen wurden. Bilder, die durch die gesamte Weltpresse als offiziell freigegebene Fotos liefen und selbst die mit der iranischen Revolution sympathisierenden Anhänger schockierten. Völlig absurde und idiotische Gedanken tauchten an der Gedankenoberfläche auf, um über irgendwelche unabänderliche Tatsachen hinwegzukommen: »Ein tödlicher Herzinfarkt könnte auch nicht angenehmer sein, als an die Wand gestellt zu werden . . . und wenn sie es wirklich tun, so wären dies wahrscheinlich nur wenige Minuten bis zum Ende, die ich mit dieser Todesangst zusammen verbringen müßte . . . wie es wohl nach diesem Ende weitergehen würde . . . irgend etwas muß ja auch nachher noch sein, wenn man von den tödlichen Schüssen getroffen zusammensinkt . . . aber was?«

Das Fegefeuer an dieser Kontrollstelle war erbärmlich.

Die Soldaten kontrollierten Ausweise und Papiere des Fahrers – es wurden Fragen gestellt – sie hatten alle unendlich viel Zeit. Dann aber waren meine Ängste, Hirngespinnste und irren Gedanken blitzschnell verflogen, ich sah keine Waffen mehr zu uns ins Wageninnere gerichtet, unser Land-Rover begann wieder zu fahren. Wir hatten auch die dritte und letzte Sperre des Khomeini-Militärs passiert. Als wir uns außerhalb der Sicht- und Reichweite der Panzerbesatzung befanden, stimmten meine Kurden zusammen mit mir ein Freudengeheul an. Sie droschen alle aus purer Begeisterung auf mich und meinen Kurdenturban.

Auf unserer weiteren Fahrt durch das breite Tal, das an

beiden Flanken von hohen Bergen eingeschlossen war, überholten wir etliche iranische Militärkolonnen, die alle in Richtung Mahabad fuhren – zum Einsatz gegen die Kurden. Aber unsere voreilige Freude über die überwundene Sperre erlitt nach einer halben Stunde Fahrt noch eine kalte Dusche. Wir sahen bereits aus einer Entfernung von 500 Metern vor einer kleinen Flußbrücke, einen persischen Panzer quer zur Fahrbahn stehen und die Straße blockieren. Zahlreiche Khomeini-Soldaten standen herum, so war der panische Gedanke nicht abwegig, daß die persische Armee vor dieser Brücke eine zusätzliche Straßensperre errichtet hatte. Sobald wir an das stählerne Ungetüm näher herankamen, winkten uns die Soldaten aber über eine Umleitung um ihren Panzer herum, der eine technische Panne erlitten hatte und sich nicht mehr von der Stelle rührte.

Wir bogen später von der Asphaltstraße ab und ließen die Militärtransporte allein nach Mahabad fahren, während unser Land-Rover den hohen Bergen entgegenstrebte und über Stock und Stein holperte, oftmals auch bis zu den Achsen im Wasser von Gebirgsbächen, dann mitten durch Kurdendörfer und gackernde Hühnerscharen. Wir passierten die ersten Pesch-Merga-Außenposten, die in grünen Militärzelten oder in großen dunkelbraunen Beduinenzelten hausten und mit einer Mischung von Neugierde und Mißtrauen unseren vorbeifahrenden Wagen musterten. Unter den Kronen von großen Bäumen endete neben einem klaren Gebirgsbach die abenteuerliche Fahrt. Ein schwer zugänglicher, weiter Felskessel war das Ziel meiner Reise, der Sitz des irakischen Kurden-Hauptquartiers. Dahinter führten die Schluchten in zwei verschiedenen Richtungen zwischen den hohen Bergen in den nicht allzu fernen Irak. An den Abhängen standen nach einem ganz bestimmten System die Zelte und kleineren behelfsmäßigen Steinbehausungen. Auch auf den gegenüberliegenden Berghängen und oben auf den Kämmen konnte man deutlich die verschiedenen Pesch-Merga-Stellungen und Sicherungsposten erkennen. Alles war nach militärischen Grundregeln abgesichert, und überall fand ich gut getarnte Schützenlöcher mit Maschinenge-

wehren, Bazookas und kleineren Flugzeugabwehrgeschützen oder anderen schwereren Waffen. Ich hatte mein Ziel erreicht, ich war im Kurden-Hauptquartier im Iran, wo dieser Dipl.-Ing. Sami Rachman seinen Sitz haben mußte. Er war für mich der interessanteste und kompetenteste Kurdenführer, weil er als Chefideologe der Kurden galt. Ihn zu finden und zu sprechen, war Sinn und Zweck meiner komplizierten illegalen Reise.

Institut kurde de Paris

Ehrenkodex, Blutrache und Teufelsanbeter

Nicht nur Karl May hat literarisch versucht, das Image der Kurden zu idealisieren, sondern auch etliche Forscher, die im letzten Jahrhundert oftmals Kurdenstämme in den verschiedensten Regionen besuchten und begeistert über die Ethik und Moral dieser Menschen berichteten. Daneben gab und gibt es auch heute noch einige Stämme in Kurdistan, die durch Räubereien und blutige Überfälle aufgefallen sind, doch muß man dabei grundsätzlich zwischen den ansässigen Bauernkurden und den Hirtenkurden der Nomadenstämme unterscheiden. Das Waffen- und Kriegshandwerk hatte seit je bei den Kurden großes Ansehen genossen, und alles, was damit direkt und indirekt zusammenhing, galt als ehrenhaft und existenznotwendig. Wenn Kurdenkrieger Fremde überfielen und ausraubten oder Karawanen plünderten, so gab es dafür nach dem Ehrenkodex der Kurden absolut keinen Minuspunkt, denn dies geschah, um die Einnahmen der Familien oder des Stammes entsprechend aufzubessern.

Als Grundregel gilt jedoch seit urdenklichen Zeiten, daß auch jeder Fremde – wenn er einmal bei einem Kurden eingeladen wurde oder in dessen Haus gegessen oder geschlafen hatte – absolute Immunität besitzt und den vollen Schutz im Stammesgebiet genießt. Es wäre undenkbar, daß ein Fremder beispielsweise im Hause eines Kurden ausgeraubt oder getötet würde, denn dies würde den Hausbesitzer ebenso wie den ganzen Stamm mit Schmach und Schande bedecken. Verläßt der Fremde aber das betreffende Stammesgebiet, fällt dieser Schutz von einem Meter zum anderen automatisch weg, alles ist erlaubt und nichts mehr ist unmöglich.

Innerhalb der kurdischen Gesellschaftsordnung herrscht

bis zum heutigen Tag das Gesetz der Blutrache. Rein juristisch gesehen, hat dieser Ehrenkodex der »Thola« – die Blutrache – Priorität gegenüber den gesetzlichen Bestimmungen der Stämme und auch des Islams, er nimmt grundsätzlich den ersten Platz in der Justiz ein. Wir »Zivilisierte« sollten nicht allzu überheblich über diese barbarische Rache-Justiz denken und urteilen. Wir dürfen nicht vergessen, daß diese brutale Art der Gerechtigkeit nicht nur zum Großteil in der »Sharia« – dem islamischen Gesetz – integriert ist und daß dieser Vergeltungsgrundsatz ein Justizfundament bildet, das in diesen schwer zugänglichen Gebirgsregionen wahrscheinlich die einzige Möglichkeit bildet, Gesetz und Ordnung einigermaßen im Lot zu behalten. Es gibt keine »Gerichte«, sondern der Stamm und sein Scheich üben eine totale Gerichtsbarkeit aus mit dem Urteil auch über Leben und Tod. Die Blutrache hingegen ist Angelegenheit der betroffenen Familie, und auch der mächtigste Scheich darf sich nicht erdreisten, sich einzumischen. Passiert ein Mord, so kann die Täterfamilie zwar versuchen, sich bei der Opfersippe loszukaufen, den Schaden also durch eine materielle Leistung abzugelten oder zu sühnen. Diese Regelung bildet aber eher eine Ausnahme, denn die Anwendung der Blutrache geht auch im Atomzeitalter meist vor! Da bei derartigen Gegenschlägen nicht selten aber mehr Menschen getötet werden oder zu Schaden kommen, als es ursprünglich Opfer gab, setzt oft eine bedauerliche Kettenreaktion ein, und diese »Pingpong-Justiz« erstreckt sich dann über Jahrzehnte und Generationen. Der tödliche Haß nimmt mitunter lawinenartige Ausmaße an und erfaßt ganze Stämme. Begeht eine Kurdenehefrau Untreue, so wird sie meist zusammen mit ihrem illegalen Liebhaber hingerichtet, was entweder der Ehemann selbst oder seine engeren Freunde für ihn besorgen. Diebstähle oder gar Raub werden kurz und bündig – wie alle ähnlichen kriminellen Vergehen und Verbrechen – mit den härtesten Strafen geahndet, wobei es auch zu Stammesausschlüssen kommen kann, eine der gefürchtetsten Strafarten. In solchen Fällen wird den Tätern faktisch der Boden unter den Füßen weggezogen; sie

verlieren ihre Existenz, sie müssen aus dem Stammesgebiet auf schnellstem Weg verschwinden. Außerdem spricht sich ihr Schicksal auch bei anderen Stämmen sehr schnell herum, sie dürfen sich in keinem Siedlungsgebiet mehr ansiedeln und können sich deshalb entweder irgendwo als Eremiten in der Einsamkeit verkriechen oder auf ständiger Wanderschaft ohne Ruhe und Rast herumstreifen. Von solchen Verbannten will niemand mehr etwas wissen, nicht einmal die eigene Familie. Sie sind lebende Tote.

In jüngster Zeit haben sich auch noch andere Auswirkungen des kurdischen Ehrenkodex gezeigt. Sehr oft legt nämlich eine kurdische Familie, eine ganze Sippe oder auch der Stamm selbst die Mittel zusammen, um einen hoffnungsvollen Sprößling auf eine europäische oder amerikanische Universität zu schicken, denn die Kurden haben einen enormen Nachholbedarf an Intellektuellen und Akademikern. Solche junge Kurden erliegen aber manchmal den Verlockungen des zivilisierten Wohlstandes. Bei ihnen macht sich dann nach Abschluß der Studien und dem Erhalt eines Doktor- oder Diplomingenieurtitels eine satte Zufriedenheit und Bequemlichkeit bemerkbar. Sie vergessen ihre kämpfenden Brüder und Väter im fernen gebirgigen Kurdistan zwar nicht, aber sehen sie nur noch mit Abstand. Sie versuchen in ihren Studienländern zu bleiben, dort eine Existenz zu finden und zu heiraten. Pro forma bleiben diese Kurden zwar Kämpfer für ihre Revolution, doch ihre Tätigkeit manifestiert sich lediglich bei irgendwelchen Demonstrationen oder Kundgebungen, bei denen sie Manifeste und Spruchbänder schleppen oder lautstark Parolen brüllen, um so ihr schlechtes Gewissen zu besänftigen und eine angebliche Solidarität mit ihrem Volk zu dokumentieren. In zwei Fällen habe ich erlebt, wie die stolzen Familienväter vergeblich auf die Heimkehr ihrer akademischen Sprößlinge gewartet hatten, was dann radikale Konsequenzen der Sippschaft zur Folge hat. Wenn diese Abtrünnigen eines Tages ihre Familien in Kurdistan besuchen wollen, stehen sie vor den verschlossenen Türen der Steinhütten, weil man sie abgeschrieben und ausgestoßen hat. Man schämt sich

solcher mißratener Söhne, man spricht über diese Schicksalsschläge in der Familie nicht, man kennt die eigenen Kinder nicht mehr, weil sie ihre Familie entehrt haben. Da gibt es keine Verzeihung und keinen Pardon, es verhält sich die ganze Sippe solidarisch, und derartige, verspätete Heimkehrer werden wie Aussätze gemieden. Der Kurde ist in seiner Ablehnung und Abweisung ebenso perfekt wie in seiner Hilfsbereitschaft. Wenn ein Kurde hilft, dann tut er es bis zur Selbstaufopferung — wenn es sein muß. Ich bin noch keinem stolzeren und härteren Volk in der Welt begegnet, als es die Kurden sind. Die inneren Strukturen dieses Volkes lassen sich wahrscheinlich nur auf diese Weise Jahrhunderte und Jahrtausende rein erhalten und bewahren. Was wir mit unseren zentnerschweren Gesetzbüchern, mit Gefängnissen und humanen Strafvollzugsmethoden leider vergeblich zu erreichen suchen, erreichen die Kurden allein mit ihren ungeschriebenen, wenn auch harten Gesetzen weitaus effektiver. Weil eben ein Volk nur dann auf lange Sicht Überlebenschancen besitzt, wenn es den harten Kurs wählt, und weil die Geschichte mit allzu vielen Beispielen aufwartet, wo allzu humane Grundsätze und Verweichlichung zur Auslöschung von ganzen Völkern führten. Der Kurde kennt nichts anderes als seinen ständigen Kampf gegen die Feinde, die seine Existenz bedrohen. Er ist bei diesem Waffenhandwerk geradezu glücklich, Waffen gelten als Statussymbol.

Die strengen Normen dieser ungeschriebenen Gesetze werden peinlich genau eingehalten, so sind im Fall der Blutrache ganz exakt die Reihenfolge und der Personenkreis festgelegt, welche die Blutrache durchführen müssen. Wenn kein männliches Familienmitglied mehr vorhanden ist, treten die engeren Verwandten der Frau in Aktion, und nicht selten vollzogen auch schon Frauen die Blutrache. Diese Art der Selbstjustiz findet man in fast ähnlicher Form auf Sardinien und Sizilien, also gleichfalls bei Völkern, die in den Bergen leben, aber merkwürdigerweise auch bei verschiedenen zentralafrikanischen Negerstämmen. Sie ist eine der Urformen von Recht und Gericht, allerdings auf einen primitiven Nenner gebracht.

Unter den Kurden findet man auch noch eine ganz selten gewordene Minderheit, die schon im vorigen Jahrhundert das Interesse von Wissenschaftlern und Forschern erweckte: die Jesiden – Jeziden, Jezidis, Djesidi, Daseni sind andere Bezeichnungen dafür –, die sogenannten »Teufelsanbeter«, eine Sekte, die bereits auf vorislamischen Ursprung zurückzuführen ist und im Verlaufe der Jahrhunderte eine eigenartige Mischung von Heidentum, Islam und Christentum wurde. Diese Anhänger einer Urreligion haben das Feuer – deshalb auch »Feueranbeter« genannt – angebetet, sie haben als Symbol auf einer Stange oder auf einem Kandelaber eine merkwürdige Vogelfigur mit Pfauenfedern, die sie »Melek Taus« (Engel Pfau) nennen, eine Umschreibung für den Namen des Dämons (Teufels). In alten Vorzeiten haben die Jesiden auch »Tschelebi« geheißen, was im Kurdischen sowohl Gott als auch Teufel bedeutet. Wissenschaftler zogen daraus wieder den Schluß, daß es sich bei dieser Sekte um eine der ersten Religionen überhaupt gehandelt haben muß, in der man das Böse vom Guten noch gar nicht zu unterscheiden vermochte. Ihr Prophet und Heiliger ist Scheich Adi, der angebliche Gründer dieser Sekte, der um das Jahr 1000 gelebt haben soll. Feuer und Pfauenfedern weisen aber gleichzeitig auch nach Persien, wo sich der Pfauenthron und die Feuerkulte in verschiedenen Religionssparten noch bis in unsere Zeit erhalten haben.

Dabei leben diese »Teufelsanbeter« auf einer beachtlich hohen sittlichen Stufe, die selbst Christen und Moslems überragt. Sie lassen von ihrem Taufkult – in ähnlicher Form wie die Nestorianer – nicht ab, arbeiten sehr fleißig und sind weitaus sauberer in ihren Heimstätten, als es die Mohammedaner sind. Die Kinder werden wie bei den Juden und Moslems beschnitten, sie kennen nur die unauflösliche Ehe mit einer Frau – im Gegensatz zu den Mohammedanern –, sie gelten als ehrliche und verlässliche Leute, wurden aber im Verlaufe der Jahrhunderte von den Türken, Persern, Irakern und nicht zuletzt von mohammedanischen Kurden in grauenhaften Massakern dezimiert. Angeblich gibt es in ganz Kurdistan noch an die 20.000 »Teufelsanbeter«, die

sich hauptsächlich im irakischen Sindjargebirge befinden – von Wüste umgeben. Diese Menschen sind sehr verschlossen und sprechen fast nie über ihre Religion oder Religionsausübungen. Unzählige Orakel und Sagen zeigen diese Sekte als sehr lebendig und tiefgründig. Ihre weltlichen Oberhäupter sind unabhängig von ihren religiösen Führern, sie versuchten nie, missionarisch tätig zu sein. Diese »Teufelsanbeter« kapselten sich geographisch und menschlich ein, so wie sie es auch bis in unsere Tage noch tun. Über das Glaubensgut dieser Sekte ist relativ wenig bekannt. Ein höheres Wesen wird als Erschaffer dieser Welt angesehen. Sie flehen aber weniger eine gute Gottheit um einen Beistand an, sondern beten vielmehr die böse dämonische Gottheit an und bitten, vom Bösen verschont zu bleiben.

Auch die Kurden sprechen nicht allzu gerne über die kleinen Gruppen der »Teufelsanbeter«, gerade so, als handle es sich dabei um »schwarze Schafe« innerhalb der Kurden-gemeinschaft. Abgesehen davon, daß einst von allen Seiten regelrechte Feldzüge gegen diese »Teufelsanbeter« veranstaltet wurden – sie hatten politische und auch religiöse Motive –, verübten die irakischen Soldaten anlässlich der Kapitulation Mullah Mustafa Barzani noch ein sinnloses Blutbad und schlachteten zwei Dörfer der »Teufelsanbeter« ab. Innerhalb der kurdischen Revolution spielen die Mitglieder dieser Feuerkult-Sekte keine Rolle, obwohl es sich um Kurden handelt, die sich aber in der Befreiungsbewegung der Kurdenstämme weder kämpferisch besonders hervortun noch sonst ihre Sympathien zeigen. Vereinzelt sind in den Pesch-Merga-Brigaden zwar solche »Teufelsanbeter« vorhanden, sie können aber als solche kaum identifiziert werden, da sie dort ihre Religion nicht bekennen oder ausüben und darüber auch grundsätzlich nie mit ihren Pesch-Merga-Kameraden sprechen. Der Schatten eines Geheimnisses liegt über diesen »Teufelsanbetern«, die inselartig in isolierten Gebirgsregionen hausen und zu denen auch jene hakennasigen Kurden weiter im Norden zählen, von denen schon die Rede war. Ein alter weißhaariger Kurde sagte in einem Dorf zu mir leise und nachdenklich: »Wir Kurden

sind ein rätselhaftes Volk, das schon viele Blätter der Geschichte ausgefüllt hat, aber viele Seiten unseres Volkes werden nie aufgeblättert werden; sie werden ein ewiges Rätsel bleiben...«

Institut kurde de Paris

Sami Rachman, der Kurde ohne Turban

Alle vorangegangenen Strapazen, Schwierigkeiten und Ängste waren in dem Moment vergessen, als ich mich endlich im Hauptquartier der Irak-Kurden in Persien befand, wo von etwa 1000 Pesch Merga der Talkessel und die umliegenden Felsrücken besetzt gehalten werden. Es ist praktisch unmöglich, dieses wehrhafte Felsennest heimlich oder mit Gewalt zu erreichen, geschweige denn zu erobern. Die nahen hohen Felswände machen selbst einen Luftangriff unmöglich.

Viele Kurden kamen neugierig, mißtrauisch oder erfreut angelaufen und drückten mir die Hände, während zwei Pesch Merga mein kümmerliches Gepäck hinter mir herschleppten, als ich den Hang zu drei nebeneinanderstehenden Militärzelten hinaufgeführt wurde. Ich mußte warten und wurde vorerst in eines dieser Zelte eingeladen, in dem Berge von Papier, eine Schreibmaschine und moderne Waffen rundherum am Boden lagen. Die Kurden servierten gleich heißen Tee mit Zucker, und jeder von ihnen sprach mehrere Sprachen. Ein Kurde war darunter, der Deutsch verstand, lange Zeit in Österreich gewesen war, sämtliche Heurigenlokale von Grinzing kannte und sich nach den österreichischen Fußballern Krankl, Pezzey und Koncilia erkundigte. Ich befand mich im Stab des Kurdenhauptquartiers und mußte Fragen über mich ergehen lassen: Woher ich käme? Was ich hier wolle? Wie es mir möglich gewesen sei, über die Grenzen und durch die Sperren zu kommen? – bis ein schwerbewaffneter Kurde seinen Kopf in unser Zelt steckte und mich aufforderte, mit zu Sami – so wurde er allgemein gerufen und genannt – zu kommen.

Drei Kurden seiner Leibwache begleiteten mich auf dem kurzen Weg zum eigentlichen »Kopf« der Kurden, der im

letzten und äußersten der drei Zelte wohnte. Sami Rachman, der Generalsekretär der irakischen »Kurdischen Demokratischen Partei«, der Chefideologe, kam mir freundlich lächelnd entgegen und lud mich dann – nachdem ich mir die Schuhe ausgezogen hatte – ein, am Boden seines Zeltplatzes Platz zu nehmen. Er trug zwar die typische kurdische Pesch-Merga-Kleidung, aber er ist einer der ganz wenigen Kurden, der *keinen* Turban trägt, und auch den typischen kurdischen Schnauzbart vermisst man in diesem intelligenten Gesicht. Seine dunkle Hornbrille signalisiert ihn gleich als Intellektuellen, der in eine zivilisierte Großstadt besser hineinpassen würde als in diese rauhe und blutige Gebirgswelt. Sami hat sechs Jahre in London studiert, ist Diplomingenieur, er war in der Interimszeit während des Waffenstillstandes mit dem Irak-Regime Minister im Kabinett in Bagdad, hat aber sein Leben der kurdischen Freiheitsbewegung bedingungslos und mit allen Konsequenzen verschrieben. Seine Frau und seine Kinder leben in einer westeuropäischen Stadt unter anderem Namen. Er wurde dreimal zum Tode verurteilt, entkam aber immer. Aus Sicherheitsgründen kann Rachman weder den Namen der betreffenden Stadt noch sonstige Einzelheiten über den Aufenthalt und das Leben seiner Familie preisgeben. Der irakische Geheimdienst hat in ähnlichen Fällen nämlich oftmals versucht, Kurdenführer unter Druck zu setzen, indem er sich ihrer Familienmitglieder bemächtigte. Sein Sohn hat bereits mit dem Universitätsstudium begonnen und scheint seinen Vater in puncto Begeisterung und Überzeugung in der Kurdenbewegung noch zu übertreffen. Er will nach seinen Studien hierher zurückkehren.

Als ich Sami Rachman in seinem Zelt gegenüber saß, versuchte ich mir ein Bild über diesen rätselhaften Mann zu machen, der von seinen Leuten sorgsam geschützt wird, weil die Irak-Regierung einen horrenden Kopfpfeil für seine Ergreifung oder Tötung ausgesetzt hat.

Sami Rachman ist auf den ersten Blick ein offener und sympathischer Charakter mit etwas beherrschtem, aber durchaus transparentem Wesen. Seine bescheidene, weltmännische Art, sein vielseitiges Interesse für banale Dinge

ebenso wie für bedeutende Ereignisse, sein allumfassender politischer Informationsstand über die Probleme unserer Welt, seine sachlichen Argumente, seine realistisch-gesunden Ansichten und nicht zuletzt seine ungekünstelte natürliche Herzlichkeit schufen gleich vom Beginn unserer Begegnung an eine geradezu freundschaftliche Verbundenheit zwischen uns. Wir unterhielten uns lange an jenem ersten Abend, nachdem wir ein von seiner Leibwache köstlich zubereitetes Zicklein serviert bekommen und Unmengen von Tee getrunken hatten. Er versuchte, durch Fragen meine Ansichten und Einstellungen abzutasten, um so seinerseits ein genaueres Bild von mir zu bekommen. Ich hatte keine Briefe oder sonstigen Papiere vom Ausland als Empfehlung mitgebracht, und die von meinen Kontaktleuten weitergeleiteten Befürwortungen für meine Aktion waren noch nicht eingelangt. Meine beiden Begleiter und ein mitgebrachtes Buch waren die einzigen Hinweise, daß mit mir »alles in Ordnung war«, so glaubte und vertraute er mir. Sami wollte wissen, was ich zu sehen und zu dokumentieren wünschte.

Wir unterhielten uns auch über Themen und Probleme vertraulicher Art. Der Kurde legte seine rechte Hand dabei auf mein Tonbandgerät, um anzudeuten, daß er das Gespräch als nicht für die Öffentlichkeit bestimmt ansah. Solche Wünsche muß man als Reporter – ganz gleich, um welchen Gesprächspartner es sich auch handelt – grundsätzlich respektieren. Nur um irgendwelcher Erfolge wegen, die sich vielleicht in einem oder zwei Kapiteln niederschlagen, kann man sich als Journalist nicht das Recht anmaßen, einen Mann, der einem vertraut, hineinzulegen. Durch solche Vertrauensbeziehungen jedoch wachsen auch aufrichtige Freundschaften, die über Jahrzehnte hinweg andauern können. Und speziell in solchen Momenten hat man die Gewißheit, daß der Beruf als Journalist in sehr vielen Bereichen auch nach außen hin zur Berufung werden kann. Man vermag mit dieser Tätigkeit auch entscheidend zu helfen, wenn in unserem »perfekten« Medienzeitalter noch oft erschreckend große Informationslücken gähnen, die es auszufüllen gilt.

Als ich Sami meinen Wunsch vortrug, den kurdischen Freiheits-Radiosender »Voice of Kurdistan« besuchen zu dürfen, sah er mich im ersten Moment etwas verduzt an, lachte mir aber anschließend ins Gesicht. Er meinte, daß sich dies ganz günstig arrangieren ließe, weil diese illegale Radiostation der Kurden in den nächsten Tagen wieder tiefer in den Irak hinein verlegt werde und die jetzige Position leichter zu erreichen sei. Um irakischen Vernichtungsschlägen auszuweichen, befindet sich die Station nämlich auf einer permanenten Wanderschaft.

Früh am nächsten Morgen, als die Sonne noch tief hinter den mächtigen Bergen stand und nachdem ich mich noch schnell in dem eiskalten Gebirgsbach gewaschen hatte, fuhren wir mit einem Wagen quer über Felder und ausgedörrte Ebenen. Wir befanden uns in einem völlig abgelegenen Teil des Grenzbereiches, weit abseits von allen Straßen. Unser vorläufiges Ziel war ein starker Pesch-Merga-Außenposten unmittelbar an der persisch-irakischen Grenze. In dieser wilden Gegend befanden sich weder Polizei noch Militär der beiden Staaten. Das Zelt des Kommandanten war mit riesigen Felsbrocken an den Rändern beschwert, was nicht überflüssig erschien, da gerade in den Morgenstunden ein heftiger Sturm das Tal entlangfegte, so daß die Kochgeschirre durch die Luft wirbelten, um dann klirrend und verbeult wieder zu landen, und das Zelt so lautstark knatterte, als krachten Schüsse aus unzähligen Gewehren.

Nach der üblichen Zeremonie der Begrüßung und Vorstellung bekam ich eine Pesch-Merga-Einheit zugeteilt, die den Auftrag hatte, mich in den Irak zur geheimnisvollen Radiostation der Kurden zu bringen. Wieder begann die hektische Bergkletterei. Meine zehn Kurden stiegen lachend und spielerisch die steilen Berghänge empor und erzählten sich die neuesten Geschichten. Meine zwei ständigen Begleiter Omar und Ali hatten zu tun, mir das Wesentliche zu übersetzen. Als die Sonne dann zwei Stunden später hoch am blanken Himmel stand, legte sich der Sturm und machte einer flirrenden Brutofenhitze Platz, in der sich kein Lüftchen mehr rührte.

Je höher wir kamen, desto öfter erhoben sich hinter riesigen Felstrümmern lautlos einige Pesch Merga, die von unserem Begleitoffizier ein Losungswort zugerufen bekamen und dann wieder hinter ihren Felsen untertauchten. Sie waren die Sicherungsposten, die in unregelmäßigen Abständen das gesamte Gebirgsmassiv bewachten, auf dem sich ihre Radiostation befand. Weder bei Tag noch bei Nacht ist es möglich, sich auf dem schmalen Pfad oder abseits die Hänge hinaufzuschleichen.

Ich bewunderte wieder einmal mehr die gemsenartige Kondition dieser Männer, während ich später schweißtreibend und hechelnd, wie mein Collie daheim, Schwierigkeiten bekam, das unwahrscheinliche Tempo meiner Begleiter beizubehalten. Am späten Mittag erreichten wir dann endlich den abgeflachten Bergrücken, der in einer Entfernung von etwa zwei Kilometern zu einem noch höheren Gipfel überging. Ein 15 Meter hoher, demontierbarer, wetter- und sturmfester Funkmast stand auf der höchsten Stelle. Er war mit dünnen Stahlseilen nach allen Seiten hin gespannt. Mehr als ein halbes Dutzend Zelte stand im weiten Umkreis, und etliche Schützenlöcher waren in dem felsigen Untergrund ausgehoben oder herausgesprengt worden. Zwei schwere Maschinengewehre mit eingezogenen Patronengurten hatten die Aufgabe, eventuelle Luftangriffe abzuwehren.

Wir befanden uns bereits im Irak, aber niemand wußte genau, wo und wann wir die Grenze illegal überschritten hatten. Unsere Ankunft bedeutete für die Radiomannschaft hoch droben im Gebirge nicht nur eine sehr willkommene Abwechslung, sondern meine Mission erweckte auch Interesse. Zwei jungen Kurden wurde ich vorgestellt, welche die technische und programmmäßige Leitung der Kurden-Radiostation hatten: Der eine war Bauingenieur und der andere Agraringenieur. Sie hatten in Europa studiert, und ihnen hatte man diese hochwichtige Tätigkeit anvertraut, obwohl ihre akademische Ausbildung mit dieser Arbeit im Grunde genommen nichts zu tun hatte. Gewissenhaft hatten beide eine kurze Einschulung im Ausland durchgemacht und dann

gemeinsam alle technischen Details und praktischen Hinweise studiert, um den Sendebetrieb aufnehmen zu können.

Bevor wir uns jedoch über ihre Aufgaben und Tätigkeiten unterhielten, lasen die zwei Ingenieure sehr aufmerksam den kleinen schmalen Brief von Sami durch, der für mich Paß und Empfehlung gleichzeitig war. Erst dann begann beim Tee die angeregte Unterhaltung, während draußen vor den verschiedenen Zelten ein Maultiertreiber die Wasserstationen – die das Tier aus dem tiefen Tal heraufgeschleppt hatte – an die Zeltgemeinschaften verteilte.

Neben einem Kistenverschlag ratterte etwas abseits – damit der Motorenlärm nicht den Sendebetrieb stört – ein kleines Stromaggregat, das die Energie für den Sender liefert. In einem Zelt stand dann das kleine »Wunderding«: ein 400-Watt-Radiosender, »Made in Sweden«, in modernster Bauart und mit digitaler Frequenzanzeige. Von einem Maultier kann er ohne Schwierigkeit innerhalb von fünf Minuten abtransportiert werden. Gesendet wird hier grundsätzlich je eine volle Stunde morgens und abends, wenn das Gros der Kurden noch nicht bei der Arbeit ist oder diese schon beendet hat. Den Hauptteil dieser Stundenprogramme bilden die Nachrichten, durch die den Hörern die verschiedenen militärischen oder politischen Erfolge eingetrichtert werden. Dann folgen politische und ideologische Argumente, um die Revolution zu erklären, und dazwischen ertönen die aufwühlenden kurdischen Revolutionsgesänge. Gesprochen wird über diesen illegalen Sender hauptsächlich in Kurdisch, aber auch in Arabisch, Türkisch und Persisch – also für sämtliche Kurden abhörbar, die in den verschiedenen Ländern leben; mit einer einzigen Ausnahme, nämlich der der Sowjetunion.

Dieser Sender ist das wichtigste Organ der Kurden, weil die Radiostimmen durch die kleinen Transistorapparate bis in die letzte Steinhütte der Kurden Eingang finden. Obwohl der Radiosender eine relativ schwache Kapazität besitzt, ist er durch seine extrem hohe Position von meist 3000 Metern bis nach Syrien, tief in den Irak (Bagdad), in der Türkei und natürlich auch in Persien zu hören. Die Frequenz wird öfters

gewechselt, und dies wissen merkwürdigerweise auch die Hörer, obwohl es rätselhaft bleibt, wie sie verständigt werden, ohne daß es die irakischen Behörden erfahren. Speziell für die irakische Regierung in Bagdad ist dieser Rebbersender ja ein eiternder Dorn im Auge, weil die Kurden über den Äther ihre Landsleute pausenlos mit Informations- und Propagandasendungen politischer Art berieseln; weil sie ihnen einhämmern, warum dieser Kampf gegen die Regierung notwendig ist, warum die Irak-Propaganda falsch und verlogen ist, warum die Kurden glauben müssen, daß dieser Kampf letzten Endes zu einem Sieg und Erfolg führen muß. Zwischendurch gibt es Nachrichten, in denen Niederlagen der Irak-Armee in den verschiedenen Landesteilen Kurdistans bis ins letzte Detail geschildert werden oder gefangene irakische Offiziere zu Wort kommen und ihre Gefangennahme bei verlorenen Gefechten oder Überfällen schildern.

Die Iraker haben bereits mehrmals versucht, diese mobile Radiostation anzupeilen und dann mit Jagdbombern auszulöschen, aber alle militärischen Anstrengungen schlugen fehl. Auch ein Blitzüberfall mit zwei Helikoptern, die eine Kommandoeinheit irakischer Fallschirmjäger herant transportierten, endete mit einer Pleite. Die Pesch Merga schossen einen Hubschrauber ab, daraufhin drehte der zweite eilig ab, um demselben Schicksal zu entgehen. Diese Radioarbeit ist nur deshalb so mühselig, weil der Sender immer nur für kurze Zeit auf einem Berg ist und dann wieder eilig in eine andere Gebirgsgegend übersiedeln muß.

Gespannt wartete ich auf die Abendsendung. Als dann der Sprecher seine Nachrichten verlas und zwischen den kurdischen Revolutionsliedern immer wieder der langgezogene Ruf »Kurdistaaaaaan« zu hören war – aufrüttelnd und aufwühlend –, kroch es mir, schon allein von der Akustik her, kalt über den Rücken.

Dieser Radiosender wird von den Kurden wie ein Schatz gehütet, denn dieser Freiheitssender »Voice of Kurdistan« stellt einen Existenz- und Machtfaktor dar, der weit wirkungsvoller als 1000 Gewehre ist. Eine ausgesuchte Pesch-

Merga-Einheit ist für seinen Schutz und die Absicherung verantwortlich. Man ließ mich fotografieren, was ich nur wollte, nur die beiden Kurden-Ingenieure durfte ich nicht ablichten, weil sie ab und zu im Ausland unterwegs sind und eine Identifizierung an Hand von Fotos oder Filmaufnahmen ein allzu großes Sicherheitsrisiko darstellen könnte. Beinahe verlegen brachten die zwei diese Einschränkung in Form einer Bitte vor, was aber absolut verständlich war.

In der Zwischenzeit brodelten vor allen Zelten die mit Reis gefüllten kleinen Kochkessel, denn mit hungrigen Mägen läßt sich keine Revolution verwirklichen. Auch in dieser Hinsicht klappt die Organisation vorzüglich, und die kurdischen Bauern liefern ihre Verpflegungsbeiträge für die Pesch Merga ab, ohne darüber auch nur zu diskutieren oder über die Mengen zu handeln. Verschiedentlich bezahlen die Bewaffneten ihre Lebensmitteleinkäufe auch, meist aber erhalten sie diese bei den Kurdendörfern gratis als Spende und Solidaritätsbeweis.

Von Sami hatte ich die Erlaubnis und den Geleitbrief mitbekommen, nach dem Besuch beim Kurden-Radiosender mit meiner Begleitmannschaft weiter in den Irak hinein-zumarschieren, um einige Aktivitäten der Pesch Merga beobachten zu können. Wir brachten die eine Nacht hoch droben im Gebirge bei der Radiobewachungsmannschaft zu. Sobald die Sonne untergegangen war, kam wieder ein böser Sturm auf, der eisig kalt durch alle offenen Ritzen pfiff. Die Zeltbewohner rückten dichter zusammen, und so schliefen wir – eng wie Sardinen zusammengepfertcht und in Decken gewickelt –, daß es zum Problem wurde, sich auf die andere Seite zu drehen, wenn die Steine am Zeltboden allzu deutlich spürbar waren. Nur gelegentlich wurde der Zelteingang geöffnet, wenn sich die Wachtposten ablösten.

Der einäugige Scheich

Es herrschte noch die dunkle, stürmische Nacht, als ich von einem Kurden unsanft wachgerüttelt wurde. Unsere Gruppe stolperte kurz darauf einen schmalen Pfad talwärts, und der meist bedeckte Himmel ließ vom Mond und von den Sternen nur spärliches Licht durchsickern. Meine Begleiter kannten da aber jeden Stock und jeden Stein. Sie finden den rechten Weg auch mit zugebundenen Augen, wie mir der junge Offizier lachend versicherte. Für mich war es weitaus beschwerlicher, doch hielt ich mich einfach an meinem Vordermann fest. Dieses kümmerliche Licht hätte jedoch einen großen Vorteil für mich, weil ich die neben unserem Felspfad gähnenden Abgründe und schroff abfallenden Felswände nicht sehen konnte, raunte mir der Führer unserer Gruppe ins Ohr, der genau wußte, daß ich nicht schwindelfrei bin. Solche belanglosen Informationen sprechen sich besonders deshalb in diesen Kreisen sehr schnell herum, weil es für einen Pesch Merga völlig unbegreiflich erscheint, daß ein Mann nicht schwindelfrei ist. Das ist dasselbe für ihn, als hätte ein Vogel keine Flügel. Aber allein das Bewußtsein, daß einige Schritte neben mir kein fester Boden mehr war, ließ mich hellwach werden. Ich paßte auf bei diesem nächtlichen Marsch, als würde ich über lauter rohe Eier gehen. Eine Stunde später zauste der Sturm nicht mehr so stark und hartnäckig an unseren Gestalten, und über den Bergkämmen zeigte sich der erste zaghafte Morgenschimmer, der ahnen ließ, wo in Kürze die Sonne aufgehen würde. Sobald der Tag angebrochen war, hatten wir die schwierigsten Abstiegsstellen hinter uns und schlugen die Richtung nach dem Landesinneren des Irak ein. Wir durchzogen eine menschenleere Gegend, denn die Iraker hatten entlang der türkischen und iranischen Grenze alle Dörfer und Siedlun-

gen niedergebrannt, die im Bereiche eines 50 Kilometer breiten Gürtels lagen. Damit versuchte man, den Pesch Merga alle Hilfsquellen im Grenzbereich abzuschneiden.

In dieser unwirtschaftlichen, einfärbig hellbraunen Gebirgslandschaft gab es allerdings fast überall Wasser. Kleine unscheinbare Quellen oder klare Gebirgsbäche – es sickerte und rieselte überall, man mußte sich in diesen Distrikten nur einigermaßen auskennen. Am späten Nachmittag erreichten wir die Hauptstraße, die von Khanem (Persien) nach Rawanduz (Irak) führt. Drei Pesch Merga erkundeten zuerst den Übergang, während die restlichen Männer hinter einem Felskegel auf ihre Zeichen warteten, um dann die Straße schnell zu überqueren. Es war alles Routine für diese Kurden. Jede Sicherung, jeder Blick und jeder Schritt oder Sprung sahen wie natürlichste Reflexe aus, und ich machte mit und ahmte nach, was meine Vordermänner zeigten. Der Weg führte uns wieder in engen Serpentinien einen Steilhang hinauf, wir erreichten ein weites Felsplateau und marschierten, bis wir bei einbrechender Dunkelheit durch eine zerstörte Ortschaft kamen, in der nur noch öde und eingerissene Steinmauern neben verkohlten Dachsparren zu erkennen waren, während sich die Füße mitunter in altem, verrostetem Hausrat verfangen. Das Dorf war von irakischen Soldaten bereits vor längerer Zeit zerstört worden. In der größten dieser Hausruinen schlugen wir unser Nachtlager auf. Das Steingemäuer hatte zwar kein Dach mehr, die Mauern aber waren noch halbwegs intakt und boten Schutz gegen Wind und Sicht. Zwei Wachen wurden eingeteilt, und in der einen Mauerecke wurde mit zusammengesuchten verkohlten Holzsparren ein Feuer entfacht, auf dem wenig später ein großer Kupferkessel mit Reis brodelte. Außer einem trockenen dünnen Brotfladen, der in den Händen bereits zu zerbröseln begann, hatte es tagsüber nichts zu essen gegeben. Wir waren ausgehungert, kein Wunder, daß unsere Mägen knurrten. Einige getrocknete Fische, im Kochwasser eßbar gemacht, bereicherten unseren Speisetel zusätzlich. Heißhungrig stürzten wir den Reispapp mit einer Begeisterung hinunter, die dem opulenten Mahl eines

Hilton-Restaurants Ehre gemacht hätte. Kein einziges Reiskörnchen blieb übrig. Den Topf und die klapprigen Teller hätte man nicht mehr abwaschen müssen – so sauber war alles abgeschleckt und ausgekratzt. Und sollten die Kurden auch einmal gar nichts mehr zu essen haben, Tee haben sie immer bei sich, so auch da. Ohne Aufforderung suchte sich hierauf jeder einen passenden Schlafplatz in dem Haus ohne Dach. Ich hatte das Glück und Privileg, neben der Feuerstelle liegen zu können, wo mir die Glut noch längere Zeit eine bescheidene Wärme spendete. Dann wurde es bitter kalt, und wir krochen auch mit den Köpfen unter unsere Decken. Gegen 2 Uhr morgens – es hatte in dieser pechschwarzen Nacht ganz fein zu regnen begonnen, und die kalte, unfreundliche Nässe war durch die Decken gedrungen – bellten plötzlich in einiger Entfernung hintereinander Schüsse auf. Als wir aufgeschreckt dazu noch Motorenlärm von der Straße her vernahmen, gab der Kurdenführer halblaute Befehle, und wir machten uns hastig abmarschbereit. Schon nach wenigen Minuten schlichen wir in enger Kolonne, einer hinter dem anderen, aus dem niedergebrannten Dorf bergwärts. In der Dunkelheit stolperte ich, flog der vollen Länge nach auf den felsigen Boden, stand wieder auf, fluchte und rannte meinem Vordermann nach, den ich nur als undeutlichen schwarzen Schatten erkennen konnte. Während drei Pesch Merga, mit der Rückendeckung beauftragt, weit hinter uns geblieben waren, hasteten wir im Eiltempo weiter in den Irak hinein. Nach einer Stunde Marschzeit hatten wir eine kleine Mulde erreicht, wo wir dann – dicht zusammengedrängt wie eine Schafherde bei Donnerwetter – den neuen Tag abwarten wollten. Der Regen wurde heftiger und rann über unsere Gesichter, den Hals entlang über die Haut der Körper abwärts bis zu den Zehen. Völlig durchnäßt fluchte ich pausenlos vor mich hin, als Ventil, um mir Erleichterung zu verschaffen. Mir schoß es in diesen trostlosen Stunden unentwegt durch den Kopf, daß ich dies wieder einmal nötig gehabt hatte, anstatt irgendwo bei Zentralheizung einer 40-Wochenstunden-Kollektivvertragsbeschäftigung nachzugehen.

Sobald die Sonne die ersten wärmenden Strahlen zeigte, kam Bewegung in unsere pudelnasse Schar. Es war unter diesen Bedingungen geradezu ein Vergnügen, Bewegung machen zu können – weiterzumarschieren. Am späteren Vormittag kamen wir an einem kleinen Kurdendorf vorüber, nachdem wir den entvölkerten Todesstreifen an der Grenze hinter uns gelassen hatten. Ein paar Hühner, ein Berg Eier, Gemüse und Reis bekamen wir von den Dorfbewohnern ausgefolgt und gleichzeitig Informationen über eine ganz bestimmte Person, die unser Reiseziel war. Wo und wie der Geheimnisvolle zu erreichen war, wollte unser Offizier genau wissen. Als er es erfahren hatte, sandte er einen Pesch Merga mit einem schmalen Briefzettel, ganz klein auf das Format einer Briefmarke zusammengelegt, zu diesem Unbekannten, während wir uns mit diesen Köstlichkeiten satt aßen.

Zwei Stunden später brachen wir auf und marschierten in ein enges Tal hinein, dessen Berge zu beiden Seiten von Stunde zu Stunde und von Kilometer zu Kilometer höher zu werden schienen. Später dann verengte sich dieses Tal zu einer hohen, engen Schlucht. Streckenweise war neben dem Bach kaum noch Platz für einen Saumpfad, wir trabten in seinem Bett weiter – manchmal im nachgiebigen Schotter, der den Füßen keinen Halt bot, und dann wieder im seichten Wasser, was bei der Tagestemperatur recht angenehm war.

In der Schlucht wurde es früher dunkel als auf den Bergrücken, aber der begleitende Kurdenführer schien genau zu wissen, wohin wir marschieren mußten. In der beginnenden Abenddämmerung hielt unsere kleine Karawane ruckartig an, als in kurzen Intervallen drei Schüsse ihren Donner von der einen zur anderen Felswand warfen. Nach einer kurzen Pause war eine mächtige Stimme zu hören, deren Worte an den hoch aufragenden Felswänden dumpf und drohend widerhallten. Die ganze Szene in der beengten Umgebung machte einen unheimlichen Eindruck, als wären der Donner der Schüsse und diese mächtige Stimme mit den unbekanntenen Worten die Zeichen und Warnungen eines unsichtbaren, unbekanntenen höheren We-

sens, das uns jeden Augenblick in der Schlucht zerschmettern konnte.

Unser Pesch-Merga-Offizier legte beide Hände trichterförmig an den Mund und brüllte seine Antwort mit langgezogenen Worten zu den Felsrändern hinauf. Das akustische Frage-und-Antwort-Spiel dauerte noch eine Weile, doch dann schien Klarheit zu herrschen. Wir bogen links ab zu einem schmalen Steig, der von einem fremden Pesch Merga bewacht worden war. Der Mann führte uns eine halbe Stunde lang den Pfad hinauf, bis wir zu einer weiten, lieblichen Ebene gelangten und beim letzten Tageslicht zwischen Feldern einem kleinen Dorf entgegenschritten, das aus neun primitiven Steinhütten bestand. Bescheiden in diese Landschaft hingeduckt, lagen die kastenförmigen grauen Behausungen, aus denen sich kleine Rauchfahnen zum Himmel schlängelten.

Kurden mit und ohne Waffen kamen aus den Steinhütten und begrüßten uns enthusiastisch mit Umarmungen und Gelächter, als gehörten alle zur selben Familie. Diese heitere Begrüßungs-Szene wurde aber jäh unterbrochen, als vom ersten Haus ein hagerer großer Kurde die drei Steinstufen zu uns herunterschritt. Er war mit der typischen Pesch-Merga-Uniform bekleidet, trug am Ledergürtel eine großkalibrige Armeepistole und hatte am Kopf einen kunstvoll gewundenen schwarz-weißen Turban. Sein Alter war schwer zu schätzen – etwa zwischen 40 und 50 Jahre –, denn der Mann hatte nicht nur etliche Narben im Gesicht, sondern es fehlte ihm auch das linke Auge. Als ich ihm unmittelbar gegenüberstand, war ich durch die leere Augenhöhle nahezu hypnotisiert. Ich mußte immerzu in dieses schrecklich vernarbte Loch im Gesicht blicken. Der Kurde hatte sich dieses fehlende Auge auch nicht – wie Moshe Dayan zum Beispiel – durch eine Augenbinde abgedeckt, weil er, wie er mir später erklärte, außer dem Turban auf seinem Kopf oder im Gesicht keine »Belästigung« vertrage.

Scheich Ibrahim hieß dieser markante Kurdenführer, er sprach blendend Englisch und hatte ein selbstsicheres, weltmännisches Auftreten. Zuerst musterte er mich mit

seinem einzigen Auge, und höflich geleitete er mich dann in das Innere seiner Steinhütte, die aus einem einzigen Raum bestand, der von zwei Petroleumlampen erhellt wurde.

Nach dem Abendessen saßen wir uns dann schuhlos gegenüber und begrüßten die einzelnen Unterführer, die nacheinander hereinkamen und an den Wänden Platz nahmen. Scheich Ibrahim führte in diesem Distrikt das Pesch-Merga-Kommando und fiel allein schon durch seine Vergangenheit auf, die diesen Mann scharf profiliert hatte.

Ibrahims Stamm hauste im Gebiet nördlich von Chuwarta, im irakischen Distrikt von Suleimania. Sein Vater war Scheich eines kleinen Bergkurdenstammes, der sich mit Schafherden und Schmuggel einen bescheidenen Wohlstand schaffte. In einer heißen Julinacht geschah dann die entsetzliche Tragödie: der Scheich, seine Frau und drei seiner Söhne wurden im Haus ermordet aufgefunden. Nur Ibrahim, der Jüngste der Familie, war zu dieser Zeit hoch droben im Gebirge bei den Schafherden seines Vaters unter Obhut eines alten Hirten gewesen. Fünf Jahre war er alt, als dieses Familienmassaker stattfand, über das im Stamm nicht viel gesprochen, sondern viel mehr getuschelt wurde. Der überlebende kleine Ibrahim wurde eilig zu einem wohlhabenden reichen Kurden nach Bagdad gebracht, der ein weitschichtiger Verwandter des kleinen Jungen war. So verschwand der letzte Sprößling der ermordeten Familie aus dem Stammesverband. Sein Onkel setzte alles daran, um den Kurdenjungen auf Schulen zu schicken, die er dann mit guten Erfolgen besuchte. Ibrahim sollte Lehrer werden und unterrichtete nach Erhalt seines Diploms an einer Mittelschule in den Fächern Arabisch, Geschichte und Geographie. Zwei Jahre später hatte der junge Lehrer aber genug vom Lärm seiner Klassenzimmer und wechselte zur irakischen Armee über, wo er die Offizierslaufbahn einschlug. Das sagte seiner sportlichen Natur mehr zu, als sich mit Schulkindern herumzuärgern. In den darauffolgenden Jahren erreichte er relativ schnell den Rang eines Hauptmannes und wurde mit seiner Einheit eines Tages zum Kampf gegen die Kurden im Nordosten des Iraks eingesetzt. Das dürfte das auslösende

Moment in der geistigen Einstellung des jungen kurdischen Offiziers gewesen sein: Er mußte gegen seine eigenen Landsleute und Brüder kämpfen und gefangene Kurdenführer verhören. Ibrahim bekam so den ersten direkten politischen Kontakt zur kurdischen Befreiungsbewegung General Mustafa Barzani und wurde innerlich zuerst unsicher. Wenige Monate später starb sein alter Onkel in Bagdad. Als wäre das letzte Bindeglied zu Bagdad, zur irakischen Armee, in der er diente, und zu seiner Pflichtauffassung zerrissen, legte Ibrahim eines Abends seine Uniform fein säuberlich in die Ecke des kleinen Kasernenzimmers und machte sich mit einem Seesack – in dem alle seine Habseligkeiten waren – auf den Weg nach Nordosten. Mit seinen Ausweispapieren als irakischer Armeeeoffizier hatte er es sehr leicht, die Kontrollstellen zu passieren, und erregte nirgendwo Aufsehen oder Anstoß. Nach einer Woche befand er sich im Hauptquartier der rebellischen Kurden bei Barzani. Er legte dort offenherzig seine Papiere auf den Tisch und versuchte zu erklären, warum er sich als Kurde der kurdischen Befreiungsbewegung anschließen wollte. Im Hauptquartier war man mehr als mißtrauisch, denn dieser Ibrahim war de facto noch immer Hauptmann der irakischen Armee, und es war den Kurden auch bekannt, daß er sogar gegen sie gekämpft hatte. Barzani entschied sich jedoch dafür, daß man Ibrahim die Chance eines Beweises geben sollte, um zu sehen, ob es sich bei ihm um einen eingeschleusten Spitzel oder um einen echten Kurden handle, der nun endlich wußte, wo sein Platz war. Das Mißtrauen umgab ihn ständig. In den ersten Wochen und Monaten wollte niemand so richtig mit ihm zu tun haben. Geduldig ertrug der aus der irakischen Armee desertierte Kurde alle damit verbundenen Demütigungen, Verhöhnungen und Mißtrauensbeweise und wartete auf eine Chance, um endlich seinen Frontwechsel mit entsprechenden Taten beweisen zu können.

Während der islamischen Ramadan-Wochen, als das normale öffentliche Leben durch diese religiöse Fastenzeit etwas lahm wirkte, schlich Ibrahim mit zehn Pesch Merga von den Bergen herunter durch den hohen Schnee in die

kleine Stadt Aqra. Es herrschte eine wolkenverhangene bleigraue Stimmung an jenem Nachmittag. Ibrahim besaß in Aqra sehr genaue Ortskenntnisse und marschierte in der Dämmerung mit seiner Schar schnurstracks zu der am Stadtrand gelegenen kleinen Kaserne, die einen militärischen Sicherungsposten mit 56 irakischen Offizieren und Soldaten beherbergte. Der Wachtposten am Eingang war über das freche Auftauchen der schwerbewaffneten Kurden derart perplex, daß er blitzschnell überwältigt werden konnte, bevor er auch nur den geringsten Laut von sich gab. Im Laufschrift eilte Ibrahim mit drei Mann die leeren Gänge entlang, bis er vor zwei Offiziersräumen ankam, in denen er Jahre zuvor selbst einmal gehaust hatte. Die eine Türe wurde gerade von innen geöffnet, und ein kräftiger Offiziersbursche trat verblüfft den Eindringlingen entgegen. Er wurde aber zur Seite gedrängt, während gleichzeitig die Türe zum zweiten Offizierszimmer eingetreten wurde. Die insgesamt vier irakischen Offiziere wurden mit Gewehrkolben und Messern niedergemacht, nur der Offiziersbursche leistete in seiner Todesangst energischen Widerstand. Es wäre ihm beinahe gelungen zu entfliehen, hätte ihn im letzten Moment nicht ein Pesch Merga niedergeschossen. Aber diese drei Schüsse gellten wie ein Alarm für die ganze Stützpunktbesatzung durch das Gebäude. Vier Männer von Ibrahim Gruppe hatten sich schon bei Beginn des Überfalls mit entscherten Schnellfeuergewehren vor den drei Türen der Mannschaftsräume postiert. Durch die Schüsse aufgeschreckt, stürmten die Soldaten mit ihren Waffen kopflos auf die Gänge und rannten ahnungslos in das Feuer der wartenden Pesch Merga. Es kam zu keiner Gegenwehr, die Überraschung war zu perfekt gelungen. Zwei weitere Pesch Merga hatten die Bewachung des Eingangs übernommen, um den Rückzug der Kurdengruppe abzusichern. Der zehnte Mann Ibrahim behielt den Gang im Visier, wo noch ein Unteroffiziersraum, die Küche und die Waffenkammer untergebracht waren. Dieser eine Kurde erschob drei irakische Unteroffiziere, sobald diese im deckungslosen Gang aufgetaucht waren. Lediglich sechs irakische Soldaten

sprangen in panischer Angst, so wie sie von ihren Pritschen aufgescheucht worden waren, barfuß und nur in Unterkleidern durch die Fenster ins Freie und rannten um ihr Leben in die beginnende Nacht hinein. Sie blieben die einzigen Überlebenden.

Mit eisiger Seelenruhe rief Ibrahim seine Leute zusammen und gab in knappen Befehlen die Anweisung, Uniformstücke, Ausweispapiere und Waffen mitzunehmen, soviel jeder Mann nur tragen konnte. Er selbst machte dabei auch keine Ausnahme und lud sich vier erbeutete Kalaschnikow-Schnellfeuergewehre auf den Rücken, um dann den geordneten Rückzug anzutreten. Als Ibrahim mit seiner Gruppe abziehen wollte, fuhr ein Tankwagen der Armee in den Hof der kleinen Kaserne, um für die Kraftfahrzeuge den Treibstoff abzuliefern. Böse murmelte der Kurdenführer: »Da hätte ich beinahe noch etwas vergessen!« Er wartete genau auf den Moment, als der Tankwagen bei den acht Fahrzeugen des Stützpunktes angelangt war, und warf in kurzen Abständen hintereinander drei Plastikhandgranaten unter den halbvollen Treibstoffwagen. Drei heftige und harte Detonationen zerrissen die Winterstille, gleich darauf fegte eine Stichflamme aus dem Tanker und hüllte alles in ein Flammenmeer. Teile von Fahrzeugen flogen durch die Luft, die Fensterscheiben des Gebäudes barsten, und hätten sich die Kurden nicht noch rechtzeitig zu Boden geworfen, wäre es für den einen oder anderen Pesch Merga wahrscheinlich noch böse ausgegangen.

Während die Flammen sich in Windeseile ausbreiteten, marschierten Ibrahim und seine zehn Mann bereits weitab über die sanft ansteigende Schneefläche den Bergen entgegen. Die Männer keuchten unter den erbeuteten Lasten, aber das machte ihnen nichts aus, sie befanden sich in einem Begeisterungstau mel sondergleichen. Erst am nächsten Morgen hatte ein Armeehubschrauber die Verfolgung der Kurden aufgenommen, entging aber nur mit knapper Not dem Abschub. Ibrahim marschierte fünf Tage lang, bis er im Hauptquartier bei Barzani eintraf. Zuerst glaubte man seinem Bericht nicht, und mancher Kurdenführer im Stab

Barzanis lächelte verständnisvoll über die Erlebnisse, weil man Ibrahim für einen Aufschneider hielt. Als aber die Pesch Merga seiner Gruppe einvernommen waren und alle Beutestücke fein säuberlich am Boden ausgebreitet lagen, überfiel die ungläubige Runde ein Erstaunen und Jubel. Ganz begeistert berichteten die Männer über die Details dieses Kommandounternehmens. Das hatte zur Folge, daß die Kurden ab dieser Stunde einen neuen Helden besaßen, der für viele Rebellen schlagartig zum Idol wurde. Dieser gelungene Einsatz hatte aber noch eine Nebenwirkung: Eine große Anzahl von tatendurstigen Pesch Merga wollten künftighin mit Ibrahim zum Einsatz kommen und mit ihm kämpfen. Er war der Garant für Erfolg und Tollkühnheit, aber auch für eiskalte Überlegung und tödliche Planung.

Für Ibrahim war von dem Tag an das Eis gebrochen, alle Herzen flogen ihm zu, er wurde nun von den Kurden voll und ganz anerkannt. Jede Rückkehr zur irakischen Armee hätte nach diesem Überfall für Ibrahim den sicheren Tod bedeutet. Dieser Kurdenführer und ehemalige irakische Armeehauptmann begann sich zu spezialisieren und trainierte seine ausgesuchte Schar ohne Erbarmen, wie es in den Armeen der großen und kleinen Staaten meist der Fall ist. Er schaffte sich damit ein Instrument, das er virtuos und »todsicher« zum Einsatz gegen die irakische Staatsmacht brachte. Wenn es für die Kurden schwierige Probleme durch unliebsame Polizei- oder Militärstationen gab oder wenn sich die irakische Armee mit größeren Verbänden in das Kurdengebiet wagte, trat Ibrahim mit seinen Männern in Aktion. Er tat sich insofern leicht, weil er sich als ehemaliger Offizier seiner Feinde leichter in die Verhältnisse und Verhaltensweisen irakischer Militärverbände und deren Offiziere einfühlen konnte und weil er die inneren Mechanismen sowie die Organisation des irakischen Militärs bestens kannte. Zahlreiche Kommandounternehmen unter der Führung von Scheich Ibrahim, wie er genannt wurde, gelangen mit großem Erfolg, was den Ruf dieses Mannes festigte, während seine eigenen Leute für ihn durchs Feuer gingen.

Ein für Ibrahim spezifisches Bravour-Unternehmen lei-

stete sich der Kurdenführer mit seiner Kommandogruppe im Hochsommer. Die Kommandeure der Grenzgarnisonen hatten sich in Dukan zu einem der üblichen Feste getroffen. Die örtlichen zivilen Gastgeber begrüßten im Hause eines reichen Agha nacheinander die Offiziere und Behördenvertreter. Insgesamt kamen ein Dutzend höchstrangiger Offiziere der irakischen Armee von den verschiedenen Kommandostellen des ganzen Distriktes nordöstlich von Kirkuk sowie sechs hohe Zivilbeamte. Alkohol floß in Strömen und wiegende Bauchtänzerinnen, die wohl einen Gesichtschleier trugen, sonst aber spärlich bekleidet waren, heizten die Stimmung an. Solche Feste sollten von Zeit zu Zeit über die trostlose Landschaft und Abgeschiedenheit hinweghelfen. Spät nach Mitternacht, als die Stimmung ganz oben und der Pegel in den Whisky-Flaschen ganz unten war, nahm das Schicksal dann seinen Lauf.

Aus einem Kassettenrecorder tönte mit kreischender Lautstärke arabische Musik, ein Oberst stritt sich mit einem Major wegen eines dieser Mädchen, und mancher uniformierte Gast lallte nur noch unverständliche Worte zusammenhanglos vor sich hin. Da marschierte Scheich Ibrahim in der Uniform eines Leutnants der irakischen Militärpolizei mit zwei Unteroffizieren derselben Zugehörigkeit in das Haus des reichen Agha. Die Wachen hatten den Leutnant salutierend passieren lassen und wurden von der folgenden Ibrahim-Gruppe ebenso lautlos überwältigt und erledigt wie die Militäρχauffeure der wartenden Offiziersautos. Niemand nahm in der angesäuselten Stimmung Notiz von den drei Uniformierten, die sich zielstrebig über den großen Raum – der auf der Langseite zum üppigen Garten hin offen war – verteilten. Plötzlich rissen die drei uniformierten Kurden ihre Maschinenpistolen hoch und jagten einen Feuerstoß nach dem anderen in die vergnügte Offizierschar, deren Leiber sich verzweifelt aufbäumten und in ihrem Blut zusammenbrachen. Ihre Todesschreie gingen im Lärm der Schüsse unter. Es war ein fürchterliches Blutbad, ein Akt der Vergeltung. Kein einziger Offizier überlebte diesen Abend, ihre Körper waren von Kugeln durchsiebt.

Fünf hohe Zivilbeamte des Distriktes fielen dem Angriff gleichfalls zum Opfer, und lediglich der Gastgeber überlebte mit knapper Not. Er wurde schwerverletzt mit einem Helikopter in ein Regierungshospital abtransportiert, wo man dem alten Mann drei Kugeln aus dem Unterleib herausoperierte. Die Kurden aber hatten am Vorplatz des Hauses nach der ganzen Aktion noch eilig alle Fahrzeuge in Brand gesteckt. Ibrahim hatte wieder einmal zugeschlagen und befand sich zwei Stunden später bereits in den Bergen, da er den Rückzug diesmal mit einem Armeelastwagen beschleunigt organisiert hatte. Das Ganze war ein vernichtender Schlag und gleichzeitig auch eine Blamage für das ohnmächtige irakische Militär, denn eine derart blutige Aktion hatten sich die Kurden bis dahin noch nie erlaubt. Angst und Schrecken fuhr den irakischen Kommandostellen in die Knochen, Sicherheitsvorkehrungen wurden neu überdacht und verstärkt.

Später wurde über dieses Kommandounternehmen auf beiden Seiten sehr viel getuschelt und gerätselt. Irakische Kreise vermuteten, daß der Hausbesitzer – der selbst Distriktsgouverneur war – an die Kurden die Termin- und Gästelisten-Information weitergegeben hatte und dafür der einzige – wenn auch schwerverwundete – Überlebende blieb. Über Scheich Ibrahim bildeten sich schnellrankende Legenden, die von Dorf zu Dorf und von Stamm zu Stamm wie ein Buschfeuer weiterliefen. Außerdem predigte der kurdische Freiheitssender eine Woche hindurch diese erbärmliche Niederlage der Iraker in allen Einzelheiten, selbst auf irakischen Radiofrequenzen, so daß die irakische Bevölkerung erschütternde Informationen erhielt, die ihnen von den amtlichen Regierungsstellen natürlich vorenthalten worden waren. Über Ibrahim munkelte man in Kurdenkreisen, daß einer der erschossenen Offiziere seinerzeit mit der Ermordung der Familie Ibrahims zu tun gehabt habe. Scheich Ibrahim hätte Jahre hindurch nichts anderes gemacht, als Nachforschungen über die Hintergründe des damaligen Familienmassakers anzustellen. Hartnäckig hätte er jede noch so kleine Spur verfolgt. Und irakische Kreise führten

später als Motiv der Desertion Hauptmann Ibrahims gleichfalls die Blutrache an: Sobald Ibrahim herausgefunden habe, daß die irakische Armee für den Tod seiner Familie verantwortlich gewesen sei, sei er zu den Kurden übergelaufen. Eiskalt habe Scheich Ibrahim dann die Spur zu dem verantwortlichen Offizier, der seinerzeit die Aktion gegen seine Familie geleitet hatte und für den Tod seiner Angehörigen verantwortlich war, gesucht.

Scheich Ibrahim leugnete diese Version entschieden und lächelte belustigt, als ich ihn direkt befragte. Heldenfiguren zu ideologisieren sei eben Kurdenart, aber in seinem Fall würden diese Kombinationen nicht zutreffen, versicherte er mir abschließend nochmals.

Der Kurdenführer spezialisierte sich regelrecht für gewagte und ausgefallene Kommandoeinsätze. Seine wilde Pesch-Merga-Schar war blind auf ihn eingeschworen, sie waren Rabauken einmaliger Art, sie sahen sich selbst verwirklicht in der Gestalt ihres Scheichs, sie beschützten ihn als Leibwache und ließen ihn nie aus den Augen, da die irakische Regierung auf die Ergreifung oder Ermordung des desertierten Offiziers eine beachtliche Geldsumme ausgesetzt hatte.

Einmal wäre die blendende Laufbahn von Scheich Ibrahim aber um Haaresbreite zu Ende gewesen. Er war mit seinen Leuten daran, einen irakischen Polizeiposten auszuheben. Seine von Vertrauensleuten erhaltenen Informationen stimmten nicht ganz, und so ahnte er nicht, daß der den Polizeiposten umgebende Drahtverhau mit Minen versehen war. Diese Verminung war auch nicht üblich und konnte deshalb nicht vorausgesehen werden. Ibrahim schnitt sich nachts mit einer Drahtschere vorsichtig einen kleinen Durchschlupf durch den Stacheldrahtverhau. Kurze metallische Geräusche zeigten immer wieder an, wenn ein Draht mehr durchschnitten war. Mit Ruhe und Gelassenheit – als wäre er am Exerzierplatz zur Übung und zum Training seiner Leute tätig – bog Ibrahim sorgfältig alle hindernden Stacheldrahtenden zur Seite und hatte so beinahe die Hälfte dieses mühsamen Weges präpariert, als er eine Mine auslöste

und eine heftige Explosion durch das Gewirr dieses Verhaues tobte. Die Wirkung war verheerend. Ibrahim bekam die Hauptwirkung der Mine ab, er wurde durch die Wucht der Explosion vom Boden abgehoben und blieb dann im Stacheldraht regungslos mit zerfetztem, blutüberströmtem Gesicht liegen. Vor dem Polizeiposten leuchteten Scheinwerfer auf, die ihre Strahlenfinger nervös über den Stacheldrahtverhau huschen ließen. Schüsse bellten auf, aber niemand schien noch zu wissen, wo die Feinde wirklich zu suchen waren. Diese erste Konfusion nützten die Kurden, sie zogen ihren schwerverwundeten Scheich Ibrahim aus dem Stacheldrahtgewirr und starteten eilig den Rückzug. Sie wechselten sich immer wieder ab beim Transport ihres Anführers und machten besorgte Gesichter, als sie das zerfetzte Antlitz Ibrahims sahen, das blutverschmiert überhaupt keine Einzelheiten erkennen ließ. Eine kleine Tragbahre wurde geschickt mit einer Decke gespannt, und so konnten die Pesch Merga den Schwerverletzten leichter weitertragen. Der Transport glich einem Wettlauf mit dem Tod, denn es galt, noch rechtzeitig ein Mini-Lazarett in den Bergen zu erreichen, wo ein Sanitäter mit bescheidenen Medikamenten, so gut es eben ging, arbeitete.

In rührender Art versorgten die Kurden ihren Scheich Ibrahim, jeder einzelne Mann drängte sich vor, als Träger wieder an die Reihe zu kommen. Man mußte den Schwerverletzten schließlich an der Trage festbinden, weil die Steilhänge den Transport sonst überhaupt unmöglich gemacht hätten. Nur die nötigsten Pausen für Rast und Mahlzeiten wurden eingehalten, aber erst nach drei Tagen zog der ausgeschundene und völlig abgekämpfte und ermattete Trupp in das winzige Lazarett ein, das in verschiedenen Felshöhlen untergebracht war. Ein Bote war vorausgeeilt und hatte notwendige Vorbereitungen getroffen. Die Kurden liefen zusammen und umstanden mit grimmigen Mienen den bewußtlosen Ibrahim, während der Sanitäter daranging, das Gesicht von den Blutkrusten zu säubern. Das eine Auge war vollständig zerfetzt, der Splitter befand sich noch in der Augenhöhle, und mit einer Pinzette und einem Skalpell

wurde das völlig zerstörte und bereits stark eiternde Auge entfernt. Zwei Pesch Merga hielten den vor wahnsinnigen Schmerzen sich aufbäumenden Körper nieder, damit der Sanitäter arbeiten konnte, bis Ibrahim aufstöhnend wieder von einer gnädigen Ohnmacht umfassen wurde. Die anderen Wunden in seinem Gesicht, in der Halsgegend sowie an beiden Händen und Unterarmen sahen ärger aus, als sie es waren. Es handelte sich um reine Fleischwunden, die keine Knochen, Blutgefäße oder Sehnen verletzt hatten. Scheich Ibrahim hatte gleichzeitig als Schild und Splitterfang für seine hinter ihm gelegenen Kurden gedient, nur er hatte die volle Wucht abbekommen, und lediglich ein einziger Pesch Merga war durch Splitter leicht verletzt worden.

Antibiotika konnte man eilig in geringen Mengen herbeischaffen, außerdem starteten die Kurden einen Überfall auf ein nahegelegenes irakisches Militärhospital, wobei keinem einzigen Insassen ein Leid zugefügt wurde, sondern nur die gesamten Medikamente zusammengepackt und mitgenommen wurden. Es folgten harte und bittere Wochen für den mitunter bereits röchelnden Ibrahim, dem man kaum noch eine Überlebenschance einräumte. Während dieser schweren Zeit blieben seine Leute bei ihrem Anführer, bei ihrem Scheich. Beinahe rücksichtslos hatten sie einfach eine dieser Felshöhlen geräumt, indem sie die übrigen Kranken und Verletzten in die anderen Felshöhlen trugen und sich mit Ibrahim zusammen in der einen Höhle einquartierten. Stumm und bekümmert hockten sie um das Krankenlager herum, und wenn Ibrahim zum Beispiel auch nur den Wunsch um Wasser flüsterte, lief schon eine Schar mit Krügen zum nahen Gebirgsbach. Traten irgendwelche Komplikationen auf oder wurde der Patient von quälenden Schmerzen geplagt, so kannten seine Pesch Merga keinen Pardon und holten sich auch nachts den Sanitäter mit hartem Griff zum stöhnenden Patienten, damit dieser eine schmerzstillende Injektion bekam oder die Wunde neu versorgt wurde. Mit rührender Anteilnahme harhten sie neben Ibrahim aus und wären durch keinen noch so hohen Befehl zu bewegen gewesen, ihren Anführer zu verlassen.



Die Kurden haben ihre Gewohnheiten und Trachten seit Jahrhunderten beibehalten



Die Kurdendörfer bestehen aus stabilen und primitiven Natursteinhäusern mit Flachdächern



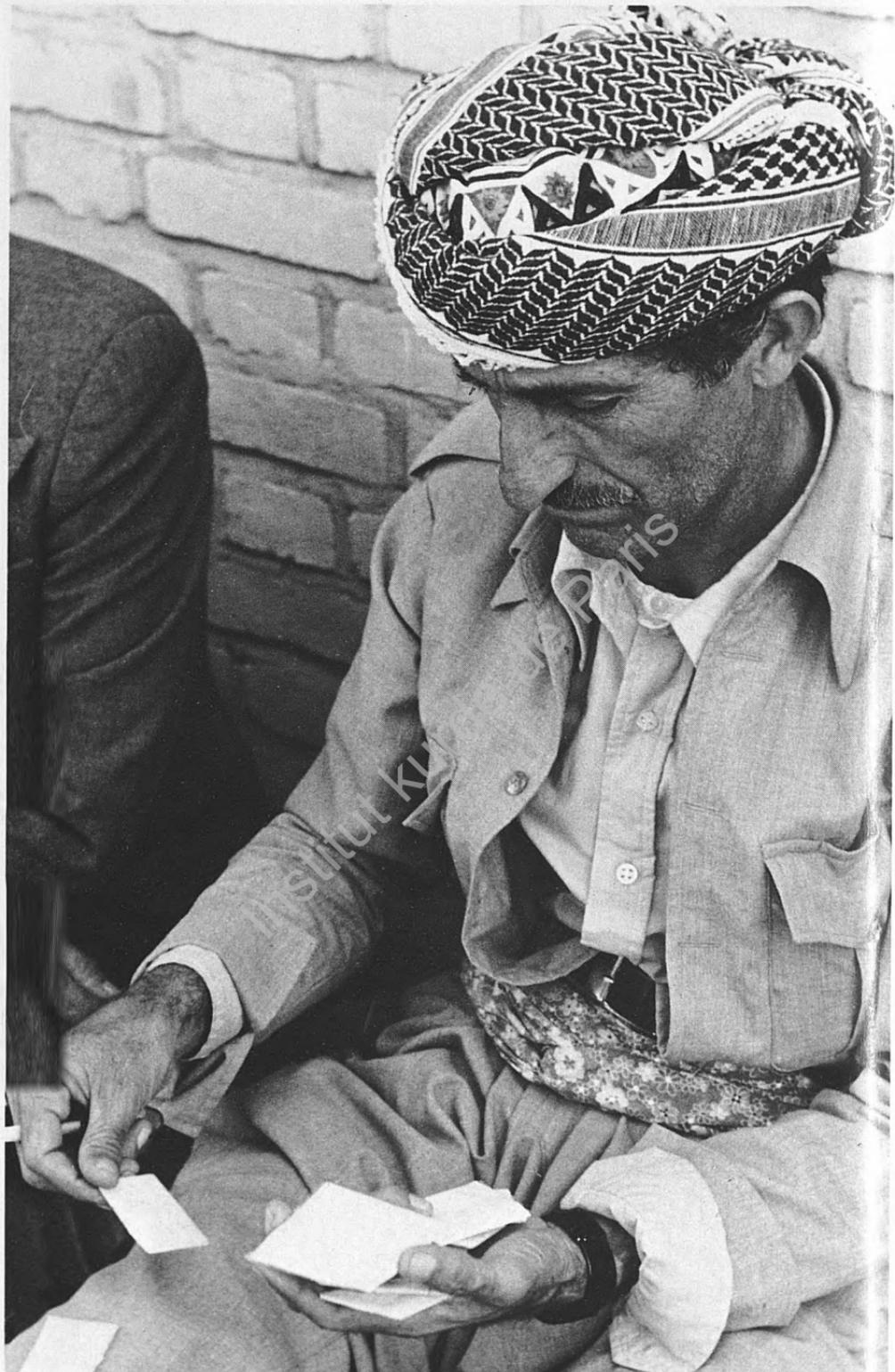
Es war ein beschwerlicher Marsch durch die Gebirgswelt in Kurdistan



Persische Straßentafeln auf dem Weg ins Kurden-Hauptquartier



Mit diesem Wagen passierten wir drei Straßensperren der Khomeini-Armee



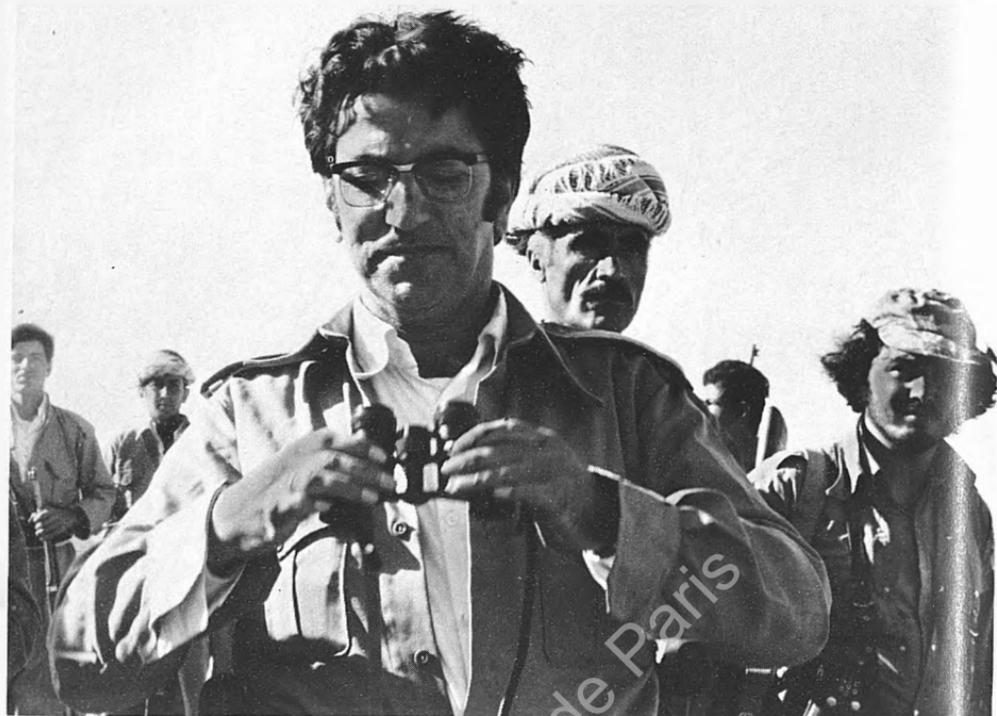
Postempfang. Oft sind es winzige, briefmarkengroße Briefe, mit Klebestreifen verschlossen



Im Hauptquartier der Irak-Kurden im Iran bei Sami Rachman, dem Chefideologen



Diskutiert wird überall, sobald zwei oder mehr Pesch Merga beisammen sind



Sami Rachman, der „Kopf“ der Irak-Kurden, im Hauptquartier an der persisch-irakischen Grenze



Der Kurden-Radiosender „Voice of Kurdistan“ wird von Pesch Merga scharf bewacht und immer wieder verlegt



Mit dem „Ding“ schossen die Kurden schon drei feindliche Helikopter ab



Pesch Merga am Marsch in die Berge. Sie haben eine uralte Berg-Guerilla-Kampftaktik bewahrt



Fritz Sitte verabschiedet sich von den Pesch Merga im Irak, wohin er illegal marschiert war

Nach der dritten Woche ging es wieder aufwärts. Die Schmerzen hatten nachgelassen, ein Großteil der kleineren Wunden war einigermaßen verheilt, nur die leere Augenhöhle war noch stark vereitert. Mit dem gesunden Auge begann der Schwerverletzte seine Umgebung und seine Leute wieder wahrzunehmen, dann lächelte er zum ersten Mal seinen Pesch Merga zu. Ein erlöstes, dröhnendes Gelächter erfüllte die Höhle, so daß der Sanitäter sich eiligst in Sicherheit begab, weil er diesen Lärm nicht anders als ein böses Vorzeichen für bevorstehende Ereignisse deuten konnte. Weitere drei Wochen später stand Scheich Ibrahim bereits aufrecht im Kreis seiner Kommandogruppe und begann systematisch durch Sport und Training zusammen mit seinen Pesch Merga wieder seine alte harte Kondition zu finden. Sein Gesicht sah mit dem einen Auge und der zerfetzten, leeren Augenhöhle entsetzlich und furchterregend aus, aber das schien weder den Genesenen noch seine Anhänger zu stören: im Gegenteil, sie brüteten wieder über künftige Einsätze und Unternehmungen.

Es dauerte auch nicht mehr lange, bis Scheich Ibrahim abermals seine gewagten und auf der Gegenseite gefürchteten Kommandoeinsätze begann. Der Erfolg hatte sich sehr schnell wieder als ständiger Begleiter eingestellt, und der »Einäugige Scheich« verbreitete bei seinem Erscheinen auf der einen Seite die hellsten Begeisterungstürme und auf der anderen Seite blankes Entsetzen und lähmende Angst. Einen Nebeneffekt hatte diese beinahe tödlich ausgegangene Verletzung aber noch gezeitigt: Ibrahim und seine Pesch Merga waren von nun an nur noch eine einzige Einheit, die wohl aus vielen Körpern, aber nur noch aus einem Kopf und einem Geist bestand.

Bei diesem Mann, der eine unglaubliche Persönlichkeit darstellt und eine starke Ausstrahlung besitzt, hockte ich nun im Steinhaus, hoch oben im irakischen Kurdistan. Eine einzige Einschränkung der Gastfreundschaft ließ er mich allerdings gleich von Anbeginn unserer Unterhaltung wissen: Er wollte nicht fotografiert werden und bat mich mit einem merkwürdigen Unterton in seiner Stimme, diesen

seinen Wunsch unbedingt zu respektieren, weil mir ansonsten seine Leute meine Kamera zerschlagen könnten. Ich habe zwar nie den Grund für dieses Foto- und Filmverbot erfahren, aber Eitelkeit war es sicherlich nicht.

Institut kurde de Paris

Interview nach Mitternacht

Unsere Gruppe zog am nächsten Tag mit der Kommandoeinheit unter Führung des einäugigen Scheichs Ibrahim über zwei Höhenzüge bis in ein enges Tal hinunter, wo einige Spezialisten nach kurzer Erkundigung darangingen, ein Dutzend mitgeschleppter Tellerminen systematisch in einer staubigen Militärstraße zu vergraben. Die Männer hatten in dieser Technik allem Anschein nach bereits reichliche Erfahrung. Schon allein, wie sie die richtigen Plätze aussuchten, wie sie entsprechende Löcher gruben und darin die entscherten dunkelgrünen Blechkörper mit den Sprengsätzen unterbrachten, zeigte perfekte Handfertigkeit. Sorgfältig wurden diese verscharrten Explosionskörper wieder mit dem staubigen Straßenmaterial zugedeckt, während man die dünnen elektrischen Zündleitungen gleichfalls tarnte, so daß die todbringende Straßenfalle selbst einem aufmerksamen Fußgänger aus nächster Nähe nicht aufgefallen wäre. Die dünnen elektrischen Zündleitungen schlängelten sich – stellenweise durch Felsbrocken beschwert – etwa 300 Meter die Hangseite hinauf bis zu einem riesigen Felsen, hinter dem der Zündapparat angeschlossen wurde und wo drei Pesch Merga es sich bequem machten. In ihrer Deckung konnten sie von der Straße aus nicht bemerkt werden.

Die Kurden verwenden nicht gerne die normalen Minen, welche durch das Gewicht der Fahrzeuge oder darübergehender Menschen automatisch zur Explosion gelangen, sondern sie legen regelrechte Fallen an. Ein auffahrendes Fahrzeug würde zwar unweigerlich zerstört werden, aber die nachkommende Fahrzeugkolonne wäre zweifellos gewarnt und könnte entkommen bzw. die darauf befindlichen Soldaten hätten genügend Zeit, um abzusetzen und zu einem Säuberungsangriff anzutreten. Mit der elektrischen Zün-

derung im richtigen Augenblick erreichen die Kurden bei gleichzeitiger Sprengung sämtlicher Minen, daß die erwartete Fahrzeugkolonne möglichst vollzählig fahruntfähig wird.

Zwei kleine Gruppen der Pesch Merga legten sich anschließend auf beiden Talhängen in den Hinterhalt. Scheich Ibrahim hatte über Mittelsleute und ein Sprechfunkgerät die Information erhalten, daß innerhalb der nächsten drei bis vier Tage ein irakischer Militärkonvoi diese Straße entlang zur Grenze kommen würde. Die ganze Einheit befand sich in fieberhafter Erregung und Erwartung. Sobald diese Minenfalle zwei Stunden später aktionsbereit war, marschierte die restliche Einheit ein Stück weiter bis zu einer schluchtartigen Verengung des Tales. Wie die Katzen und Gemen kletterten vier Pesch Merga die Hänge und Wände hoch und brachten an günstigen Stellen Sprengladungen an, die dann kurz darauf – als alle Mann in Deckung waren – hochgejagt wurden. Felsen, Geröll und riesige Abbrüche donnerten in einer gewaltigen Staubwolke in die Schlucht und verlegten die Straße an dieser flaschenhalsengen Stelle meterhoch. Ibrahim sagte nicht viel, und wenn, dann war es meist nur ein einzelnes Wort und eine unterstreichende Geste mit seiner Hand. Das Team war bereits so eingespielt, daß jeder Handgriff auch im Schlaf zu sitzen schien. Mit dieser Sprengung und Blockade sollte ein Sperr-Riegel zur Sicherheit vorgeschoben werden, falls ein Fahrzeug aus irgendwelchen Gründen den Minenstreifen heil überstehen würde.

»Und was dann, wenn nach drei oder vier Tagen kein irakischer Militärkonvoi vorbeikommt und die Informationen falsch waren?« erkundigte ich mich bei Ibrahim, der mir prompt zur Antwort gab: »Dann graben wir die Dinger wieder aus und warten auf die nächste Gelegenheit – wir haben eine Menge Zeit!«

Die Sprengsätze sind so dosiert, daß auch die schwersten Lastkraftwagen oder gepanzerte Fahrzeuge diese Explosionen nicht fahrtauglich überstehen können.

Wir nahmen in einer von einem Felsvorsprung überdeck-

ten kleinen Höhle noch das gemeinsame Mittagessen ein. Zwei Pesch Merga hatten aus dem Talgrund frisches Wasser für die Kochtöpfe heraufgeholt. In Ibrahims Nähe waren nur noch die Männer seiner Leibwache, alle anderen Pesch Merga befanden sich bereits auf den zugeteilten Posten dieses Hinterhaltes. Beim obligaten Tee machte der einäugige Scheich sowohl mir als auch meinem Begleittruppführer klar, daß es höchste Zeit wäre, wieder zu Sami in das Hauptquartier in den Iran zurückzukehren. Ich wußte, daß bei diesem Mann jeder Protest umsonst gewesen wäre, aber ich war innerlich auch bereit abzumarschieren, ohne dieses tödliche Spektakel gesehen zu haben. Allein das Bewußtsein, als Beobachter und Berichterstatter mit Kameras ein programmiertes tödliches Drama dokumentieren zu sollen, kann auch den hartgesottensten Reporter in ein inneres Dilemma bringen, noch dazu, wenn es sich nicht um eine regelrechte Kampfhandlung dreht, sondern vielmehr um eine Falle, um einen Hinterhalt, bei dem die Gegenseite höchstwahrscheinlich wenig Chancen hat zu überleben. In diesem Zusammenhang spielt es keine Rolle, wo Gerechtigkeit oder Recht dieser kriegerischen Auseinandersetzung auch liegen mögen, denn eine Abschachtung ist und bleibt eine menschliche Tragödie, ungeachtet der Tatsachen, daß derartige Kampfmethoden politisch oder militärisch notwendig und auf der anderen Seite ebenfalls üblich sind.

Bei der Verabschiedung bekam der Führer unseres Begleitkommandos von Scheich Ibrahim noch exakte Anweisung, welche Marschroute er für den Rückmarsch einschlagen müsse, und dann standen wir uns gegenüber: Er war fast gleich groß wie ich, und ich sah ihm intensiv in sein einziges Auge, um nicht in die blutrot gefärbte, zerfetzte leere Augenhöhle blicken zu müssen. Er gab mir seine Hand und meinte halb ernst und halb scherzend: »Ich glaube – unsere Wege kreuzen sich noch einmal, denn ich habe das sichere Gefühl, daß wir uns eines Tages wiedersehen werden.« Mit einem kurzen, herrischen Wink gab er meinen Leuten das Zeichen abzumarschieren. Es war für mich eine Begegnung recht seltsamer Art, denn dieser Scheich Ibrahim

hatte in mir – weniger durch seine Taten oder Vergangenheit, sondern durch seine persönliche Ausstrahlung – einen unvergeßlichen Eindruck hinterlassen.

Erst Monate später, als ich bereits in Europa war, erfuhr ich durch einen kurdischen Augenzeugen, daß dieser Hinterhalt einen tödlichen Erfolg hatte. Es sollen sechs irakische Militär-Lastkraftwagen durch die Minen zerstört worden sein, und nahezu 80 irakische Soldaten fanden in dem anschließenden Kreuzfeuer den Tod. Waffen, Munition und Verpflegung fielen den Kurden dabei in rauhen Mengen in die Hände. Ibrahim, der einäugige Scheich, hatte mit seinen Männern wieder einmal vernichtend zugeschlagen.

Wir marschierten wieder zurück, kletterten mühsam diese Bergriesen hoch und passierten drei völlig zerstörte, niedergebrannte Kurdendörfer, in denen sich schon lange keine Bewohner mehr befanden. Spannend wurde es zwischendurch, wenn unsere Pesch Merga schon von weitem über Berghänge marschierende Gestalten wahrnahmen und sie nicht wußten, ob es sich um Freunde oder Feinde handelte. Diese Männer haben derart geschulte Adleraugen, daß sie Einzelheiten und Bewegungen bemerkten, die man als Europäer vergeblich mit einem Fernglas zu beobachten wünscht. Oftmals näherten sich so zwei Gruppen, die sich schon längst bemerkt hatten. Erst in gefährlicher Nähe gingen sie beide in Deckung, um auf eine Identifizierung zu warten. Regungslos lagen wir dann verstreut im Gelände hinter Felsen oder sonstigen Deckungen, bis endlich Rufe und Schreie ertönten und man sicher war, daß es sich bei der anderen Gruppe gleichfalls um befreundete Kurden handelte. Zahlreiche kleine Pesch-Merga-Gruppen marschieren nämlich in beiden Richtungen, gehen vom Irak nach Persien und in die Türkei oder umgekehrt. Einsatzgruppen werden so ausgetauscht, und die Verlegung von größeren Einheiten findet auf solche Art statt, damit Truppenbewegungen nicht auffallen oder von der Luft aus festgestellt werden können. Diese Art hat auch den Vorteil, daß die Verpflegungsfrage viel leichter gelöst werden kann.

Zwei Tage später überschritten wir wieder den letzten

hohen irakischen Gebirgszug. Wir balancierten an senkrechten Wänden und Schluchten vorbei, abgetretenes Geröll und Felsen donnerten in die Tiefe, und wir kuschelten uns in unsere Jacken und Decken, um zu verschnauften, denn in der Höhe von über 2600 Metern wurde es empfindlich kalt. Getrocknete Fische und Fladenbrot wurden verteilt und heißhungrig hinuntergewürgt. Hauptsache war, daß man etwas im Magen hatte. Bei Sonnenuntergang sahen wir den verabredeten »Parkplatz« des Wagens aus dem Hauptquartier. Zwei Stunden später erreichten wir dann unser Ziel, den Sitz der Kurdenführung – Sami Rachman. Ich war hundemüde und fiel in dem mir zugewiesenen Zelt buchstäblich in den Schlafsack; mich interessierte kein Essen und keine noch so aufregende Neuigkeit mehr, ich wollte nur noch schlafen und nochmals schlafen.

Allzu lange blieb mir dieser Wunschtraum aber nicht erfüllt, denn kurz nach Mitternacht rüttelte mich ein schnauzbärtiger Pesch Merga der Leibwache Sami Rachmans beharrlich wach, fuchtelte mit seinem Taschenlampenlichtkegel in meinem Gesicht herum und forderte mich auf, sofort zu Sami Rachman mitzukommen, der mich sprechen wollte. Ich fluchte erbärmlich, weil ich nach der vergangenen Schinderei andere Unterredungszeiten als Mitternacht für passender hielt, aber es blieb mir nichts anderes übrig, als mich anzukleiden und mitzukommen.

Sami Rachman sah mir meine Begeisterung am verdrossenen und verschlafenen Gesicht an, aber mit seinem Lächeln brach er gleich alle Spitzen ab und machte mich hellhörig, als er sagte: »Fritz, du hast um ein Interview gebeten. Jetzt hätte ich Zeit – und ob ich morgen dafür Zeit haben werde, weiß ich nicht. Vielleicht wäre es besser, wenn wir uns jetzt in Ruhe unterhalten könnten.«

Ich zog mir die Schuhe aus, hockte mich auf den Zeltboden und schob die grelle Petroleumlampe etwas zur Seite. Zwei Pesch Merga von Sami Rachmans Leibwache hatten sich etwa vier Meter vom Zeltingang entfernt niedergesetzt, legten ihre Kalaschnikows über die gekreuzten Knie und ließen mich fortan nicht mehr aus den Augen.

Ich war munter und wieder zufrieden, weil ich Fragen stellen konnte und auch Antworten bekam.

Sitte: Nur wenige Kilometer von hier kämpfen iranische Kurden gegen das Khomeini-Militär, während die irakischen Kurden hier in Persien sitzen und ihre persischen Brüder nicht zu kennen scheinen.

Sami: Unsere Situation ist für Außenstehende sehr schwer zu verstehen. Viele Kurden konnten auch nicht begreifen, warum es unbedingt nötig war, für eine Kurden-Autonomie in Persien zu den Waffen zu greifen, weil ein Großteil unserer Brüder der Überzeugung ist, daß die Autonomierechte der Iran-Kurden von der Khomeini-Regierung über kurz oder lang auf dem Verhandlungsweg zu erreichen wären. Es bestehen aber in dieser grundlegenden Frage auch innerhalb der Kurden (KDP) verschiedene Tendenzen und Richtungen. Ein Teil der irakischen Kurden will den iranischen Kurden in ihrem Kampf gegen das Khomeini-Regime beistehen – und tut es auch! Ein anderer Teil der Irak-Kurden zieht einen Verhandlungsweg mit Teheran vor. Eine endgültige Entscheidung wird sicherlich bei unserem demnächst stattfindenden Kongreß getroffen werden.

Sitte: Wann begann die kurdische Revolution im Irak?

Sami: Es handelt sich eigentlich um zwei getrennte und grundverschiedene Kurden-Revolutionen. Die erste Revolution begann am 11. September 1961 und endete mit dem persischen Vertrag am 6. März 1975, als Persien und die USA ihre Hilfe an uns schlagartig einstellten...

Sitte: Was war der eigentliche Hintergrund dieses plötzlichen Meinungsumschwunges der USA?

Sami: Der damalige amerikanische Außenminister Henry Kissinger hatte mit seiner neuen Nahostpolitik in Teheran einen neuen »Entspannungsakt« eingeleitet und versuchte, eine Balance im Nahen und Mittleren Osten zu erreichen, wobei wir Kurden verraten wurden. So wie es die Amerikaner auch bei Formosa mit Tschiangkai-schek oder in Vietnam oder in Kambodscha oder in einem Dutzend anderer Fälle gemacht haben. Jedenfalls

ließ sich der Schah von Persien damals zu diesem schändlichen und kriecherischen Vertrag mit dem Irak bewegen – und wir waren das Opfer dabei. Die zweite Revolution unseres Volkes begann dann am 26. Mai 1976 mit einem neuen, nationalistischen und sozialistischen Programm der KDP, und zwar mit verschiedener Zielsetzung und politischer Eigenständigkeit der einzelnen Kurdisch Demokratischen Parteien im Iran, Irak sowie in Syrien und in der Türkei. Die ganze Kurdenrevolution entspringt zwar einer Quelle, aber die Wege der Kurden in den vorerwähnten Ländern sind oft grundverschieden. Und realpolitisch gesehen können die Kurden nicht von einem unerfüllt bleibenden Gesamt-Kurdenreich träumen, sondern sie müssen sich nach den politischen Gegebenheiten in den Ländern – in denen sie leben – richten. Die türkischen Kurden wollen einen selbständigen Staat, während die Kurden im Iran, Irak oder in Syrien mit einer Autonomie zufrieden wären, weil sie keine wirkliche Chance für einen eigenständigen souveränen Staat sehen.

Sitte: Wer unterstützt die Kurden bei ihrer Revolution?

Sami: Ich kann hier aus begreiflichen Gründen nur von den irakischen Kurden sprechen und möchte nachdrücklichst versichern, daß wir in unserer zweiten Revolution von keinem einzigen Land unterstützt werden. Wir begannen diesen Aufstand ganz klein, ganz allein auf uns gestellt. Unsere Bewaffnung war anfangs sehr ärmlich, und wir hatten nur eine sehr geringe Anzahl von Pesch Merga mit Waffen in Aktion. Einige reiche Kurden halfen uns dann später, und speziell durch Angriffe und Überfälle gegen die irakische Armee verbesserten wir unsere Bewaffnung ständig. Die kurdischen Bauern versorgen uns mit Nahrungsmitteln, aber im Grunde genommen sind wir ganz allein auf uns Kurden selbst angewiesen.

Sitte: Welche politische Doktrin oder Ideologie vertritt die KDP?

Sami: Unsere Revolution ist progressiv...

Sitte: Das behauptet jede Revolution von sich!

Sami: Das mag sein, aber ich glaube sagen zu können, daß wir in unserer ganzen Zielsetzung sehr viele sozialistische Programmpunkte aufzuweisen haben. Anders könnte man die Menschen schwer mobilisieren oder zu einem Kampf führen.

Sitte: Die irakischen Kurden wollen also eine Autonomie innerhalb des irakischen Staates erreichen?

Sami: Ja, ganz richtig. Wir müssen mit unseren Zielen und Wünschen am Boden bleiben und müssen klar und deutlich erkennen, was möglich und was unmöglich ist. Selbstverständlich wäre ein selbständiges Kurdistan als unabhängiger Staat ein Wunschtraum für uns alle, aber wir wissen, daß dafür im Irak niemals eine Chance bestehen kann, und deshalb haben wir unsere Ziele auf die erreichbaren Möglichkeiten reduziert – eine Autonomie. Aber eine tatsächliche Autonomie, die nicht nur auf einem Vertragspapier steht, sondern mit einer Gleichberechtigung gegenüber allen anderen Staatsbürgern im Irak. Aber im Irak herrscht keine Demokratie, dort sind Faschismus und Barbarei, dort werden die Minderheiten brutal niedergeknüppelt, deportiert, in Konzentrationslager gefercht. Wehrlose Kurdendörfer werden zusammengebombt oder verbrannt, Kurden werden in Kerker geworfen, wir haben kein Recht in diesem Irak.

Sitte: Habt Ihr Verbindungen zu den »Kurdischen Demokratischen Parteien« in den anderen Ländern, wie Iran, Türkei und Syrien?

Sami: Ja, das haben wir; sehr enge Beziehungen sogar, und dieses System der Zusammenarbeit und gegenseitigen Hilfe soll in Zukunft noch weiter ausgebaut werden. Die Kurden in den verschiedenen Ländern, auch die als Gastarbeiter in Europa oder Übersee arbeiten, unterstützen uns nach besten Kräften, obwohl die betreffenden Regierungen dies immer wieder mit allen Mitteln unterbinden wollen. Ich glaube, in naher Zukunft wird es auch eine Art höchstes Gremium oder Dachorganisation geben, wo die Repräsentanten aller Kurdischen Demo-

kratischen Parteien vertreten sind und die oft verschiedene Kurdenprobleme koordinieren können. Dies wäre unbedingt notwendig und zu wünschen, weil wir damit viel effektiver wären auf allen politischen und militärischen Gebieten. Das Kurdenproblem ist ebenso wesentlich wie das Palästinenserproblem im Nahen und Mittleren Osten. Und es wird diese Ölhemisphäre nie zu Ruhe und Stabilität kommen, bevor man das Kurdenproblem nicht gelöst hat. Diese politischen Entwicklungen und Veränderungen sind im Fluß, und man sollte nie vergessen, daß unser Kurdistan zu einem großen Teil im reichen Erdölgebiet liegt.

Sitte: Kompliziert das Erdöl nicht direkt oder indirekt das ganze Kurdenproblem?

Sami: Das ist richtig. Wie man das Erdöl aus der Problematik des Mittleren Ostens nicht ausklammern kann, genausowenig vermag man heute das Kurdenproblem einfach zu vergessen, denn hier handelt es sich nicht nur um politische, sondern auch um enorm wichtige ökonomische Probleme. Weltpolitische Einflüsse der Großmächte von beiden Seiten und nicht zu unterschätzende imperialistische Interessen sind vorhanden.

Sitte: Welche grundlegenden Punkte und Zugeständnisse müßte eine Autonomie haben, die für die Kurden akzeptabel wäre?

Sami: Wir Kurden wollen nicht mehr und nicht weniger, als nach internationalen Gepflogenheiten den Minderheiten zugestanden wird. Die kulturelle Eigenart der Kurden muß auf alle Fälle gesichert werden, und zwar mit allen ethnischen und sozialen Gesichtspunkten. Wir wünschen eigene Schulen, unsere Sprache und historische Traditionen müssen erhalten bleiben. Eine Selbstverwaltung innerhalb der kurdischen Gebiete wäre Grundbedingung, wobei wir auch die Exekutive – sei es Polizei oder Militär – mit Kurden besetzt haben wollen. Wir Kurden beanspruchen auch einen gerechten Anteil aus den irakischen Öleinnahmen, da dieses Erdöl zum Großteil aus kurdischem Boden hervorquillt. Die Kur-

dengebiete sind seit je unterentwickelt und benachteiligt in der gesamten wirtschaftlichen Struktur. Hier besteht ein gewaltiger Nachholbedarf. Und über eine Klausel kann man mit uns nicht mehr diskutieren: Wir werden nie mehr unsere Waffen abliefern, so wie wir es im vollen Vertrauen auf Barzanis Befehl und die irakischen Garantien 1975 getan haben. Unser Volk hat dieses Vertrauen blutig büßen müssen, wir waren wehrlos allen irakischen Repressalien, Vergeltungsaktionen und Racheakten ausgehiefert und konnten gegen die Willkür nach der Kapitulation nichts unternehmen. Diesen Leidensweg werden wir nicht noch einmal gehen. Wir lehnen nämlich ganz entschieden einen arabischen Chauvinismus und eine Arabisierung Kurdistans ab.

Sitte: Welche Taktik und Strategie wenden die Kurden in ihrem Guerillakrieg an? Haben die Kurden da irgendwelche andere Revolutionen studiert oder nachgeahmt?

Sami: Es wäre nicht klug, wenn wir die Erfahrungen von anderen Revolutionen nicht beachten würden, aber andererseits ist eine Revolution ein höchst komplizierter Vorgang, und man kann nicht einfach ein allgemein gültiges Rezept für einen Revolutionserfolg finden. Viele Details der Revolution in China – sei es taktisch und strategisch – oder auch in Vietnam sind vorbildlich, wo die größte Kriegsmaschinerie nicht in der Lage war, das Volk zu besiegen. Aber man kann nicht einfach kopieren oder nachmachen, man muß sich für die eigene Situation und Gegebenheiten die erfolgversprechenden Details herausuchen und erproben.

Sitte: Dann analysieren die Kurden andere Revolutionen in allen Anwendungsbereichen?

Sami: Ja, wir studieren grundsätzlich alle Revolutionen sehr genau in allen Phasen bis in die letzte Einzelheit und stellen dann unsere Analysen an. Auch in militärischen Belangen. Unsere Taktik ist es, mit kleinen Gruppen von zehn bis fünfzehn Pesch Merga, junge und gesunde Männer, ordentlich für den Kampf bekleidet, mit den besten und modernsten Waffen – mit Bazookas und

Handgranaten – und mit ausreichender Munition versehen, in Aktion zu treten. Sie legen Hinterhalte, greifen Militär- oder Polizeiposten an, sprengen militärische Objekte oder liquidieren brutale Funktionäre und Offiziere der irakischen Regierung. Es ist beabsichtigt, in Zukunft auch »Hijacking« in unser Kampfprogramm aufzunehmen, um die breite Weltöffentlichkeit auf unser Problem aufmerksam zu machen, und wir haben dies vor einigen Jahren bereits einmal getan; die Täter wurden hingerichtet. Wir haben nur Schwierigkeiten mit Reisepässen, um solche Aktionen wirkungsvoll starten zu können.

Jedenfalls müssen wir alle Mittel ausschöpfen und müssen unseren Feind – die faschistische irakische Regierung – Tag und Nacht angreifen, dürfen aber keine Front bilden, sondern müssen unberechenbar und punktartig auftreten. Die Front muß überall sein. Die Irak-Regierung ist schon heute gezwungen, sechs Divisionen in Kurdistan zu stationieren, um das Heft nicht gänzlich aus der Hand zu verlieren. Das bedeutet für Bagdad einen enormen militärischen und finanziellen Aufwand, aber gleichzeitig auch einen Prestigeverlust von Tag zu Tag, wobei die Glaubwürdigkeit der Regierung im Irak und im Ausland immer mehr leidet. Für eine Regierung ist es immer peinlich, wenn sie mit derartigen innenpolitischen Problemen nicht fertig werden kann, denn diese Zustände bleiben natürlich auch vielen im Irak befindlichen Ausländern nicht verborgen. Wir sind in Kurdistan auf allen wichtigen Bergen und vor allen Städten, aber sie können uns nicht finden und nicht fassen. Oftmals greifen wir an einem einzigen Tag an dreißig oder noch mehr Stellen im Irak an. Wir weichen den schweren Waffen des Militärs aus, wenn sie in ihrer ohnmächtigen Wut mit Panzern, Artillerie oder Flugzeugen vermeintliche Ziele angreifen, aber wir schlagen rücksichtslos und unerbittlich zurück, wenn sie mit leichten Waffen aus ihren Städten oder Stützpunkten zu unseren Bergen kommen.

Sitte: Hat die irakische Regierung bei diesem jahrelangen aufreibenden Guerillakrieg schon einen Verhandlungskontakt zur Kurdisch Demokratischen Partei gesucht?

Sami: Ja, das war schon der Fall, zuletzt im März 1979. Da landete beispielsweise nach einer vorher getroffenen Vereinbarung ein irakischer Militärhelikopter in Kurdistan an einer vorbestimmten Stelle, und ein Unterhändler der Regierung versuchte, uns Verhandlungen anzubieten und wollte uns zu einer Kampfeinstellung für einige Monate bewegen. Sie wollten aber, daß wir die Waffen abliefern – was für uns, wie erwähnt, nie mehr in Frage kommt. Wir können dieser faschistischen Regierung in Bagdad nicht mehr vertrauen, weil sie eine arabisch-chauvinistische Ideologie vertritt und praktiziert. Sie wollen lediglich für sich Vorteile herauschinden, gehen auf unsere Probleme jedoch in keiner Weise ein. Wir Kurden haben bereits etliche Regierungen und Präsidenten des Iraks überlebt, und wir werden auch die jetzige Regime-Form überleben. Die Zeit arbeitet für uns und nicht für die irakische Regierung.

Sitte: Haben die Kurden schon einmal versucht, ihr Problem vor die Vereinten Nationen zu bringen? Wäre dies nicht vielleicht auch ein Weg für eine Lösung?

Sami: Das ist, politisch gesehen, wegen der verschiedenen Blockbildungen innerhalb der Vereinten Nationen sehr schwierig, weil der Irak einen derartigen Versuch der Kurden sehr leicht und einfach abblocken kann. Der Irak findet bei den arabischen Ländern, aber auch über die Sowjetunion bei den Ostblockländern jede Unterstützung, um kurdische Anfragen oder Hilferufe von allem Anfang an abzuwürgen. So gelangen unsere Eingaben, Proteste oder Anregungen unmittelbar nach der Posteinlaufstelle entweder in den Papierkorb oder bestenfalls in die Archivhallen. Da wird jede noch so berechtigt vorgebrachte und durch Dokumente belegte Klage gegen die verletzten Menschenrechte erstickt und zu einer internen Angelegenheit des Irak erklärt, wo angeblich niemand das Recht besitzt, sich einzumischen

oder auch nur darüber zu reden. Die UNO ist für unser Problem weder ein Weg noch eine Möglichkeit, das Gehör der Weltöffentlichkeit zu finden. Denn wenn es sich um Öl handelt, erstarren alle hochgelobten Menschenrechte zu hohlen Phrasen, denn da geht es um das Geschäft und um Energiequellen.

Sitte: Was ist in einer solchen Revolution eigentlich wichtiger: die vorbildliche Führerpersönlichkeit oder die politische Doktrin?

Sami: Ohne Zweifel steht an erster Stelle in einer Revolution die Ideologie, denn die Männer müssen wissen, wofür sie kämpfen oder sterben. Sie müssen sich mit den Zielen dieser Revolution identifizieren können, und sie müssen erkennen können, was Recht und Unrecht ist. Sie müssen sehen, daß es keinen anderen Weg gibt. Mit den Stammesoberhäuptern allein als tragendes Element kommen wir nicht weit, denn es darf da keine Abhängigkeiten und kleinlichen Rivalitäten geben. Der Kampf und die Revolution müssen von intellektueller Seite her geführt werden, und alle kleinlichen Interessen der Stämme müssen sich unbedingt unterordnen. Es wäre sehr gefährlich für uns, würden allein die Stammesführer die Führung in dieser Revolution übernehmen – es wäre für uns selbst tödlich. Die Stämme und Stammesoberen kämpfen mit uns, und wir berücksichtigen, wo es zweckmäßig erscheint, diese Zusammengehörigkeit. Aber die Strukturformen der Stämme und ihrer Hierarchie können wir niemals zu unserer Organisationsform erheben. Alle müssen den Geist der Revolution und unsere Feinde erkennen. Wenn man so denkt und analysiert, kommt man beispielsweise zur Erkenntnis, daß der ehemalige Schah Reza – obwohl er ein Jahr lang die Kurden unterstützt hat – unser Feind war.

Erst in zweiter Linie kommen die Führer einer Revolution. Sie müssen nicht nur Vorbild sein, sie dürfen keine Privilegien besitzen und müssen diese Revolution durch und durch verstehen und erklären können.

Sitte: Wer ist in ihren Augen in Persien eigentlich der

größere Feind der Kurden, Shah Reza oder Ayatollah Khomeini?

Sami: Da gibt es keine Abwägung. Der ehemalige Shah war nicht nur der größere, sondern der größte Feind der Kurden.

Sitte: Wie siehst du – Sami – die Zukunft und Chancen der kurdischen Revolution? Da du eine westliche akademische Ausbildung besitzt, kannst du das sicherlich emotionsloser und objektiver abwägen.

Sami: Es ist meine feste Überzeugung, daß unsere kurdische Revolution schließlich und endlich zu einem Sieg führen wird. Eines Tages – ich weiß nicht wann, aber jedenfalls in nicht allzu ferner Zukunft.

Sitte: Würden die Kurden Hilfe vom Westen oder Osten annehmen, wenn sie diese bekämen?

Sami: Wir hatten bis Anfang 1975 die Hilfe der Amerikaner und des Shah Reza und nicht nur das, sondern auch die verbindlichen Versprechungen für weitere Hilfen. Aber dann gab es bei den Amerikanern die Kehrtwendung, und Henry Kissinger – dieser Superdiplomate, der von den Kurden in tausend Stücke zerrissen würde – hat den ehemaligen Shah selbst so weit gebracht, daß er den Vertrag mit dem Irak unterschrieben hat. Schlagartig haben die Amerikaner und Iraner ihre Versprechungen vergessen und uns im Stich gelassen. Wie könnten wir künftig einer Hilfe trauen, wenn wir dieses Beispiel vor Augen haben, das Tausenden von Kurden das Leben gekostet hat? Aber die Frage ist rein theoretisch, denn uns hilft niemand aus West und Ost. Wir würden jede Hilfe ablehnen, weil dies eine große Gefahr für eine neue Abhängigkeit bedeuten könnte, welche eine ganze Revolution auffressen kann. Es ist weit besser, wenn sich eine Revolution nur auf das eigene Volk verläßt, auf die Menschen, welche aus natürlichen Gründen an einem Erfolg des Kampfes interessiert sind. Niemand hilft uneigennützig, und die Supermächte schon gar nicht, und in der Regel dienen dann die so Unterstützten lediglich den Helfenden als Mittel zum Zweck, als

Faustpfand oder als Druckmittel für irgendwelche anderen politischen Ziele.

Sitte: Sami, du bist Revolutionsführer. Hast du irgendwo in der Geschichte ein Vorbild – ein großes Vorbild – eines Revolutionsführers, von der Persönlichkeit her gesehen, den du bewunderst? Weniger die politische Richtung, sondern den Charakter, die Methoden, das Wesen – eben die Persönlichkeit eines solchen Führers?

Sami: Ich bewundere verschiedene große politische Führerpersönlichkeiten, und zwar aus mancherlei Gründen. Ich bewundere zum Beispiel Ho Tsch-Minh wegen seines einfachen Lebens. Ich glaube, er hatte alle Qualitäten für einen großen Führer in sich vereinigt. Ich bewundere aber auch die Art von Mao Tse-Tung, vor allem seine Klarheit, weil er so einfach und leicht verständlich schrieb. Ich bewundere aber auch einige Gedanken und Richtlinien von Lenin. und ebenso war Nehru ein bewundernswerter Mann und Führer – weil er die Massen überzeugen und bewegen konnte, er war ein Kämpfer ganz besonderer Art. Nicht zuletzt schätze ich unseren General Mustafa Barzani aus verschiedenen Gründen ganz besonders. Was ich grundsätzlich ablehne, das sind chauvinistische Führer – ganz gleich, welcher Nation oder Rasse sie angehören. Es genügt meist nicht der Geist, die Idee, wenn nicht eine Persönlichkeit vorhanden ist, die diese Werte umsetzen, multiplizieren und die Menschenmassen damit mobilisieren kann.

Sitte: Sami, ich danke dir für diese Unterredung.

Sami: Glaubst du, daß uns viele Menschen besser verstehen werden, wenn sie unsere Ansichten kennen? Wirst du dieses Interview auch veröffentlichen in deinem Buch?

Sitte: Ja, ich werde unser Gespräch haargenau publizieren, und ich hoffe, daß viele Europäer euch Kurden durch dieses Buch näher kennenlernen und besser verstehen werden.

Wir saßen in jener Nacht noch eine geraume Weile beisammen und sprachen ohne Tonbandgerät weiter. Die

beiden Pesch Merga der Leibwache hatten sich inzwischen in Decken gehüllt, denn es war empfindlich kalt geworden.

Als ich dann viel später zu meinem Zelt zurückbegleitet wurde, schnarchte Omar bereits lautstark. Ich kroch zu meinem Schlafplatz und löschte die Taschenlampe. Ich konnte aber lange nicht einschlafen, weil mir Sami und seine Antworten im Kopf herumspukten. Ich vernahm dann noch von weit her das dumpfe Grollen von Artillerie-Einschlägen, das von Mahabad herkam. Bevor ich aber endlich einschlafen konnte, hörte ich mehrere aufgeregte Stimmen vor meinem Zelt. Namen wurden gerufen, aufgeregte Neuigkeiten weitergegeben, ich aber rührte mich nicht mehr, die Müdigkeit überdeckte wohlthuend mein Bewußtsein.

Institut kurde de Paris

Sie sind hinter mir her

Im Kurden-Hauptquartier herrschte zu jeder Tages- und Nachtzeit reger und hektischer Betrieb. Pesch-Merga-Abteilungen trafen nach stattgefundenen Kämpfen aus dem Irak ein oder marschierten zu irgendwelchen Einsätzen dorthin ab. Ständig kamen von allen Seiten Kuriere mit einer Handvoll winzigkleiner, zusammengeklebter Briefe, die in den Turbantüchern oder sonst im Hüftgurt versteckt untergebracht waren. Bündel mit ausländischen Zeitschriften und Zeitungen lagen oftmals am Boden von Samis Zelt, die er aber aus Zeitmangel meist erst in der Nacht lesen konnte. Sami Rachman ist der Kopf dieses Spinnwebes von Informationen und Befehlen, bei ihm laufen alle wichtigen Fäden zusammen. Er bewahrte stets eine unerschütterliche Ruhe und konnte selbst durch die aufregendsten Nachrichten nicht aus dem Gleichgewicht gebracht werden.

Einen halben Tag lang marschierte Sami mit einer Gruppe Pesch Merga in dieser wildzerklüfteten Bergwelt herum, und ich begleitete ihn. Er wollte nicht nur routinemäßig die Außenposten kontrollieren, die tiefgestaffelt an allen Zugängen und auf allen strategisch wichtigen Höhen im Fels verschanzt lagen, sondern er suchte auch den direkten Kontakt zu seinen Männern. Sie kamen zu ihm mit ihren persönlichen Sorgen und Bitten, die er sich – ohne zu unterbrechen – geduldig anhörte. Er versuchte zu helfen, wo es nur ging. Nahezu 50 Pesch Merga begleiteten ihren Führer hinauf in die Berge. Wir hielten auf einem langgezogenen Höhenrücken, neben einem Zelt waren ein paar Schützenlöcher zu erkennen. Sami beobachtete nachdenklich und aufmerksam das vor uns liegende, sandfarbene Tal, durch das sich das dünne graue Asphaltband der Straße nach Mahabad schlängelt. Drei Phantom-Düsenkampfflug-

zeuge flogen auf der anderen Talseite in niedriger Höhe pfeilschnell in das Kampfgebiet, das in den Bergen westlich von Mahabad lag. »Es sind die letzten drei flugfähigen Kampfflugzeuge dieses Stützpunktes, den du bei deiner Herfahrt gesehen hast«, kommentierte Sami Rachman und setzte dann gleich fort mit der Erklärung: »Sie haben keine Ersatzteile mehr für dieses moderne amerikanische Fluggerät, außerdem sind die schnellen Maschinen für den Einsatz in dieser Bergwelt denkbar ungeeignet. Bodenpersonal wurde einfach aus der nächsten Kaserne herbeigeht, die Leute sind nicht ausgebildet, es gibt keine Bordmechaniker und keine Reparaturwerkstätten, alles haben sie geplündert, liegen und stehen gelassen und sind zu Dutzenden desertiert, wie es ihnen Khomeini noch zu Schah-Zeiten immer wieder gepredigt hat.« Dumpf grollend vernahmen wir aus der Ferne die Detonationen der abgeschossenen Raketen und abgeworfenen Bomben, die aber in einem Guerillakrieg in den Bergen wenig Schaden anrichten. Sami registrierte die Kampfhandlungen mit sehr besorgter Miene.

Wir begannen anschließend den Abstieg und erreichten den Felsenkessel drei Stunden später, als wieder pechschwarze Wolken den Himmel bedeckten und einzelne Regentropfen dick und satt wie kleine Bömbchen auf den Steinen zerplatzten und dunkle Flecken hinterließen, was aussah, als hätte das Gesicht dieser Landschaft plötzlich Sommersprossen bekommen.

Für den späten Abend hatte mich Sami zu einem gemeinsamen Essen eingeladen, an dem neuangekommene kurdische Gäste teilnahmen. Ein hagerer Scheich aus dem Irak, der in der Kurdischen Demokratischen Partei eine einflußreiche Rolle spielt, und noch zwei jüngere Kurden, die als Kuriere aus der Türkei gekommen waren und wichtige »Regierungspost« mitgebracht hatten. Die meisten Kurden sind Moslems, doch gehören sie nicht zu den Schiiten, sondern in der überwiegenden Mehrheit zu den Sunniten. Wir debattierten kreuz und quer und kamen dabei immer auf den iranischen Ayatollah Khomeini zu sprechen, der mit seiner religiösen Revolution nicht absolut abgelehnt

wurde. Doch kritisierten die Kurden diese kirchliche Diktatur, weil sie einseitig von religiösen Motiven angetrieben war und verschiedene Thesen des Islams einen Großteil der Probleme unseres Jahrhunderts nicht lösen können.

Als ich spät nachts von einer Wache wieder zu meinem Zelt geleitet wurde, kam wieder ein heftiger Sturm auf. Vorsichtig schnürte ich den knatterten Zelteingang zu und sah im Scheinwerferkegel der Taschenlampe meinen treuen Begleiter Omar in dieser ungewöhnlichen Stunde zu seinem Allah beten. Er nahm von meiner Ankunft nicht die geringste Notiz, so rollte ich mich kommentarlos in meine dicke Decke.

Gegen 4 Uhr morgens – es war noch stockfinster – hörte ich wiederholt meinen Namen rufen. Omar erkundigte sich barsch, was dieser Lärm zu bedeuten habe. Gleich darauf krochen Sami und zwei Pesch Merga in das Innere unseres Zeltes; sie hatten eine kleine Petroleum-Sturmlaterne mitgebracht. Neugierig betrachtete ich die zusammengedrängte Versammlung. Sami Rachman hatte einen dieser zusammengefalteten Briefe in der Hand, als er unvermittelt zu erklären begann: »Fritz, die Khomeini-Revolutionswächter haben herausgefunden, daß du hier bei uns bist. Du mußt so schnell als möglich verschwinden und solltest raschest den Rückmarsch in die Türkei antreten, um dein Film- und Fotomaterial in Sicherheit zu bringen. Wir sind hier in Persien und nicht im Irak. Irgendwie haben die Chalchali-Leute von deiner publizistischen Mission Wind bekommen.«

»Wann und auf welchem Weg soll ich hier abmarschieren?« erkundigte ich mich bei Sami, bekümmert und verdrossen über diese letzten Neuigkeiten. Hatte alles bisher mit Ach und Krach geklappt, so tauchten nun unvermittelt neue Komplikationen auf.

»Ich habe bereits Anweisungen gegeben«, erklärte mir ganz sachlich der Kurdenführer, »daß du um 8 Uhr morgens mit einem einheimischen Land-Rover die Rückfahrt auf genau demselben Weg antrittst, auf dem du zu uns gekommen bist.«

»Ist das nicht blanker Irrsinn – nochmals durch die drei verdammt Straßensperren zu fahren? Willst du mich diesen Revolutionswächtern ans Messer liefern?« beehrte ich heftig auf, denn mir kam die ganze Sache nicht mehr geheuer vor. Sami lachte mich aber an: »Glaubst du das wirklich? Fritz – du mußt doch dich und dein Material heil nach Europa bringen und veröffentlichen! Das ist unser Interesse und wahrscheinlich auch deines. Die Khomeini-Leute wissen nicht, *wie* du zu uns durchgekommen bist, sie tippen mehr auf die Berge und vermuten nicht die Straße. Wir ziehen dich wieder nach unserer Art an, und ich glaube, das ist der kürzeste und unauffälligste Weg für dich.«

Omar und Ali sahen keinesfalls siegessicher unter ihren Turbans hervor und zeigten, ebenso wie ich selbst, keine Begeisterung. Doch alles war bereits beschlossene Sache. Sami gab kurze Anweisungen und wandte sich abschließend, bevor er das Zelt verließ, nochmals an mich: »Ich hätte dich gerne länger hier bei uns gehabt, aber diese Leute sind hinter dir her, wir müssen dich deshalb raschest in Sicherheit bringen. Es dauert nicht mehr lange, und oben in den Bergen beginnen die ersten starken Schneefälle. Du mußt dich beeilen...« Weg war er mit seinen Leuten. Brummig packte ich meine Rucksäcke, und nach dem Frühstück begann die Maskerade wie bei meiner Anreise.

Im Autorückspiegel des bereitstehenden Land-Rovers besichtigte ich mich selbst kritisch und mißtrauisch. Mein Gepäck befand sich schon im Wagen, als Sami Rachman mit einigen Männern seiner Leibwache anmarschiert kam. Zuerst schärfte er dem Fahrer und meiner Begleitmannschaft ganz genaue Verhaltensvorschriften ein, erst dann kam er zu mir. Er sah mich an, als wollte er mir noch viel mehr erzählen. Wir drückten uns die Hände, umarmten uns – wie es nach Kurdenart üblich ist –, und dann wurde ich wiederum zwischen die Kurden eingekeilt. Sami warf noch einen prüfenden Blick in das Wageninnere, um sich zu vergewissern, ob sein »Sorgenpaket« in Ordnung war. Wir fuhren ab. Sie winkten uns nach – mir schien es, wie einem Leichenwagen.

Durch den engen Hohlweg und das flache Bachbett, durch die Kurdendörfer und Hühnerscharen rumpelte der Wagen aus diesem geheimnisvollen Felsenkessel und dann querfeldein zu einer weitab führenden Traktorspur, die schließlich in eine Asphaltstraße mündete. Man kann sich an allerlei im Leben gewöhnen, aber nicht an eine tödliche Gefahr. Und je näher wir der Stadt kamen, umso feuchter wurden meine Handflächen. Da hatten die persischen Revolutionswächter also irgendwie herausbekommen, daß sich ein europäischer Journalist in ihr hermetisch abgeriegeltes Kurdistan ohne Bewilligung hereingeschlichen hatte, aber gleichzeitig erfuhren von dieser Information auch die Kurden.

Ich saß wieder in einem Wagen dieses Distriktes, angeblich dem unverfänglichsten Transportmittel. Zu allem Überfluß bekamen wir gleich an der Hauptsperre, wo der drohende Panzer am Straßenrand schußbereit stand, Ärger mit den Soldaten. Der Fahrer unseres Wagens hatte dem diensthabenden Unteroffizier irgendeine provozierende oder freche Antwort gegeben, so daß zwei Soldaten den Land-Rover-Lenker sehr unsanft aus dem Wagen zerrten. Ich saß wie auf Nadeln und grub mir die Fingernägel in die Handballen, nur um äußerlich ruhig und gelassen zu erscheinen. Zehn Minuten dauerte die phonstarke Auseinandersetzung, aber ein winziger Vorteil lag darin, daß die Soldaten ihre Aufmerksamkeit konzentriert auf den herausgeholten Wagenlenker und weniger auf den Wageninhalt richteten. Deshalb argwöhnte ich, ob dies nicht eine gewollte Taktik meiner Kurden war. Die Männer schrien sich gegenseitig Grobheiten und Flüche an die Köpfe, und es hätte mich nicht sonderlich gewundert, wenn diese Straßensperrenbesatzung unseren Wagen, so wie er stand, ganz einfach in die danebenliegende Kaserne geschoben hätte. Die Khomeini-Soldaten hatten wegen der erlittenen Verluste während der vorangegangenen Kampftage ohnehin eine beträchtliche Wut gegen die Kurden im Bauch, und die Kurden sahen in diesen Armee-Einheiten aus Teheran einen Fremdkörper. Es lag zwar unter dem Fahrersitz wieder eine durchgeladene

russische Kalaschnikow parat, aber deren Einsatz wäre glatter Selbstmord gewesen, wenn es wirklich hart auf hart gegangen wäre. Diese Rückfahrt schien unter keinem guten Stern zu stehen. Die ganze Aufregung schien sich noch zu steigern, denn drei Soldaten rissen ihre Waffen hoch – ihre Geduld war am Ende. Mit Kolbenhieben drängten die Khomeini-Soldaten unseren Land-Rover-Fahrer zurück zum Wagen und gaben ihm zu verstehen, daß er mit seinem Fahrzeug endlich weiterfahren sollte, was er auch gelassen und langsam tat. Wir paßierten die Straßensperre, und gleich darauf begann der Fahrer ganz dreckig zu grinsen und lauthals zu lachen, worin ich den Beweis für die schauspielerischen Fähigkeiten unseres Chauffeurs erblickte.

Die beiden anderen Straßensperren brachten wir mit Routine und etlichen Paketen Zigaretten anstandslos hinter uns. Vorsichtig begann ich aufzuatmen, aber nochmals wurde es etwas kritisch, als uns ein persischer Polizeiwagen überholen wollte. Auf gleicher Höhe äugten vier Polizisten sehr aufmerksam und mißtrauisch zu uns herüber, ohne jedoch den Versuch zu machen, uns aufzuhalten. Dann aber trat unser Fahrer das Gaspedal tief durch. Von Minute zu Minute vergrößerten wir den Abstand zwischen den beiden Fahrzeugen. Ein Traktor schob sich dann – soeben von einem Felde kommend – zwischen die zwei Autos, wir hatten das Rennen gewonnen. Später bogen wir von einer Hauptstraße ab und suchten nach der Tankstelle in einer größeren Siedlung, um den nötigen Treibstoff aufzufüllen. Omar hatte nun die Führung im Wagen übernommen und gab dem Chauffeur genaue Anweisungen, wo und wie er zu fahren hatte. Es begann eine eifrige Diskussion zwischen den Kurden, aber Omar winkte gelangweilt ab. Erst am späten Nachmittag fuhr Omar wie von einer Tarantel gestochen hoch und brüllte Befehle, so daß der Lenker den Wagen heftig abbremsste, wodurch mein Gepäck und wir selbst durcheinanderpurzelten. Alle schnatterten um die Wette, nur Omar zeigte mit seiner ausgestreckten Hand durch die von Schüssen durchlöchernte und teilweise gesprungene Windschutzscheibe zu einem kleinen Fluß hinunter. Mit

blockierten Rädern schlitterten wir wie auf einer Rodel die steile Böschung abwärts, und Omar gab nach geraumer Weile die Stelle an, wo wir mit dem Wagen das Gewässer durchfahren sollten. Der Fahrer sah Omar mit wiegenden Kopfbewegungen wie die Kobra ihren Schlangenbeschwörer an, aber er fuhr in das nachgebende Schotterbett. Immer tiefer geriet der Wagen in das Wasser, vom Auspufftopf zischten wie bei einer Dampflok weiße pfauchende Dampfwolken hervor, sobald das Flußwasser mit dem glühenden Metall in Berührung kam. Schließlich standen wir in der Flußmitte und waren festgefahren. Auch der aufheulende Motor brachte uns keinen Zentimeter mehr weiter, während das Flußwasser fast bis zur Trittbretthöhe plätscherte. Ich sah mich schon mit meinen Begleitern ans Ufer waten, als der schauspielerisch begabte Chauffeur den Hebel für den Allradantrieb umlegte und nochmals Gas gab. Behutsam wie eine Schubraupe quälten wir uns so aus dem Flußbett heraus bis zum anderen Ufer, aber auch da war kaum die Spur eines Weges – geschweige denn einer Straße – zu sehen. Omar fuchtelte unentwegt wie ein eifriger Pfadfinder, was zu einer hoffnungslosen Zickzackfahrt führte. Ali übersetzte mir, daß man einen Umweg machen müsse, um eine Polizeistation zu umfahren. Die Revolutionswächter seien hinter uns her. Riesige Felsmassive standen bereits in greifbarer Nähe, während wir unverdrossen im Schnecken-tempo kreuz und quer durch diesen Fluß kurvten, wo weit und breit kein Haus und keine Menschenseele zu sehen war. Unser Land-Rover-Fahrer spuckte schon Gift und Galle über diese Geländefahrt, weil er bereits um den für seine Rückfahrt notwendigen Treibstoff zu zittern begann.

Mit der Dämmerung erblickten wir am Flußufer eine Schar kurdischer Frauen und Mädchen, die dort ihre Wäsche wuschen und bei unserer Ankunft mit fliegenden Röcken in die weiter oben am Hang stehenden Häuser verschwanden. Motorisierte Besucher waren in dieser verlassenem Gegend anscheinend nicht sonderlich beliebt. Vorsichtig fuhren wir dicht an das Dorf heran, bogen um das erste Haus, dann sah ich den kleinen Platz mit dem Brunnen.

Es war das Dorf unserer Anreise, von dem wir die Gäule zurückgeschickt hatten. Nun waren wir aber von einer anderen Talseite gekommen, von der Rückseite. Der Fluß, der uns so gequält hatte, war also derselbe Fluß, den ich schon sattsam als reißenden Gebirgsbach kannte. Mein freudiges Erstaunen und meine Genugtuung über die Ankunft in diesem Dorf, in dem wir einen Freund hatten, wichen plötzlich dem blanken Entsetzen. Vor uns stand ein halbes Dutzend Pesch Merga mit schußbereiten Waffen, die jede Weiterfahrt ganz entschlossen verhinderten und sich auch gleich hinter dem Fahrzeug postierten, um einen eventuellen Rückzug abzuschneiden, der ohnehin nicht gelungen wäre. Unsere Kurden bekamen plötzlich tiefernte Gesichter, obwohl ich mir nicht recht erklären konnte, was zwischen diesen und unseren Pesch Merga für ein Unterschied bestand. Sie trugen dieselbe Kleidung und dieselben russischen Waffen, sahen sich gegenseitig aber so feindselig an, als würden sie sich im nächsten Moment fressen. Im ersten Moment schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß vielleicht einige Kurdenstämme für die Khomeini-Armee kämpften und für diese irgendwelche Schmutzarbeit besorgten. Meine Kombinationen wurden jäh unterbrochen, als wir barsch aufgefordert wurden, auszusteigen und – merkwürdigerweise – in das Haus unseres Freundes, bei dem wir bereits einmal übernachtet hatten, zu treten. Omar und Ali flüsterten leise miteinander, und erst oben im großen Teppichraum klärte mich Ali geheimnisvoll über diese unangenehme Situation auf. Das Dorf war von iranischen Pesch Merga besetzt worden, die sich auf dem Durchmarsch befanden. In deren Gewalt waren wir, und von deren Gnade oder Ungnade hing unser weiteres Schicksal ab. Verdrossen hockte ich in der Ecke und kritzelte eilig in meinen Notizkalender.

In der Gewalt der beiden Brüder

Die Situation der Kurden ist sehr vielschichtig und kompliziert, weil Kurde nicht Kurde und Pesch Merga nicht gleich Pesch Merga ist. Es kam in vergangenen Jahren sogar vor, daß im Irak und Iran Kurden auch Kurden bekämpften. Einer dieser als Verräter und Söldner verschrienen Kurdenführer ist Talabani, der mit seinen Pesch Merga gegen die KDP-Pesch-Merga zum Kampf antrat, wobei es auf beiden Seiten bittere Verluste gegeben hatte. Es existieren sowohl im Irak als auch im Iran etliche Gruppen, die abseits der Kurdischen Demokratischen Partei und ihrer Sammelbewegung selbständig und abgesplittert operieren, so wie zum Beispiel die Komala- und Fedajin-Kurden und noch einige andere mehr. Die politische Einordnung und Katalogisierung dieser Kurdengruppen ist faktisch unmöglich, weil sich deren Ideologie meist nach den aktuellen Gegebenheiten und Hilfsquellen orientiert. Darunter sind ausgesprochen marxistische und maoistische Gruppen, aber auch andere, rechtsradikale Kurden, die mit dem amerikanischen Geheimdienst CIA und dem ehemaligen persischen Geheimdienst Savak zusammenarbeiten. Vom extrem linken Flügel bis zur äußersten Rechten reicht diese Fächerung, die es aber zahlenmäßig mit der KDP nicht aufnehmen kann. Die verschiedenen Kurdenführer wie Dr. Hosseini, Abdul-Rahman Kasimlo, Seyhd Izzettin, Celal Talabani und wie sie alle heißen, tauchen je nach Lage und politischer Situation an der Oberfläche auf, versuchen zu paktieren und kämpfen je nach Zugehörigkeit nach religiösen, nationalistischen, marxistischen oder anderen Leitideen abseits jeder einheitlichen Linie.

Einer dieser iranischen Kurdengruppen waren wir überflüssigerweise in die Arme gelaufen, die jedenfalls mit der

Kurdischen Demokratischen Partei nicht alliiert war und mit den irakischen Kurden keine Freude hatte. Plötzlich wurde die Türe aufgerissen und zwei Kurdenführer – zwei Brüder, die beide den Namen Hussein trugen – traten ein, während sich zwei Pesch Merga als Wache neben den Eingang setzten. Es sprach nur immer einer der beiden Hussein-Brüder, der sowohl Omar als auch Ali auf Herz und Nieren prüfte und sie pausenlos auszufragen begann. An den Blicken und Handbewegungen vermochte ich deutlich zu erkennen, daß sie meine Mission bis zum letzten Augenblick erzählen mußten. Hussein bohrte und quetschte meine zwei treuen Begleiter nach allen Regeln der Fragekunst wie eine Zitrone aus.

Erst nach einer vollen Stunde kam dann ich an die Reihe, und Hussein richtete seine Worte in gutem Englisch an mich:

»Du warst im Hauptquartier der KDP bei Sami Rachman. Hat er dir erzählt, daß die iranischen Kurden gegen diese Khomeini-Armee kämpfen?«

»Ja, ich war bei Sami – wir haben über dieses Problem debattiert...«

»Warum debattieren diese Pesch Merga der KDP und warum kämpfen sie nicht an unserer Seite, um ihren Brüdern zu helfen?« unterbrach er mich ungestüm.

»Viele irakische Kurden kämpfen an der Seite der iranischen Kurden gegen Khomeini...«, warf ich ein, wurde aber abermals von Hussein unterbrochen: »Ja, viele irakische Kurden kämpfen auf unserer Seite, weil sie sich schämten, abseits zu stehen und zuzuschauen, wie uns diese Mullahs vernichten wollen.«

»Vielleicht wäre es wirklich besser gewesen, mit Teheran weiterzuverhandeln, anstatt diesen Krieg in den Städten Kurdistans zu beginnen.«

»Wir haben verhandelt – immer wieder haben wir verhandelt, aber Khomeini will nur Zeit gewinnen und ablenken. Dieser irre Alte ist ein ärgerer Rassist als alle bisher dagewesenen Diktatoren. Sie haben kein Verständnis für die Rechte der Minderheiten und knüppeln sie einfach nieder. Und das nennen sie Revolution des Volkes... ich

möchte nur wissen, wie dieses Volk in Wirklichkeit aussieht. Eine brutale Schar von schiitischen Mullahs wütet ärger, als es der Schah je vermochte.«

»Ist eine kurdische Revolution nicht zum Untergang verurteilt, wenn hinter ihr ein völlig zersplittertes Kurdistan steht, wo jeder in eine andere Richtung zieht?« erkundigte ich mich ganz vorsichtig.

»Das ist der Fluch unseres Volkes – wir werden nie einig sein und werden deshalb auch nie siegen können. Sehen Sie selbst: Diese irakischen Kurden sitzen bei uns im Iran und wollen uns nicht beistehen in unserem berechtigten Kampf, weil sie Angst um ihre 600.000 kurdischen Flüchtlinge haben, die bei uns im Iran Zuflucht gefunden haben. Wie kann man eine Revolution beginnen, wenn man schon vorweg von Angst befallen ist? Revolution ist eine Sache – Flüchtlinge sind ein völlig anderes Kapitel. Aber es gibt doch eine Solidarität – oder vielmehr, es sollte sie geben. Wir sind doch Kurden – und sollten nicht fragen, innerhalb welcher Staatsgrenzen wir leben. Hat man Ihnen erzählt, daß die beiden Barzani-Brüder Masoud und Idris in Teheran mit der Khomeini-Regierung verhandeln und paktieren; hat Sami Ihnen das nicht berichtet? Masoud – der Präsident der KDP – ist eine Persönlichkeit und über jeden Zweifel erhaben, aber Idris – der andere Bruder – ist entweder ein Idiot oder ein Verbrecher. Während die iranischen Kurden um ihr Leben und ihre Existenz kämpfen, paktiert dieser Idris Barzani mit Khomeini, um für seine Irak-Kurden günstige Konditionen herauszuschinden. Ist das nicht blanker Wahnsinn? Was muß die Kurdische Demokratische Partei für Hohlköpfe haben, um solch verbrecherische Handlungen nicht nur zu dulden, sondern auch gutzuheißen. Sie haben Angst um ihre Familien, daß Khomeini sich an den Flüchtlingen im Iran rächen könnte – aber unsere Familien sind diesen Barzani-Kurden aus dem Irak gleichgültig.«

»Sie nehmen aber doch auch Hilfe von den Sowjets und vom einst so verteufelten Schah-Geheimdienst Savak an?« klopfte ich leise auf den Busch.

»Wir nehmen jede Hilfe an – jede, betone ich –, die sich uns bietet, um den Kampf gegen die Mullahs und ihre Diktatur führen zu können. Wir leugnen nicht, daß uns die Sowjets unterstützen – wer sollte uns sonst helfen? Der Westen? Die Amerikaner? Sehen Sie sich doch die Welt an, die an allen Ecken und Enden brodeln und kocht. Analysieren Sie dann Punkt für Punkt, wo und von wem eine konsequente Hilfe den Schwächeren geleistet wurde?! Wer will uns vorwerfen, vom Kreml Hilfe anzunehmen, wenn uns der Westen im Stich gelassen hat? Wir legen keinen Wert auf einen heldenhaften Untergang oder politischen Selbstmord – wir wollen leben, verstehen Sie mich richtig –, leben wollen wir, so wie alle anderen Völker.«

»Ist das der Grund für die Annahme der sowjetischen Hilfe?«

»Ja, das gebe ich offen zu. Wir haben kein Vertrauen mehr zum Westen, der tatenlos und protestlos zugesehen hat, als der Schah in Persien mehr als 60.000 Menschen in seinem Land ohne ordentliche Gerichte einfach umgebracht hat. Alle haben es gewußt, alle, aber diesen blutrünstigen Herrscher hat man überall im Westen speichelleckerisch begrüßt und bedient, um nur ja nicht aus der Ölbezugsliste gestrichen zu werden. Die Savak hat gewütet, gemordet und gefoltert, der Westen schwieg. Allein die Kosten der kitschigen persischen Theater-Krönungsfeierlichkeiten hätten ausgereicht, um die wirtschaftlichen Strukturen Kurdistans zu sanieren, aber die westlichen Regierungen entsandten ihre Häupter zu diesem Spektakel und klatschten Beifall.«

»Und was erwarten sich die Kurden von den Sowjets?« holte ich weiter aus.

»Kein Paradies. Wir machen uns keine Illusionen, aber etwas haben wir in aller Welt an so manchen Krisenherden gesehen – die Russen ziehen ihre Hilfe konsequent durch und opfern einen nicht wegen irgendwelcher wirtschaftlicher Vorteile, so wie es die Amerikaner tun. Wir haben unter unseren Kurden im Iran keine Kapitalisten, die durch diese Zusammenarbeit etwas verlieren könnten, und sehen in den Sowjets die echteren Chancen für uns.«

»Haben Sie Mullah Mustafa Barzani, den Kurdengeneral, gekannt?«

»Ja, ich habe General Barzani dreimal getroffen. Er war ein vortrefflicher Kurdenführer, der Begeisterung bei uns erweckt hat. Aber in seinen letzten Jahren haben etliche Kurdenführer seinen Namen für verwerfliche Entscheidungen ausgenützt. General Barzani wußte oftmals überhaupt nicht, was unter seinem Namen und in seinem Namen geschehen ist. Er war in seiner letzten Phase auch von sehr schlechten Beratern umgeben, denn diese Kapitulation der irakischen Kurden und die Massenflucht unter den Schutz des Schahs war militärisch absolut unnötig gewesen. Die Folgen der Barzani-Kapitulation durch die Barbareien des irakischen Militärs waren weitaus tödlicher als eine Weiterführung des Kampfes gegen die Unterdrücker.«

»Der Schah und die Amerikaner haben die Kurden bis zu jenem Zeitpunkt der Kapitulation jedoch tatkräftig unterstützt«, warf ich ein, um dem Gespräch die von mir gewünschte Wendung zu geben.

»Ein Jahr lang wurde diese Hilfe vom Schah und vom amerikanischen Geheimdienst CIA gewährt – aber der Verrat folgte gleich auf dem Fuß. Und so groß und übermächtig war die Hilfe auch nicht. Die Abhängigkeit zeigte gleichzeitig die Schwäche für die kurdische Position auf, denn damit liefert man sich bedingungslos den helfenden Kräften aus. Wenn es ihnen eines Tages nicht mehr zu helfen gefällt, lassen sie einen glatt und einfach fallen. Und genau diesen Fehler macht Idris Barzani jetzt auch, und die Irak-Kurden paktieren abermals mit Teheran, während sich für uns Kurden überhaupt nichts geändert hat. Idris Barzani multipliziert seinen Fehler von damals, denn er war es seinerzeit auch in erster Linie, der seinen Vater beschwor, zu kapitulieren und nach Persien zu emigrieren. Die Irak-Kurden haben sich mit dieser Verbindung zu Teheran zwar kurzfristig billige Vorteile verschafft, aber dafür werden die Barzani-Kurden eines Tages wiederum bitter bezahlen müssen, sie sind lediglich ein billiges Faustpfand in Khomeinis Hand. Idris ist der böse Geist. Die Irak-Kurden sollen mit

ihren Leuten zurück in den Irak gehen, wenn sie hier im Iran nichts anderes tun als ihre iranischen Brüder verraten.«

»Was halten Sie von Khomeini und seiner Revolution?«

»Khomeini hatte alle Chancen, diese Revolution wirklich zu einer Erlösung des ganzen Volkes zu gestalten. Der alte irre Mann ist aber anscheinend nur das Werkzeug in der Hand einer Gruppe primitiver und anonymer Mullahs, die ihren Popanz brauchen. Sehen Sie sich diesen Mullah Chalchali einmal an, diesen Henker auf Abruf, der sich immer nur erkundigt, wem und wie viele Menschen er umbringen soll. Eine durch und durch primitive Natur, ohne jede juristische oder politische Bildung, ein williger Henker, der ohne zu fragen Todesurteile vollstreckt, die von Teheran erwartet werden. Tausende Menschenleben gehen auf sein Konto – ohne ordentliche Gerichtsverhandlung. Hunderte Kurden hat Chalchali hinrichten lassen, und Idris verhandelte mit dieser Regierung in derselben Zeit, als die Erschießungen stattfanden. Khomeini wird von derselben Gewalt hinweggefegt werden, die ihn gebracht hat. Wir haben ihm geholfen, den Schah zu vertreiben, aber wir wurden von ihm ärger behandelt, als es beim Schah der Fall war, und wir werden auch helfen, Khomeini zu vernichten.«

»Wo sehen Sie da überhaupt noch eine Chance für die Kurden, wenn Sie die Lage so treffend bezeichnen?«

»Wir müssen diesem Mullah-Regime auf allen Ebenen einen erbitterten Widerstand entgegensetzen und müssen mit diesen Auseinandersetzungen das allgemeine Chaos beschleunigen, damit tatsächlich das Volk von Persien an die Macht kommt und die Mullah-Diktatur verjagt wird.«

»Also eine linke Diktatur soll Khomeini ablösen?«

»Das können Sie bezeichnen, wie Sie wollen, aber wir haben keine andere Lösung in diesem persischen Schachspiel...«

»Das Militär wäre noch eine Alternative, wie auch häufig in der Dritten Welt praktiziert!«

»Nein, sehen Sie sich diese undisziplinierten Haufen an, alles ist verludert und verlottert in dieser Armee, die nur noch zu einem sehr geringen Prozentsatz eingesetzt werden

kann. Nein, diese Variante kann man im Iran vergessen. Ich glaube, das Volk wird hellhörig sein und aufpassen, daß es nie soweit kommt.«

»Dabei haben wir ganz die Kurden vergessen. Glauben Sie im Ernst, daß bei einer linksorientierten Regierung – um nicht zu sagen Diktatur – die Kurden tatsächlich ihre Autonomierechte bekommen könnten, die ihnen vom Schah ebensowenig wie vom Ayatollah Khomeini gewährt worden sind?«

»Wir sind davon überzeugt und haben dafür Garantien bekommen. Die Kurden sind keine Sezessionisten, wir wollen im persischen Staatsverband verbleiben, aber wir werden jede Regierungsform akzeptieren, die uns unsere Autonomie wirklich in allen Punkten gibt.«

»Hoffentlich wird das nicht eine ähnliche Enttäuschung wie nach der Khomeini-Revolution!« versuchte ich zu provozieren.

Als wäre Hussein von seiner, eben dargelegten Meinung selbst nicht ganz restlos überzeugt, gab er leiser zur Antwort: »Wenn wir Kurden endlich einmal in diesem Jahrhundert eingig wären und auf der ganzen Linie zusammenhalten könnten, wäre der Zeitpunkt noch nie so günstig für einen Erfolg wie jetzt.«

»Vielleicht fehlt eine mitreißende Führerfigur, und es fehlt für die Einigkeit vielleicht nur eine entsprechende Persönlichkeit?«

»Mag sein, daß dies eine Ideallösung wäre. Aber wie in der Politik allgemein, kommt es hauptsächlich doch auf den Inhalt einer Bewegung an, und genau dort beginnt dann der Kampf um die Macht. Jeder Kurdenführer, ganz gleich von welcher Gruppe, bildet sich ein, die einzig mögliche Lösung zu vertreten.«

»Aber auch der Schah soll indirekt in dieser kriegerischen Auseinandersetzung im Iran bereits wieder unterschwellig mit beträchtlichen Beträgen mitmischen...«, erkundigte ich mich neugierig bei dem Kurdenführer.

»Darüber möchte ich mit Ihnen nicht diskutieren. Das ist ein sehr heikles Kapitel, das man mit wenigen Worten kaum

erklären kann«, konterte Hussein etwas barsch und stieg auf meine Frage nicht ein.

»Wenn sich schon die Kurden nicht einig sind, so bestünde doch auch noch die Möglichkeit, irgendeine Kooperation mit den in Persien lebenden anderen Minderheiten zu suchen, die prinzipiell ja dieselben Wünsche und Forderungen für eine Autonomie haben.«

»Es ist noch weit schwieriger, die verschiedenen Nationalitäten im Iran auf einen Nenner zu bringen, weil da keine Solidarität herrscht und jeder völlig damit zufrieden ist, so viele Vorteile als möglich für sich zu gewinnen, auch auf Kosten der anderen Nationalitäten im Land.«

»Also wo liegen da noch Chancen für die Kurden?«

»Das Khomeini-Chaos muß ausbrechen, nur dann können wir über andere Kräfte im Land zu unseren Rechten kommen. Die Möglichkeiten bei den Mullahs haben wir bereits alle ausgeschöpft – ohne jeden Erfolg.«

»Wo sehen Sie die gravierenden Unterschiede zwischen dem Schah-System und der jetzigen Khomeini-Gewaltherrschaft?«

»Wir sehen zwischen diesen beiden Alternativen keinen allzu großen Unterschied, denn beide Systeme hassen die Kurden und verlangen eine absolute Unterwerfung zur Iranisierung. Es ist nicht wesentlich, ob das eine System 60.000 Menschen umgebracht hat und das andere System nur 50.000 – man kann eine Differenz nicht in den Quantitäten der brutalen Schandtaten suchen. Der Schah ist unser alter Feind – und Khomeini ist unser derzeitiger Feind, der von einer Schiiten-Diktatur träumt und sie mit Strömen von Blut verwirklichen will.«

Nach Husseins letzten Worten herrschte eine etwas betretene Stille, bis ich wieder zur Wirklichkeit zurückführen wollte.

»Kann ich morgen mit meinen beiden Begleitern weiterziehen in die Türkei?« fragte ich ihn argwöhnisch. Zuerst ließ er mich warten und starrte vor sich auf den Teppich, wo er mit seinem rechten Zeigefinger gedankenverloren die Teppichmuster nachzuzeichnen schien. Dann stützte er

beide Arme in die Hüften und sah mich böse an. »Was mit dir und deinen Begleitern passiert, wirst du morgen erfahren. Vielleicht müßt ihr mit uns kommen – vielleicht könnt ihr euren Rückmarsch fortsetzen – ich weiß es jetzt noch nicht!«

Hussein erhob sich und verließ mit seinem Bruder grußlos den Raum. Das fehlte mir nun gerade noch, mit diesen iranischen Kurden vor dem knapp bevorstehenden Wintereinbruch durch die Berge zu ziehen.

Omar und Ali waren nach dieser Unterredung ganz aufgebracht und redeten aufgeregt miteinander. Heimlich aus diesem Dorf zu verschwinden, war ohne Pferde oder Maultiere unmöglich, weil ich dann auf die schweren Rucksäcke hätte verzichten müssen, in denen meine Ausrüstung und alles Filmmaterial lagen. Es war eine böse Nacht für mich, weil die Ungewißheit wie eine Zentnerlast auf mir lag. Omar ließ die Holzperlen seiner kleinen Kette eilig durch die Finger gleiten, breitete dann seinen Gebetsteppich aus und begann ächzend mit dem Gebet. Irgendwer mußte uns doch aus dieser Zwickmühle herausholen...

Der Kurden-Aufstand

In der Geschichte der Kurden hat es in letzten Jahrhunderten unzählige Aufstände gegen irgendwelche Machthaber oder Regierungen gegeben. Wie Meilensteine säumen sie die blutige Tränenstraße dieses tapferen Volkes. Es ging dabei immer um Freiheit und Lebensraum, um Abschüttelung irgendwelcher Oberhoheiten, um erbitterten Kampf gegen Unterdrückung und gegen Versuche, die Kurden in irgendwelche Hoheitsbereiche zu integrieren oder ethnisch aufzusaugen.

Auch in Persien fehlte es nicht an Revolten und Aufständen, die örtlich oder stammesmäßig lokalisiert waren, nachdem die kurdische Mahabad-Republik nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges von Schah Reza politisch und militärisch radikal liquidiert worden war. Die Kurden hatten sich in Persien seit je widerspenstig gegen die Schah-Dynastie verhalten, und es bedurfte energischer militärischer Präsenz in Kurdistan, um diese Kurdenstämme zumindest einigermaßen niederhalten zu können. So war es nur allzu verständlich, daß sich die Kurden im Iran an der von Ayatollah Khomeini, dessen Vater vom Schah erschossen worden war, aus seinem Exil in Paris gelenkten Revolution mit einer wahren Begeisterung und einer großen Hintergrund-Hoffnung beteiligten. Die Regierung Frankreichs legte dieser politischen Fädenzieherei auf ihrem Boden nichts in den Weg und ließ den bärtigen Mullah gewähren, wohl in der stillen Hoffnung, daß bei einem tatsächlichen Umschwung in Persien aus Dankbarkeit die Ölhähne umso fleißiger aufgedreht werden würden. Frankreich hatte kommerziell im Iran des Schah Reza genau genommen nichts zu riskieren und nichts zu verlieren, weil der Schah die großen Geschäfte und Handelsverträge fast

ausschließlich mit den USA tätigte. Alle Proteste der kaiserlichen Regierung in Paris fanden höfliche Gesichter und taube Ohren. Keine französische Behörde war bereit, dem revolutionslüsternen Ayatollah seine Tätigkeit auf französischem Boden zu verbieten.

Khomeinis Revolution basierte auf einem gänzlich neuen Modell und bediente sich der 180.000 Mullahs (schiitische Geistliche), die in 80.000 Moscheen in Persien Tag für Tag den direkten Kontakt zur breiten Volksmasse besitzen. Diese Mullahs predigten den zweifellos berechtigten Haß gegen den Schah und sein korruptes System. In den Moscheen wurden die Menschen aufgehetzt und gleichzeitig durch geschickte Anweisungen in die richtigen und wirksamsten Kanäle mobilisiert. Diese Revolution hatte verschiedene Vorteile für ihre Hintermänner und könnte in so manchen Bereichen mit der Macht der römischen christlichen Kirche im Mittelalter verglichen werden, wo selbst Könige sich demütigen mußten, regelrechte Canossa-Märsche antraten oder sonstige Demütigungen, Erniedrigungen oder Unterwerfungen unter die kirchliche Macht auf sich nahmen. Im Islam zeichnet sich infolge einer Spätentwicklung, historisch bedingt, eine ähnliche Phase ab. Khomeini und seine Mullahs hatten mit ihrer Methode keine hohen Kosten, es mußten keine Agenten oder Provokateure eingeschleust werden, denn die Mullahs predigten den Revolutionshaß gratis. Dazu kam noch ein nicht zu unterschätzendes Tabu-Verhalten, weil sich keine Regierung – ganz gleich, welche Form oder politische Doktrin sie auch besitzen mag – die islamische Kirche zum Feind machen will. Gegen eine Religion anzukämpfen, war von jeher meist aussichtslos. Ansammlungen, Kundgebungen oder politische Reden kann man durch polizeiliche Maßnahmen leicht und einfach zerstreuen oder verhindern. Polizei in Moscheen zu entsenden, um dort die Gläubigen zu vertreiben, ist ein beinahe undenkbares Sakrileg und setzt jeden Befehlsgeber schon von Anbeginn ins Unrecht. So gesehen, hatte Ayatollah Khomeini seine Karten raffiniert gemischt und ausgespielt. In unserer Zeit wird keine christliche Kirche in der Lage sein,

ihre Gläubigen zu fanatisieren, ganz abgesehen davon will sie es auch nicht, aber Moslem-Massen zu fanatisieren ist weder ein religiöses noch ein politisches Kunststück, denn je ungebildeter die Volksmassen sind, umso leichter lassen sie sich auf die Barrikaden bringen. Dort gibt es zahlreiche Menschen, die geradezu nach einem Märtyrertod lechzen. Ausschlaggebend war im Iran natürlich die unumstrittene Tatsache, daß die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung den Schah-Diktator und seine korrupte Polizeistaat-Regierung nicht nur ablehnte, sondern abgrundtief haßte und deshalb eine Revolution, die von so heiligen Mullahs wie Khomeini initiiert wurde, eine wahre Erlösung von Unterdrückung, Folterungen, Erschießungen und gnadenlosen Kerkern versprach. Haß und Hoffnung legten, auf einen Nenner gebracht, selbst die stärkste Armee im Mittleren Osten lahm, als die Mullahs zur Desertion aufriefen und das System bereits in seinen Grundfesten zu wackeln begann.

So flogen Schah Reza und seine Kaiserin Farah am 16. Jänner 1979 mit einer Sondermaschine samt Kronschatz zur »Erholung« ins Ausland – wie er selbst kommentierte, damit sich die Unruhen wieder glätten könnten. Militärs und Schah-Anhänger – wie auch ihre feindlichen Gegner in Massen auf den Straßen – sahen in diesem kaiserlichen Auslandsflug ganz richtig, daß die Ratten das sinkende Schiff verließen. Alle Revolutionsbemühungen eskalierten dann unheimlich schnell. Zwei Wochen dauerte das Debakel noch in Persien. Am 1. Februar 1979 wurde das ganze kaiserliche System verjagt und Ayatollah Khomeini als neuer Herrscher des Iran gefeiert. Hinter ihm stand damals tatsächlich das ganze Volk, und Persien hatte in einer Person ein religiöses und weltliches Oberhaupt. Im Sog dieser Revolution zogen die verschiedenen Nationalitäten-Minderheiten (Kurden, Bäludschen, Aserbeidschaner und Araber) ebenso begeistert mit wie die kommunistische Tudeh-Partei. Verschiedene Augenzeugen oder Insider dieser jüngsten persischen Geschichte behaupten sogar, daß dem Ayatollah Khomeini die siegreiche Revolution ohne diese Minderheiten im Land und ohne die diversen politischen

Gruppen und Parteien überhaupt nie gelungen wäre. Es war eine echte Volksrevolution, die aber sehr schnell umkippte, als die nun aktiv gewordenen Revolutionsgerichte Tag und Nacht die Schuldigen vor die Erschießungskommandos zerrten. Die Prozesse waren eine Farce, Verteidigungsmöglichkeit besaß kein einziger Angeklagter, und oft genügten Denunzierungen oder gehässige Anzeigen ehemaliger Untergebener, um die Erschießungen von Verurteilten noch am selben Tag zu erwirken. Nun galt das heilige islamische Recht, und alles, was gegen den Glauben verstieß, endete unweigerlich ebenso vor den Gewehrmündungen wie ehemalige kaiserliche Funktionäre und Offiziere. Was in Teheran geschah, teilte man zum Großteil der Öffentlichkeit mit, was in allen anderen Landesteilen vor sich ging, wurde von einem gnädigen Schleier verborgen, wobei vorsichtige Schätzungen von etwa 50.000 Erschossenen sprechen. Zwischen den höchsten persischen Offizieren wurden auch gleich Prostituierte, Homosexuelle und Geldverleiher, die Zinsen verlangten, an die Wand gestellt.

Der Generalsekretär der KDP des Iran, Abd el-Rahman Ghassemlou, hatte die letzten 20 Jahre in Prag im Exil zugebracht und war einer der ersten Männer, der dem Ayatollah in Teheran zu seinem Sieg gratulierte und auf die Mithilfe seiner Kurden bei dieser Revolution hinwies. Er hatte mit Khomeini auch bereits in Frankreich verhandelt und verbindliche Zusicherungen für die Zeit nach der Revolution mitbekommen, so wie die Führer der anderen Nationalitätengruppen.

Sobald Khomeini mit seinen Mullahs in Teheran an der Macht war, tauchten nacheinander die Minderheiten-Führer auf und verlangten die Einlösung der Autonomieversprechungen. Khomeini hatte alle Hände voll zu tun mit anderen Problemen in seinem neuen Machtbereich, aber er verhandelte und gab den Kurden schließlich ein Papier mit, das eine ganze Reihe von Autonomie-Punkten fixierte, die in absehbarer Zeit verwirklicht werden sollten. Khomeini wußte sehr genau, daß rebellische Kurden einen ungeheuren Einbruch seines Ansehens darstellen könnten, und hatte deshalb den

Forderungen nachgegeben. Dies wurde in den noch verbliebenen persischen Zeitungen – die dem Zeitungssterben standgehalten hatten – sogar groß und breit als Fortschritt und Beweis für die Richtigkeit dieser persischen Revolution gepriesen. Diese Privilegierung hatte aber zur Folge, daß die anderen Minderheiten in Persien nunmehr dieselben Rechte und Zusicherungen verlangten, wie sie den Kurden von Khomeini versprochen worden waren. So kam Persien zu seinem ersten innenpolitischen Desaster und zu einer wütenden und blutigen Auseinandersetzung in verschiedenen Landesteilen. Die Kurdenrebellion Mitte 1979 entstand aufgrund mehrerer Faktoren und auch an mehreren Stellen. Der Schah hatte einst bei seiner vielgepriesenen Landreform die reichen kurdischen Landbesitzer – Aghas – wegen ihrer Loyalität aus berechnenden Gründen geschont. Als der Schah jedoch vertrieben war, tauchten die armen kurdischen Bauern mit Waffen auf und besetzten die Ländereien ihrer reichen Stammesbrüder. Khomeini hatte dies im ganzen Land angeordnet, und auch in Kurdistan wurde es durch seine Revolutionsgarden verwirklicht. So entstand in der Kurdenregion bei Mariwan der erste Aufstand mit zwei Dutzend Toten.

In Aserbeidschan, das zu 90 Prozent schiitisch ist, begannen ebenfalls die ersten chauvinistischen Regungen. Die Aserbeidschaner vertrieben bei der Stadt Magadeh die in ihrem Siedlungsgebiet lebenden 11.000 Kurden, was auch nicht ohne Blutvergießen abging. Rund 160 Tote blieben zurück. Die Religion wurde in vielen Fällen als Vorwand und Alibi für Rebellionen genommen, was Gräben aufriß zwischen den einzelnen Nationalitäten. Alle wollten nun ihre Privilegien einheimsen, aber Teheran verhandelte nur sehr zögernd. Der Kurde Ibrahim Junessi wurde von Khomeini als Gouverneur im rebellischen Kurdistan eingesetzt, aber anstatt der Einlösung verschiedener Autonomiezugeständnisse trafen aus Teheran nur Truppenverstärkungen ein, welche die allgemeine Stimmung anheizten. Gouverneur Junessi trat schließlich zurück, als er sah, was gespielt wurde. Die Regierung in Teheran verhandelte aber

auf breiterer Basis weiter und betrachtete nicht allein die KDP des Iran als legalen Verhandlungspartner für die kurdischen Interessen, sondern auch den führenden kurdischen Geistlichen aus Mahabad, Scheich Husseini, der durch einen Stimmbandschaden nur ganz leise und heiser sprechen kann, aber einen nicht zu unterschätzenden Anhang in der Bevölkerung besitzt. Husseini galt als Sammelpunkt für viele Enttäuschte und war als Mullah auch der Verhandlungspartner mit dem großen Mullah in Teheran; was allerdings auch nichts fruchtete.

Die Kurden sahen sich schließlich auf der ganzen Linie um ihre Wünsche und Forderungen betrogen, Khomeini hatte seine Zusagen wieder zurückgezogen und dachte nicht daran, den Kurden und anderen Minderheiten in seinem Land die versprochene Autonomie zu gewähren. Es dauerte auch nicht lange, bis der Ayatollah gleiche Maßnahmen setzte wie einst der Schah: Teheran begann mit Waffengewalt, die rebellischen Minderheiten niederzuknüppeln. Auch die Kurden begannen nun mit Waffengewalt, ganz intensiv ihre Autonomie in Kurdistan zu installieren, und richteten in Paweh zahlreiche Khomeini-Revolutionsgarden hin, als diese sie an ihren Autonomiebestrebungen hindern wollten. Alle Instanzen und Behörden, die von Teheran eingesetzt wurden, bekämpften oder boykottierten die Kurden vehement. Die Kurden gingen dazu über, mit großen schwerbewaffneten Verbänden die Khomeini-Militärkasernen in Sakkes, Paweh, Mahabad, Mariwan und anderen Städten anzugreifen, und erbeuteten Waffen und Kriegsmaterial in rauen Mengen. In Urumieh zündeten die Soldaten ihre eigenen Kasernenbaracken an und steckten Fahrzeuge in Brand, weil die Khomeini-Revolutionsgerichte ihren Oberst Huschangi grundlos hingerichtet hatten. In Chusistan kam es zu den ersten Befehlsverweigerungen, als das Khomeini-Militär nicht daran dachte, auf die Aufständischen in den Straßen zu schießen. »Khomeini hat während der Schah-Zeit gesagt, daß es ein Verbrechen sei, auf Brüder zu schießen oder sie zu töten, und stellte Polizisten und Soldaten, die das getan hatten, nachher vor Gericht und ließ

sie erschießen. Wir wollen deshalb jetzt auch nicht wieder auf unsere Brüder schießen...«

Alle militärischen Maßnahmen in Kurdistan führten zu keinen nennenswerten Erfolgen, während die Kurden ihre Positionen behaupteten und ausbauten. Die Armee befand sich in desolatem und völlig undiszipliniertem Zustand. Viele Soldaten trugen nicht einmal mehr Uniformen, und die Offiziere hüteten sich, energische Befehle zu erteilen oder durchzugreifen. Es kam vielfach vor, daß Soldaten sich weigerten, Lastkraftwagen abzuladen, wenn nicht auch ihre Offiziere dabei eigenhändig mithalfen, und bei den Soldauszahlungen kam es zu regelrechten Krawallen, als sich die Soldaten auf Ayatollah Khomeini beriefen, der in seiner Revolution immer wieder gepredigt hatte, daß nun alle Menschen in Persien gleich seien. Und gleiche Menschen bekämen auch den gleichen Sold. Unteroffiziere verscherbelten ganze Armeelager an die bestbietenden Kaufleute, und Munitionsbestände konnte bei Kaserneneingängen gegen bare Münze billig von den Wachhabenden kaufen, wer wollte.

Khomeini blickte böse auf seine so mut- und lustlos in Kurdistan operierenden »Streitkräfte«, wo die modernen M-47-Panzer-Kolonnen verdattert anhielten, wenn sich vor ihre Panzerketten kurdische Frauen und Kinder dörferweise auf den Asphalt legten. Khomeini stellte schließlich seinen Generälen in Kurdistan ein Ultimatum von 24 Stunden, die Situation unter Kontrolle der Regierungsgewalt zu bringen. Sonst würde er die verantwortlichen Offiziere vor ein Revolutionsgericht stellen, grollte der bärtige Herrscher. Gleichzeitig entsandte er mit requirierten Omnibussen, Taxis und sonstigen Vehikeln einige Sonderabteilungen seiner »Revolutionswächter«, militante Einheiten, die unmittelbar Khomeini unterstehen (etwa 30.000 Mann) und von palästinensischen Guerillas trainiert worden waren. Diese politische Exekutive und Hausmacht des Revolutionsrates ist keiner Behörde gegenüber verantwortlich und besitzt sämtliche Vollmachten, auch notfalls jeden Minister oder General vom Fleck weg zu verhaften, ähnlich wie einst

auch Hitlers SD (Sicherheitsdienst), eine Spezialeinheit der SS, wütete.

Die gefürchtetste und gefährlichste Waffe, die der Ayatollah gegen die Kurden einsetzte, war der Henker der Nation – oder wie er auch im Ausland genannt wird, »der Eichmann des Ayatollah« – Mullah Sadigh Chalchali, der im ganzen Land Angst und Schrecken verbreitete. Wo er auftauchte, fielen die Köpfe. Chalchali, der fette Mullah mit den Brillen und wulstigen Lippen, braucht für seine »Prozesse« maximal zehn Minuten, wie er selbst stolz von sich behauptet, weil er sofort weiß, ob jemand schuldig ist oder nicht. Und wer sich gegen Gott, Khomeini oder die Revolution stellt, ist schuldig und wird getötet.

Chalchali wird von einer Sondereinheit dieser »Revolutionswächter«-Horden von etwa 100 Mann bewacht und begleitet, die gleichzeitig auch als Exekutionsbrigaden eingesetzt werden. Die von Chalchali ausgesprochenen Todesurteile werden anschließend sofort vollstreckt. Die Verurteilten werden an Fensterstöcke, Pflöcke, Lichtmaste oder sonstige Gegenstände mit verbundenen Augen gruppenweise festgebunden, und aus einer Entfernung von nicht mehr als fünf Metern machen es sich diese Revolutionswächter dann mit ihren automatischen Gewehren bequem und knallen die Todeskandidaten ab.

Unter diesem massiven Druck von Khomeini setzte das Militär alle Mittel ein, um einen Erfolg nachzuweisen. Und wie bei einer politischen Polizei üblich, standen die Revolutionswächter bei diesen Einsätzen dabei bzw. dahinter. Nicht nur gefangene Kurden, sondern auch fünf persische Offiziere wurden im selben Atemzug mit den Aufständischen von Chalchali an die Mauer gestellt und hingerichtet. Die Städte wurden nacheinander mit schweren Waffen wie Panzer, Kampfflugzeuge und Helikopter, zurückerobert. Die Kurden zogen sich in ihre Berge zurück, nachdem sie rechtzeitig alle erbeuteten Waffen und Bestände in Sicherheit gebracht hatten. Mullah Chalchali kam mit seiner Todesbrigade wie ein Aasgeier hinterher und ließ Tag und Nacht gefangene Kurdenführer erschießen. Lastwagen vol-

ler Leichen wurden gesehen, die ihre traurige Fracht an unbekannte Stellen karrten, wo sie verscharrt wurde.

Im Zuge dieser Kampfhandlungen gab es zahlreiche Tote und Verwundete, aber auch sehr viele Überläufer und Gefangene. Khomeini-Soldaten warfen in Kompaniestärke ihre Waffen weg und zogen es vor, von den Kurden gefangen, anstatt von Chalchali wegen fehlender Erfolge vor Gericht gestellt zu werden. Allerdings machten die Kurden mit gefangenen Revolutionswächtern kurzen Prozeß und erschlugen die Khomeini-Fanatiker meist mit Steinen oder Knüppeln, während die gefangenen Soldaten und Offiziere der Armee ordentlich behandelt wurden.

So kamen die Städte in Kurdistan wohl wieder langsam unter Regierungskontrolle, aber in den Bergen hatten sich die Kurden unausrottbar festgesetzt und starteten ihre Vergeltungsangriffe aus diesen sicheren Verstecken heraus. Khomeini wollte seine »Güte« gegenüber den Kurden unter Beweis stellen und machte den Kurden ein Amnestie-Angebot, in dem jeder Kurde – der seine Waffen freiwillig ablieferte – Straffreiheit zugesichert bekam. Die »mißbrauchten« Kurden mußten allerdings auch ihre Führer den Khomeini-Behörden ausliefern, weil es für diese »Verbrecher« keinen Pardon gebe. Wer die Kurdenmentalität und ihre gesellschaftlichen Strukturen kennt, von der Familie über die Sippschaft bis zum Stamm, wunderte sich nicht sonderlich, daß dieses Khomeini-Offert nur ein höhnisches Gelächter aus den Bergen ertete.

Die Kurden hatten damit Signal für die anderen widerborstigen Minderheiten im Iran gesetzt, und es folgten Unruhen in allen anderen Landesteilen, wo sich Minderheiten mit Khomeini, der Religion, Allah und der Revolution allein nicht mehr zufrieden gaben und ihren Anteil vom versprochenen Autonomiekuchen nun endlich haben wollten. Der bärtige Ayatollah brummte in seinem Revolutionsrat ein unheilvolles Orakel: »Wenn wir all diesen Forderungen der Minderheiten nachgeben, gibt es kein Persien mehr...«

Savak, Generäle und Schah-Millionen

Diese Kurden-Revolution offenbarte aber auch recht kuriose Beziehungen, die sehr paradox erscheinen und ein recht merkwürdiges Licht auf die Hintergründe und Zusammenhänge dieses Machtgerangels werfen.

Die persische Geheimpolizei *Savak* war für Schah Reza ein sehr mächtiges und wirkungsvolles Instrument, um die innenpolitische Stabilität im Land zumindest einigermaßen bewahren zu können. Diese *Savak* besaß sämtliche Vollmachten vom Gesetz her, sie konnte Personen auf bloßen Verdacht hin oder nach fadenscheinigen Denunzierungen verhaften und für Monate und Jahre in Gefängnisse werfen, ohne daß überhaupt eine Gerichtsverhandlung stattfand. Die Folterungen dieser Geheimpolizei waren öffentlich bekannt und gefürchtet, denn es tobten sich in den Keller-räumen der *Savak*-Gefängnisse orientalische Grausamkeiten in allen nur denkbaren Varianten an den unglücklichen Häftlingen aus. Die wohl beliebteste *Savak*-Foltermethode, um zu Aussagen, Geständnissen oder Namensnennungen zu kommen, war wohl das Fingernägelizehen, aber auch Elektroschocks und Zellen, in denen fußhoch das Wasser stand, und fehlende Sitz- oder Liegemöglichkeiten, brachen meist sehr schnell den eisernen Willen der härtesten Schah-Gegner. Gefolterte überlebten diese Torturen oft nicht und wurden irgendwo heimlich eingescharrt. Unter dem Deckmantel von Sicherheit und Ordnung war die fürchterlichste und brutalste Folter ein völlig legales Mittel. In einem amerikanischen Kongreß-Untersuchungsausschuß wurde festgestellt, daß dieser unmenschlichen Schah-Herrschaft allein in den letzten Jahren 60.000 Menschen zum Opfer gefallen sind.

In zahlreichen Medienberichten wurde die grauenvolle

Schah-Herrschaft mit allen Details nach Aussagen von Augenzeugen und Überlebenden geschildert. Die persischen Gefängnisse quollen über, und Menschen verschwanden für immer, jeden Tag und jede Nacht. Alle wußten sie es im Westen, aber kein einziges Land wagte es, im Sicherheitsrat der UNO einen Antrag auf Untersuchung dieser menschenunwürdigen Zustände zu stellen oder das polizeistaatliche System offen anzuklagen. Unsere westlichen Staatsoberhäupter küßten unentwegt die Hand von Kaiserin Farah Diba, und jedes Land rechnete es sich zur Ehre an, wenn der Schah mit seinem Gefolge seine Urlaube irgendwo verbrachte. Selbst der mächtige Kreml lud das Kaiserpaar feierlich mit allen Ehrenbezeugungen für Staatsoberhäupter ein. Nichts geschah im Westen, um gegen dieses Völkerunrecht zumindest massiv zu protestieren, wenn man von einigen Studentenkrawallen absieht. Im Gegenteil, sobald der Schah zu irgendeinem Staatsbesuch oder Urlaub erwartet wurde, sperrte man im Westen die im betreffenden Land lebenden verdächtigen Perser einfach ein. Die USA unterhielten mit dem Schah-Regime die engsten militärischen Bündnisse, amerikanische Instruktooren marschierten durch die Gänge des iranischen Verteidigungsministeriums, als wären sie dort zu Hause, auf iranischen Flugplätzen wimmelte es von Maschinen mit amerikanischem Hoheitszeichen, und vor allem das Öl sprudelte fleißig für den Westen. Öl verdirbt den Charakter, Öl ist nicht nur von seiner Konsistenz her schmutzig und schmierig wie die gesamte Ölpolitik. Der Schah herrschte monarchisch nach Bilderbuchtradition, er war keinem Parlament und keiner anderen staatlichen Institution Rechenschaft für seine Handlungen und vor allem für seine Öleinnahmen schuldig. Milliardenbeträge wanderten so auf rätselhaft verschwiegene Bankkonten in den freien Westen und blieben dort für ihn zur ausschließlich privaten Verwendung liegen. Und dieses ganze System wurde nach innen von der unsichtbaren *Savak*-Geheimpolizei-Armee – die mehr als 50.000 Mann stark war – und nach außen hin durch die schlagkräftigste Armee des Mittleren Osten, die mit den modernsten und

teuersten Kampfmitteln ausgerüstet war, abgesichert. Daß die USA riesige Abhörstationen im nördlichen Persien betrieben, um den Funkverkehr der gesamten Region (vor allem der nahen Sowjetunion und Südchinas) zu kontrollieren, wurde kaum erwähnt.

Die Korruption wucherte im kaiserlichen Persien auf sämtlichen Ebenen der Politik und Gesellschaft. Das enge, freundschaftliche Verhältnis zwischen den USA und Schah Reza änderte sich erst in dem Augenblick, als die Mullah-Revolution Ayatollah Khomeinis bedenklich mächtig wurde und Sicherheitsberater bereits von möglichen Änderungen sprachen. Fehleinschätzungen der ganzen Lage durch den US-Geheimdienst CIA – von der Schweinebucht in Kuba bis zum Iran bereits an der Tagesordnung – bestärkten den amerikanischen Präsidenten in seiner Haltung noch, den Schah nunmehr fallen zu lassen. Mit dem historischen Ausspruch: »Die USA brauchen keinen starken Weltpolizisten im Persischen Golf!« – gemeint war der Schah – zogen die Amerikaner ihre moralisch, politisch und militärisch helfende Hand von Schah Reza ab, wohl in der stillen Hoffnung – was durch Protokolle des US-Kongresses nachgewiesen wurde –, daß die künftigen Machthaber in Teheran diese »politisch-moralische« Geste nach einem allfälligen Umsturz honorieren würden. Diese kommerziell ausgerichtete amerikanische Außenpolitik, die außerdem noch vom Vietnam-Trauma und den bevorstehenden Präsidentenwahlen belastet war, scheiterte kläglich und war – wie man zu spät dann einsehen mußte – ein grober Fehler. Zu der quer durch die Massen schwebenden Haßfigur des Schahs gesellte sich nun noch die Gestalt des Amerikaners. Der Rückzug vom korrupten Schah-System war zu augenfällig spät erfolgt. So rollte dann planmäßig Khomeinis Revolution enthemmt über die weltpolitische Bühne, und die verschiedenen Schah-Denkmäler wurden begeistert von den Sockeln gerissen und zertrümmert. Zertrümmert war damit auch eine ganze Epoche, wie einst in ähnlicher Form bei uns im Westen die Französische Revolution einen geschichtlichen Schlußpunkt gesetzt hatte.

Ayatollah Khomeini warf seinen Revolutionsgarden als verhaßtes Ziel zuerst die *Savak*-Leute vor und gründete gleichzeitig eine eigene revolutionäre Geheimpolizei, die sich nur durch den letzten Buchstaben von ihrer Vorgängern unterscheidet und *Savam* heißt. Die »Fingernägellosen«, wie die einst von der *Savak* gefolterten Überlebenden im Volksmund hießen, bevölkerten nunmehr die Büros und Folterstuben ihrer ehemaligen Drangsalierer und begannen wütend, die Fingernägel der einstigen *Savak*-Leute blutig herauszuziehen, nicht nur um sich zu rächen, sondern um die Namen und Schlupfwinkel der eilig im Untergrund verschwundenen *Savak*-Offiziere herauszubekommen. Die Zugehörigkeit zur *Savak* genügte vollkommen, um ohne Gerichtsurteil erschossen zu werden. An den Methoden hatte sich überhaupt nichts geändert, denn die neue *Savam*-Geheimpolizei kopierte alles von der alten *Savak*-Geheimpolizei des Schahs. Ein Übel löste das andere Übel nahtlos ab. Für die Revolutionsgarden war es oft schwierig, die *Savak*-Angehörigen ausfindig zu machen, weil die Geheimpolizisten an der »Quelle« gesessen waren und sich meist rechtzeitig andere Ausweispapiere verschafft hatten und so anonym blieben. Eine ganze *Savak*-Kaserne, die sich bis zuletzt mit Waffengewalt verteidigte, als ihr Herr und Gebieter mit seiner Sondermaschine schon längst in Sicherheit war, fiel den neuen Machthabern aber gnadenlos in die Hände.

In dieser turbulenten Situation entstand ein beispielloses politisches Faktum, sozusagen ein Rösselsprung, der in aller Stille vor sich ging. Vierzehn ehemalige, hohe kaiserliche *Savak*-Geheimpolizei-Offiziere, darunter der stellvertretende *Savak*-Chef, emigrierten ausgerechnet in den von der ultralinken Baath-Partei regierten Irak, den alten Todfeind des Iran. Es geht über das normale politische Urteilsvermögen, daß nun plötzlich die jahrzehntelang als imperialistische Folterknechte verdammten persischen Geheimpolizeioffiziere in einer »Volksdemokratie« Unterschlupf gefunden hatten. Aber nicht nur das, diese ehemaligen *Savak*-Offiziere konnten in Bagdad in der vornehmen Saadoun-

Street ein eigenes Büro errichten, kauften und mieteten insgesamt fünf vornehme Villen samt Parkanlagen und verfügten über einen Wagenpark von insgesamt zwölf Fahrzeugen, darunter sechs Jeeps und Land-Rover. Die *Savak*-Spezialisten erhielten sämtliche Privilegien und Vergünstigungen, wie sie sonst nur ausländischen Diplomaten gewährt werden, und pflegen die besten Beziehungen zu den irakischen Armee- und Polizeibehörden.

Die einst mächtige Schah-Armee hatte insgesamt 504 Generäle und Admiräle, eine hochangesehene und mächtige Kaste im Kaiserreich, die an den Schalthebeln dieses schlagkräftigen Militärapparates standen und über das modernste und kostspieligste Kriegsgerät verfügten, das selbst in der US-Armee manchmal selten zu sehen war. Khomeini schaltete in seinem Revolutions-Selbsterhaltungstrieb ungemein schnell und schickte mit Ausnahme von 31 Generälen alle Militärgewaltigen pensionslos nach Hause. Im selben Zug wurde das Militärbudget auf 60 Prozent zusammengestrichen und verschiedene moderne Kampfflugzeuge den USA zum Rückkauf angeboten, während alle noch laufenden Kaufverträge für amerikanisches Kriegsgerät über Nacht storniert wurden. Die persische Armee schrumpfte auf 110.000 Mann zusammen. Damit schaffte sich der Ayatollah mit einem Schlag den für ihn wahrscheinlich gefährlichsten Gegner vom Hals. Denn wäre die kaiserlich-iranische Armee mit ihrer ganzen Hierarchie völlig intakt geblieben, so wäre eine Konterrevolution innerhalb kürzester Zeit durch die Generäle erfolgt, welche die Mullahs zweifellos sehr schnell hinweggefegt hätte. Die verbliebenen Generäle wagten jedoch nicht mehr aufzumucken, weil Mullah Sadigh Chalchali Order und Vollmacht besaß, jeden Offizier, und sei er noch so hochgestellt, beim geringsten Anzeichen von Aufsässigkeit, Sabotage oder Widerstand gegen die Mullahs zu liquidieren. Da sich die Offiziere außerdem im Falle eines Putsches keineswegs auf ihre Soldaten hätten verlassen können, schien jedes Risiko ausgeschaltet zu sein. Es gab allerdings einige Ausnahmen, wo Generäle des Schahs engere Bindungen zu ihren Truppen-

einheiten besaßen und die Entwicklungen im Iran richtig abschätzten. Die zwei schahtreuen Generäle Gholamali Oweissi, bis November 1978 noch Sozial- und Arbeitsminister in der vom Schah zuletzt ernannten Militärregierung, sowie der dem Kaiserhaus sehr nahe stehende Ali Hussein Palisban beugten sich keinem Khomeini-Befehl, sondern marschierten zusammen mit 2300 treu ergebenen Soldaten, die zumeist aus der südlichen Ölprovinz Chusistan stammten, zu den iranischen Kurden in die Berge, wo sie mit dem Kurdenführer Talabani in Verbindung traten und gemeinsam ein strategisches Einsatzkonzept ausarbeiteten. Drei Dutzend Instrukteure dieser desertierten Schah-Armee blieben bei den Kurden in den Bergen, um die Bergkrieger an den erbeuteten modernen Waffen zu schulen, während sich die beiden Generäle mit ihren Einheiten nach Chusistan absetzten, wo sie in den ersten Wochen ihrer Guerillatätigkeit drei Pipelines und zwei Pumpstationen in die Luft jagten und ihre Operationen bis knapp vor Khorramshar – den persischen Raffinerie- und Ölhafen – ausdehnten. Die illegale Existenz der beiden hochrangigen Militärs hatte aber auch noch einen anderen Hintergrund, der sich nicht allzu lange verheimlichen ließ:

Dort, wo einst Ayatollah Khomeini im Exil seine Revolution ausheckte – in Paris –, hatte sich der letzte kaiserliche Ministerpräsident, Shapur Bachtiar, angesiedelt und organisierte von dort aus die Sammlungsbewegung »Organisation der freien Offiziere«. Bachtiar hatte die Fäden in der Hand, die sowohl zum gestürzten Schah Reza als auch nach Persien zu den geschäftigen oder noch im Dienst befindlichen iranischen Offizieren führten. Bachtiards »Hofstaat« und Büro umfaßte nicht weniger als 22 hauptberuflich angestellte Exilperser – meist ehemalige Offiziere oder höhere Regierungsfunktionäre. Als einflußreiche, rätselhafte Mittelfigur zwischen dem Exilkaiser und der Bachtiar-Organisation tauchte eine schillernde Figur auf, die in Diplomatenskreisen Washingtons als »Rasputin des Schahs« bezeichnet worden war. Es handelte sich um den ehemaligen kaiserlich-persischen Botschafter in Washington, Ardeschir

Sahedi, der mit seinen 52 Jahren einst der Playboy unter den Diplomaten in den USA und gern gesehener Gast bei den bekanntesten Filmschauspielerinnen war. Sahedi hatte ein eigenes Budget für diverse Geschenke und spielte besonders zu Weihnachten alljährlich den Riesen-Weihnachtsmann bei einer ganzen Reihe von führenden Mitgliedern des Weißen Hauses, des Kongresses, des Senates, des CIA-Geheimdienstes, der Armee und bei führenden amerikanischen Journalisten. Die charmante Delphine Blachowitz, die vier Jahre persönliche Sekretärin des persischen Botschafters Sahedi war, packte bei der »Washington Post« ganz offenherzig die Geschenklisten aus. Nicht nur persischen Kaviar, sondern auch kostbare Golduhren, persische Teppiche und wertvolle Schmuckstücke ließ Sahedi an die maßgeblichen Militärs und Politiker überreichen, auch an den ehemaligen US-Außenminister Henry Kissinger, der nicht nur ein persönliches Hochzeitsgeschenk erhielt, sondern nachher auch noch eine mit Diamanten besetzte Uhr und einen kostbaren Perserteppich, die er laut Verfassung (»The Practice of Diplomacy«), Artikel 1, Paragraph 9, Punkt 8, eigentlich an den Fiskus hätte weiterreichen müssen – aber es nicht tat. Sahedi veranstaltete in seiner Botschaft zu jedem denkbaren oder albernem Anlaß pro Monat 15 bis 20 prunkvolle Empfänge, für die er auch Bauchtänzerinnen einfliegen ließ. Äußerst großzügig trat Sahedi auch sonst auf, er konnte etliche Male mit amerikanischen Regierungsmaschinen beobachtet werden und bezahlte rätselhafte Rechnungen der US-Luftwaffe in der Höhe von mehr als 30.000 US-Dollar. Geld schien für Sahedi überhaupt keine Rolle zu spielen, da er vom Schah pro Monat eine Aufwandsentschädigung von nahezu 40.000 Dollar und noch vierteljährlich an die 120.000 Dollar für diverse Sonderausgaben überwiesen erhielt. Die verschwiegene amerikanische Riggs-Bank hatte allein für die gewaltigen Summen der Iran-Botschaft 46 Konten geführt. So war es kein Wunder, daß Botschafter Sahedi als splendidester Diplomat galt, der einen eigenen Kalender mit den Geburtstagen der wichtigsten amerikanischen Männer führte und bei jeder Beförderung seine

Freunde gleich mit entsprechenden Geschenken beglückte. Sahedi ist einer der engsten Vertrauten des Schahs, besitzt als Privatvermögen in den USA drei prachtvolle Villen, eine Farm und ein märchenhaftes Luxus-Anwesen direkt am Meer. Von sich reden machte Sahedi, als unmittelbar nach dem Sturz des persischen Kaisers das Botschaftspersonal die Farbbilder des einstigen Herrschers von den Wänden nehmen wollte und Sahedi sich noch etliche Tage ganz energisch dagegen wehrte, bis er schließlich selbst abgesetzt wurde und die Botschaft nicht mehr betreten durfte.

Ardeschir Sahedi tauchte Mitte Juli zuerst bei Bachtiar in Paris auf und flog drei Tage später in geheimer Mission weiter nach Bagdad (Irak), wo er von drei dort im Exil lebenden ehemaligen *Savak*-Offizieren durch die Zoll- und Paßkontrolle geleitet wurde, ohne daß sich ein irakischer Polizist oder Zöllner auch nur um das umfangreiche Gepäck oder den Paß des geheimnisumwitterten Persers kümmerte. Im vollen Einverständnis mit der irakischen Regierung begab sich Sahedi dann in Begleitung von drei *Savak*-Leuten an die irakisch-persische Grenze, wo er den beiden nunmehr auf Seite der Aufständischen kämpfenden Schah-Generälen Ali Hussein Palisban und Gholamali Oweissi 200 Millionen Dollar in bar (»Ein Koffer voll«, sagte ein Kurdenführer) überreichte, mit denen sie Kurden aus der Türkei und dem Irak anheuern konnten. Diese finanzielle Entwicklungshilfe beflügelte die iranischen Kurden, die nun von allen Seiten Zulauf erhielten. Ganze Kolonnen Kurden aus den beiden Nachbarländern marschierten bis in das Hauptquartier bei Nokan, das nur einen Kilometer von der irakischen Grenze entfernt im Iran liegt. So stabilisierte sich der bereits stagnierende oder zum Teil sogar leicht abbröckelnde Widerstand der Kurden, aber auch der der weiter im Süden in Chusistan lebenden Araber. Einen Monat später stand Sahedi wieder mit einem Koffer – diesmal »nur« 100 Millionen Dollar – an der irakisch-iranischen Grenze und brachte Nachschub, um so weitere Kurden anzuheuern. Es hatte sich sehr schnell im türkischen und irakischen Teil Kurdistans herumgesprochen, wo man pro Monat 250

Dollar, freie Kost, Bekleidung, Waffen und Munition bekommen konnte. Für eingeweihte Kreise bestand kein Zweifel, woher die beträchtlichen Geldsummen kamen; Bachtiar begann mit seinen Offizieren den Hebel direkt in Persien anzusetzen. Der Schah im Exil hatte zwar bei seinen Vertrauten verlauten lassen, daß weder er selbst noch seine Frau oder Kinder an einer Rückkehr bzw. Machtergreifung interessiert wären. Aber es dürfte doch in den Intentionen des gestürzten Herrschers gelegen sein, daß die »gesunden« Kräfte seines Volkes – wie er sich ausdrückte –, die Armee, die Ordnung im Land wiederherstellen sollte, um dann später freie Wahlen durchführen zu können. So erklärte Bachtiar in Paris vor vier eingeladenen Journalisten seine Absichten und weissagte dem Khomeini-Regime eine kurze Lebensdauer und einen Bankrott der persischen Wirtschaft. Die gedrosselten Ölmilliarden würden sinnlos für Geschenke an die Massen verschwendet, und das Arbeitslosenheer in Persien wachse beängstigend schnell an.

Zur gleichen Zeit, als die Schah-Millionen über die Grenze des Irak geschoben wurden, trudelten vom Norden aus der Sowjetunion massive Waffenlieferungen für die linksorientierten Kurdenstämme ein, besonders RPG-7-Panzerabwehrwaffen stachen daraus hervor. Bei der Einschulung an diesen panzerbrechenden Geräten gab es zuerst einmal zwei tote Kurden, die dem Rückstoßfeuerstrahl neugierig allzu nahe gekommen waren. Und hernach dauerte es lange, bis sich die Stammeskrieger an die neue Gefährlichkeit gewöhnt hatten. Die Sowjets versuchten den Boden für die kommunistische Tudeh-Partei vorzubereiten, denn nur dann kam eine kommunistische Machtergreifung in Teheran in Frage, wenn Khomeini in dem beginnenden Chaos schließlich sämtliche Kontrollen verlieren würde. Für die Tudeh-Partei war und ist der Machtfaktor des Militärs ebenfalls ein Gefahrenmoment. Dies ist auch die Ursache dafür, daß die Sowjets gleichzeitig auf beide Pferde gesetzt haben: auf Khomeini, der sie zwar in den Untergrund verbannt hat und ihre Partei als illegal erklärte, als auch auf die Minderheiten, wo sich die Tudeh-Partei gleichmäßig bei

Kurden, Aserbeidschanern, Bäludschen, Turkmenen und Arabern mit den sowjetischen Hilfslieferungen beliebt zu machen versuchte. Die Sowjets befinden sich in einem großen Transportvorteil, weil diese Hilfslieferungen komplikationslos über die Berge der iranisch-sowjetischen Grenze geschmuggelt werden können. Als letzte Komponente der iranischen Selbstzerfleischung mag wohl die vom Expremier Bachtiar gemachte Bemerkung gelten: »Wahrscheinlich ist die iranische Armee nicht hundert Prozent für mich, aber sie ist sicherlich hundert Prozent gegen Khomeini!« Damit dürfte der agile Exilpolitiker zweifellos recht haben.

In diesem verästelten Durcheinander treibt noch eine weitere unbekannte Kraft ihre Blüten, und das sind die in Persien vorsichtig intrigierenden Offiziere, die mit Bachtiar in sehr enger Verbindung stehen und von Paris aus die nötigen Geldmittel erhalten. Bachtiar verfügt in seinem Pariser Exil auch über ein eigenes »Paß-Büro«, wo zwei Grafiker und eine kleine Chemografie mit allen nötigen Einrichtungen alle iranischen Aus- und Einreisen bisher anstandslos arrangierten. Mit diesen vortrefflich gefälschten iranischen Pässen gehen Kuriere oder Sonderbeauftragte auf Reisen und können gefährdete Mitglieder der Offiziersvereinigung legal und unangefochten den Iran verlassen. Auch die neuen persischen Regierungsbeamten sind bestechlich und korrupt, lieben das Geld und nehmen jede Gelegenheit für eine Nebeneinnahme wahr. Stempelabdrucke oder Unterschriftsproben, ja sogar Blankoformulare und sonstige Unterlagen konnten in Teheran direkt besorgt werden. Die in den Häfen und Flughäfen amtierenden neuen Polizei- und Zollorgane verfügen noch nicht über die notwendigen Schulungen, um zweifelhafte Reisepässe erkennen zu können. Shapur Bachtiar kann außerdem noch in besonders wichtigen Fällen auf Reisepässe eines mittelamerikanischen Staates zurückgreifen, wenn es sich um heikle Missionen handelt, so daß Transport und Kommunikation immer möglich sind. Geld spielt ohnehin keine Rolle und steht nahezu unbeschränkt zur Verfügung.

Es ist kein Geheimnis, daß die persischen Offiziere an den

Vorbereitungen für einen Staatsstreich herumbastelten, wobei die Marine federführend war und in der Admiralität die Wurzeln der Umsturzbemühungen lagen. Merkwürdigerweise hat sich am heißen Persischen Golf die Loyalität der Mannschaft gegenüber ihren Offizieren am relativ deutlichsten gezeigt – die Marine stand von allem Anbeginn der Revolution sehr skeptisch gegenüber. Das Konzept des geplanten Umsturzes wurde generalstabsmäßig aufgezo- gen, man konnte dafür eine enorme Anzahl entlassener Offiziere und Unteroffiziere aus der einst so großen Armee rekrutieren. Dieser Rest der heimgeschickten Armee hatte für die Umstürzler insofern einen sehr großen Wert, weil die davongejagten Offiziere ohne Arbeit und Existenz dastanden und keine Chancen für sich sahen, jemals wieder zu annehmbaren Positionen kommen zu können. Der geplante Coup schien auf Begeisterung zu stoßen. Führende Offiziere der noch intakten restlichen Armee waren bereit, ihre Waffenkammern für diese »unsichtbare« Armee zum richtigen Zeitpunkt zu öffnen, und wollten mit ihren verlässlichsten Leuten an der geplanten Aktion teilnehmen. Sechs Monate lang wurde die Überraschungsaktion sorgfältig geplant und geheimgehalten, nur einem engen Kreis von Führungsoffizieren waren die näheren Details bekannt. Auch drei Experten des US-Geheimdienstes CIA nahmen an der Planung teil, wobei sich diese Offiziere auch schon auf einige führende Beamte des Khomeini-Regimes stützen konnten, die mit dem Weg und den Mißerfolgen der Mullah-Revolution nicht mehr einverstanden und enttäuscht waren. Über Bachtiar in Paris liefen die Fäden, der die notwendigen Mittel prompt zur Verfügung stellte. Es war bis in die letzte Einzelheit ausgekundschaftet, wie man speziell in Teheran die öffentlichen Gebäude unter die Militärkontrolle bringen konnte: die Radio- und Fernsehstation, die verschiedenen Ministerien, Kasernen und den Flugplatz Mehrabad. Eine Panzereinheit war dazu bestimmt, den meist in seiner Heimatstadt Ghom residierenden Ayatollah Khomeini in ihre Gewalt zu bringen oder bei Widerstand seine gesamte Residenz niederzuwalzen.

Die Militärputschisten gingen von zwei Voraussetzungen aus: Einerseits waren die Volksmassen nicht mehr von derselben fanatischen Begeisterung für die Mullahs erfüllt wie einst beim Sturz des Schah-Systems, und zweitens bestand keine Gefahr, daß irgendwelche Putschisten bei einem harten Widerstand überlaufen könnten, wie es bei Beginn der Revolution der Fall war, weil Mullah Chalchali bei solchen Deserteuren unweigerlich in Aktion treten würde.

Behutsam wurden noch alle Vorbereitungen vorangetrieben. Über die Funkstation eines iranischen Kriegsschiffes hatte man direkte Funkverbindung mit Bachtiar in Paris. Die Zeit schien für die Militärs zu arbeiten, denn die wirtschaftlichen Verhältnisse verschlechterten sich augenscheinlich – die Massen auf den Straßen waren nicht mehr allein mit Phrasen und Parolen zufrieden, und vor allem die ständig zunehmende Arbeitslosigkeit schaffte Unzufriedenheit, nachdem die persischen Intellektuellen schon längst von den Mullahs wieder abgerückt waren, weil die Revolution keinen Fortschritt, sondern den Marsch zurück ins Mittelalter brachte.

Dieses halbe Jahr sorgfältigster Vorbereitung schien eine organisatorische Meisterleistung gewesen zu sein. Alles war so abgeschirmt worden, daß die verschiedenen verantwortlichen Offiziere nur einen geringen Teilbereich der Gesamtkaktion wußten und selbst bei einer »Undichtheit« kein Schaden entstanden wäre.

Im Dezember 1979 passierte aber in Paris im Kreis von Bachtiar ein Malheur. So undiszipliniert auch die Horden der Revolutionswächter waren, umso effektiver arbeitete die neue Khomeini-Geheimpolizei *Savam*, die alle Vorgänge um Bachtiar sehr mißtrauisch verfolgte. Bachtiar sparte ja nicht mit Pressekonferenzen. Seine Aktivitäten waren für Teheran ein bekanntes und bedrohliches Ärgernis. Alle Proteste bei der französischen Regierung fruchteten ebensowenig wie einst die Schah-Proteste gegen die in Paris stattgefundenen Khomeini-Aktionen. Die persische Geheimpolizei setzte eine eigene Gruppe für Paris an und brachte es Ende

November fertig, einen persischen Oberst, der im Büro Bachtjars und der »freien Offiziere« eine Schlüsselrolle innehatte, durch seine Vorliebe für hübsche Mädchen in eine Falle zu locken. Der Oberst wurde in einem Keller durch Folterungen zehn Tage später zum Sprechen gebracht. Er war nur noch ein blutendes Wrack und packte schließlich alles aus, was er wußte. Alle Vorsichtsmaßnahmen der Putschisten im Iran nützten nichts, denn diese Bombe platzte in Paris.

Die erste Maßnahme der Savam bestand darin, den in Paris lebenden Neffen des Schahs – den Sohn der Schah-Schwester – auf offener Straße niederzuschießen. Zwei Savam-Agenten hatten die Gewohnheiten des jungen Persers sehr schnell ausgekundschaftet, er hatte keine Bewacher um sich, und so war es einfach, den Auftrag auszuführen, indem der Motorradbeifahrer mit einer Maschinenpistole den Perser in Sekundenschnelle beim Verlassen seines Hauses erschoss. Beide Attentäter entkamen unerkannt und wurden nicht gefaßt. Nicht mehr gesehen wurde auch jener Oberst, der sich in der Gewalt der Savam-Agenten in Paris befand.

Der Schah-Neffe sollte beim geplanten Staatsstreich eine maßgebliche politische Rolle spielen. Sadigh Chalchali, der Henker des Iran, trat unmittelbar darauf in Aktion. Das Attentat in Paris setzte er als Signal und erklärte weltweit über Radio und Fernsehen, daß er alle Feinde Gottes und der Revolution töten werde – ganz gleich, wo sie sich auch verkrochen hätten. Außerdem wurden in aller Stille in Persien sieben führende Offiziere an die Wand gestellt und die Kommandostellen gesäubert. Der ganze Umfang des Putsches wurde zwar nie aufgedeckt, aber man war sehr wachsam geworden in Teheran und wußte sehr genau, daß auch die zusammengeschmolzene kleine Armee noch immer gefährlich genug war und das auf schwachen Füßen stehende Mullah-Regime stürzen konnte.

Blockade der Grenze

Am nächsten Morgen, dem ich schon ziemlich unruhig entgegenfieberte, sah ich in dem kleinen Kurdendorf am Ende aller Straßen und am Anfang der unheimlichen Schluchten der Entscheidung der Iran-Kurden – in deren Gewalt wir uns befanden – mit sehr gemischten Gefühlen entgegen. Hussein und sein Bruder waren zwar absolut sympathische Persönlichkeiten, aber ich wußte nicht, wie weit der Haß zwischen den irakischen und iranischen Kurden reichte, zwischen deren Mühlsteine ich jetzt geraten war. Ich sandte einen Boten zu Hussein und wollte ihn sprechen, bekam aber den lapidaren Bescheid als Antwort, daß Hussein zu mir kommen werde, sobald er es für richtig halte und Zeit fände. Da war also nichts voranzutreiben. So hockte ich in dem großen Männerraum auf dem wunderschönen Perserteppich und sah vom ersten Stockwerk hinunter auf die enge staubige Straße, wo im Schatten unseres Hauseinganges zwei iranische Pesch Merga saßen und sich angeregt miteinander unterhielten. Selbst Omar und Ali, die immer noch irgendeinen Ausweg, Rat oder Hoffnungsschimmer wußten, blickten niedergeschlagen und mürrisch vor sich hin. Alles deutete darauf hin, daß meine Kurdenreise nunmehr am Rückweg – einen Tagesmarsch von der türkischen Grenze entfernt – noch scheitern würde. Dabei konnten wir uns in diesem Falle nicht einmal einen Vorwurf machen, weil dieses Zusammentreffen insofern unvermeidbar schien, als wir das Dorf bei unserem Rückmarsch passieren mußten und nicht umgehen konnten. Wir brauchten drei Gäule oder Muli, und im Aktionsradius von sieben Tagesmärschen hätte es in diesem Grenzbereich auch keine andere Grenzübertrittsmöglichkeit gegeben.

Am frühen Vormittag platzte dann plötzlich hektisches

Leben in das Dorf, als ein Auto mit einer mächtigen Staubfahne hinter sich und mit alarmierendem Sirenengeheul vor unserem Haus anhielt. Drei Männer sprangen heraus und schrien nach allen Seiten wild herum. Omar und Ali zwängten sich durch die schmalen Fensteröffnungen, um jedes dort unten gesprochene Wort zu vernehmen. Sie riefen hinunter, wurden aber nicht beachtet. Wütend drehten sie sich dann zu mir um und berichteten, daß zwei Lastkraftwagen voll mit Militär und Revolutionswächtern unterwegs zu unserem Dorf seien und spätestens in einer halben Stunde hier eintreffen würden. Das wäre noch nicht die ärgste Nachricht gewesen, meinte Omar und sah mich bekümmert an. Diese Greifer-Einheit war uns auf der Spur und hatte den Befehl, uns noch vor Erreichen der iranisch-türkischen Grenze abzufangen. Weiß der Teufel, wie sie unsere Spur herausbekommen hatten! Das konnte nicht allein für mich, sondern auch für meine beiden treuen Begleiter Omar und Ali tragisch ausgehen.

Die ganze Sache barg aber noch ein anderes Gefahrenmoment in sich. Entweder wichen die iranischen Kurden, die das Dorf besetzt hatten, in die Berge aus, wo sie unangreifbar waren, oder aber sie stellten den feindlichen Ankömmlingen eine Falle bzw. stellten sich zum Kampf, da sie den Rücken frei hatten und noch immer in die Schluchten entkommen konnten. Im Notfall hatten Hussein und seine iranischen Kurden noch immer uns drei – die so sehr Gesuchten – als Faustpfand für irgendeinen Ausweg, eine typisch mittelöstliche Methode übrigens, um Ziele zu erreichen. Jede Minute, die nunmehr verrann, brachte uns in größere Schwierigkeiten. Unwillkürlich spitzte ich die Ohren, ob nicht etwa bereits der Motorenlärm der beiden avisierten Lastkraftwagen zu hören sei. In diesen spannungsgeladenen Minuten öffnete sich die Türe, und Hussein mit seinem Bruder und einem Rudel Pesch Merga betraten unseren Raum.

Hussein war ruhig, als handle es sich um ein beiläufiges Höflichkeitsgespräch über die Verwandtschaft, die Schafe oder das Wetter. Er nahm vor mir auf dem Teppich Platz.

Langsam und halblaut – als sollte kein Unberufener zuhören – begann er dann zu reden: „Wir haben lange beraten, was wir mit euch machen sollen. Entweder wir nehmen euch mit in die Berge, oder aber wir überlassen euch den sehr bald eintreffenden Khomeini-Schergen . . .« Der Mann muß sadistisch veranlagt sein, schoß es mir durch den Kopf. Ich warf zwischendurch einen Blick auf meine Armbanduhr; zehn Minuten waren bereits seit der Ankunft des Wagens vergangen. Ich wußte, daß ich diesen Kurden nicht mit irgendwelchen Argumenten oder gar Bitten beeinflussen konnte, denn Hussein hatte bereits einen Entschluß gefaßt, von dem ihn niemand mehr abzubringen vermochte. Nach einer kurzen Pause, während der er genüßlich sein Teeglas leertrank, begann er dann wieder zu sprechen: »Du hast anscheinend ein aufrichtiges Interesse an den Kurden und ihren Problemen, deshalb wollen wir deiner Rückkehr nicht im Wege stehen. Vielleicht siehst du an unserer Handlungsweise die Probleme der iranischen Kurden in einem anderen Licht als bisher.« Hussein stand auf und wollte den Raum verlassen. Ich reichte ihm meine Hand, um mich für den freien Weg zu bedanken, und erkundigte mich noch: »Es bleibt nicht mehr viel Zeit übrig . . .« Mit einer abfälligen Handbewegung unterbrach er mich: »Drei Pferde stehen für euch am Ortsausgang. Ihr müßt dem Bauern dafür aber bezahlen. Alle anderen Pferde werden auf die Berge getrieben, um den Verfolgern keine Möglichkeit einer raschen Verfolgung zur Grenze zu geben!« Innerhalb weniger Minuten war Hussein mit seinen Männern aus dem Dorf verschwunden, eine kleine Karawane marschierte im Gänsemarsch den schmalen Saumpfad entlang, der zu den nahen Bergen führte. Heftiges Pferdegetrampel war gleich darauf zu vernehmen, und in einer braunen Staubwolke trieb ein halbes Dutzend Kurden etwa zwanzig Pferde und Muli vom Dorf weg, gleichfalls die Berge hoch.

Omar und Ali hatten mein Gepäck schon in den Händen, und zusammen mit zwei Kurden-Buben rannten wir dem Dorfausgang entgegen, wo einige Bauern tatsächlich mit drei Pferden auf uns warteten. Diese Pferdebesitzer wußten

natürlich über unsere Notlage sehr genau Bescheid, dementsprechend unverschämt waren auch die Beträge, welche sie für die Pferde bis zur Grenze verlangten. Hastig beluden wir die Tiere und saßen selbst auf, um in schneller Gangart hinunter zum breiten Flußbett zu kommen. Genau sechs Minuten fehlten noch, bis die angekündigte halbe Stunde Galgenfrist verstrichen war. Wie Diebe machten wir uns aus dem Staub, ließen die Pferde durch das klare Wasser waten und trabten die ansteigenden Geröllhalden entlang, um schnellstens zwischen die nahen Berge zu kommen. Zehn Minuten später hielt Omar wie ein verpatzter Kavalleriehauptmann die Hand hoch und ließ anhalten. Zwischen dem Schnauben der Pferde hörten wir aus der Richtung unseres Dorfes starken Motorenlärm, der gleich darauf erstarb und einer lähmenden Stille Platz machte. Omar und Ali hatten ihre gute Laune wieder gefunden und lachten aus vollem Hals, dabei klopfen sie ihren Pferden aus Begeisterung mit der flachen Hand auf den Hals. Auch bei mir wich die Spannung der letzten Stunde, ich konnte wieder tief und frei durchatmen. Ich sah hinauf zum blitzblauen Himmel und trieb mein Pferd an, um den beiden Kurden zu folgen.

Immer enger wurde das Felsental, das wir bereits auf unserer Hinreise mit all seinen Tücken sattsam genossen hatten. Mit gemesseneren Tritten stelzten die Pferde berggewohnt die schmalen Saumpfade hinauf und hinunter, sie stapften vorsichtig und behutsam – als gelte es, auf keine rohen Eier zu treten – durch die bis zu den Pferdeböcken reichenden reißenden Gebirgsbäche und quälten sich mit uns über nachgiebige Geröllhalden. Auf beiden Seiten ragten wieder die steilen Felswände empor, und gelegentlich begegneten wir kleinen Maultierkarawanen, die mit Säcken bis obenhin bepackt waren, so daß es schwierig wurde, aneinander vorbeizukommen, ohne die beängstigend tiefen Steilhänge hinunterzuschlittern. Omar gönnte uns keine Rastpause, so ritten wir Stunde um Stunde. Langsam und unheimlich waren die Passagen, wenn sich die Gebirgsgewässer tief in die Felsen eingefressen hatten und es keine Möglichkeiten gab, begehbare Felspfade zu finden. Wir

wateten mit unseren Pferden wieder direkt im Bachbett, wo die Strömung den Tieren sehr zu schaffen machte. Die heißen Pferdeleiber dampften vor Anstrengung, und ich zog wie ein Jockey meine Füße hoch. Es gab natürlich keine Sättel, und die primitiv hinaufgebundene Decke verrutschte immer wieder und ließ mir keinen sicheren Halt.

Am späten Nachmittag wurden wir von vier bewaffneten Pesch Merga überholt, die im Galopp halsbrecherisch über diesen Saumpfad ritten und Omar im Vorbeireiten noch schnell Informationen zuriefen. Wir mußten unsere Tiere eiligst zur Seite reißen, sonst hätten uns die Kurden glatt über den Haufen geritten. Omar übersetzte mir ihre Mitteilung trotz wiederholter Aufforderungen zwar nicht, trieb uns aber zu noch größerer Eile an.

Es war bereits dunkel, als wir endlich bei einigen kurdischen Steinhütten nahe der Grenze eintrafen. Wir hatten die lange und schwierige Wegstrecke schneller als normal hinter uns gebracht, lieferten die Pferde bei einem Vertrauensmann ab und standen dann vor einem flackernden Feuer, das von einer Schar verwegener Männer umgeben war, die uns alle neugierig und äußerst mißtrauisch entgegensahen. Bällen und Bündel lagen überall in großen Haufen herum. Eine böse Nachricht wartete da auf uns: Der türkische Grenzposten neben der alten armenischen Kirche hatte die Grenze dichtgemacht, und zwei Dutzend türkische Teppichschmuggler konnten mit ihren in Persien billig eingekauften Teppichen nicht mehr zurück in ihre Heimat. Ein neuer Unteroffizier hatte den Befehl übernommen und handelte stur und streng nach den Buchstaben des Gesetzes: Hier war kein offizieller Grenzübergang, daher wurden alle Ankömmlinge von beiden Seiten kategorisch zurückgewiesen. Auch das noch! Nachts wirken derartige Hiobsbotschaften noch viel deprimierender als bei Tag. Die Teppichschmuggler hatten bereits drei Tage hindurch versucht, durch Schmiergeld erhöhungen den Weg frei zu bekommen, aber dieser türkische Unteroffizier ließ nicht mit sich reden. Ich hockte mich in die Runde der Schmuggler, die mich zu trösten versuchten, indem sie mir erzählten, vor einigen

Monaten bereits einmal in einer ähnlichen Situation gewesen zu sein. Der türkische Grenzposten hatte die Schmuggler nahezu drei Wochen lang an der Grenze schmoren lassen und dann horrenden Beträge für die illegale Passage verlangt. Hier gab es keine Möglichkeit auszuweichen, und außerdem patrouillierten ständig die türkischen Soldaten über alle umliegenden Bergmassive, um illegale Grenzgeher abzufangen. Da ein Bergmarsch nachts völlig unmöglich ist und tagsüber die völlig karstigen Berge aus Kilometerentfernungen beobachtet und eingesehen werden können, sind derartige Versuche chancenlos.

Omar machte sich allein auf den Weg hinüber zu dem kaum 500 Meter entfernt liegenden türkischen Grenzposten. Ich saß wie auf glühenden Kohlen und befürchtete bei jedem Hufegeklapper die Ankunft unserer Verfolger, denen ich unter keinen Umständen den Triumph gegönnt hätte. Ingeheim hatte ich mir schon geschworen, bei Eintreffen der Khomeini-Häscher einfach mit einem meiner Rucksäcke durch die türkische Grenzsperrung zu laufen, was sicherlich weit angenehmere Folgen als auf iranischer Seite gehabt hätte. Beide Rucksäcke hätte ich aber allein im Eiltempo nicht mitschleppen können, also wäre in diesem Falle ein Verlust unvermeidlich gewesen.

Zwei Stunden hatte ich gewartet und mich während dieser Zeit selbst zu beruhigen versucht, daß bei dieser totalen Finsternis auch unsere Verfolger ihren Marsch unterbrechen mußten. Endlich tauchte Omar wieder im Schein unseres kleinen Feuers auf und gab Ali und mir ein Zeichen, alles mitzunehmen und mit ihm zu kommen. Ein Verwandter von Omar half uns noch beim Transport. Wir liefen den Scheinwerfern der Grenzstation entgegen, wo bereits zwei Türken auf uns neben dem schmalen Steg warteten. Ich mußte meine beiden Rucksäcke aufmachen, und die Soldaten suchten mit Taschenlampen eifrigst nach Rauschgift in meinem Gepäck. Für diese Grenzposten sind derartige Drogenfunde sehr lukrativ, weil sie den beschlagnahmten Stoff nicht abliefern, sondern in Eigenregie weiterverkaufen. Nachdem sie nichts gefunden hatten, rie-

fen sie hinüber zum Unteroffizier, der diesen Grenzposten befehligte. Er kam langsam, mit umgehängter Jacke, die Maschinenpistole in der Hand, über den Bach zu unserer kleinen Gruppe. Omar hatte mit ihm schon vorher einen horrenden Passagepreis ausgehandelt und stellte mich vor die Wahl, entweder die geforderte Summe zu bezahlen oder umzukehren. Wahl blieb mir ohnehin keine, so blätterte ich die Banknoten in die Hand des Uniformierten. Nach dieser illegalen »Amtshandlung« und nach einem weithin hörbaren Kommando verloschen die Scheinwerfer. Als ich mit meiner Taschenlampe herumleuchtete, waren die türkischen Soldaten bereits verschwunden. Omar trieb uns zur Eile an. Wir hasteten den schmalen Steig entlang des Wildbaches aus dem Grenzbereich und erreichten eine Viertelstunde später das kleine Kurdendorf in der Schlucht, in dem wir bei unserer Hinreise bereits genächtigt hatten. Die wilden Hirtenhunde schlugen wieder wie verrückt an, unverständliche Rufe und Antworten – eine Türe wurde geöffnet, und die drei Brüder standen mit einer Petroleumlampe vor uns. Wir waren zumindest wieder auf türkischem Boden, und nach einer geraumen Weile zäher Verhandlungen erreichte Omar die Einwilligung dieser Dorfgewaltigen, in ihrem Kurdendorf übernachten zu dürfen.

Es war eine äußerst unruhige Nacht, in der uns etliche Schüsse aufschreckten. Wie wir später erfuhren, hatten einige Teppichschmuggler auf eigene Faust einen Durchmarsch versucht. Einer der Teppichschmuggler tauchte mit einem blutenden Arm bei uns im Männerraum auf – ich verband ihm die Fleischwunde. Der Mann wurde dann gleich weitergeführt und mußte außerhalb des Dorfes übernachten, um von den Soldaten nicht gefunden zu werden.

Beim ersten Morgengrauen rollten wir uns im Männerraum aus unseren Decken, löffelten die Joghurtschüsseln leer und machten uns für den Abmarsch bereit. Aus allen Steinhütten kamen Kinder und Frauen, die Feuerstellen befanden sich ja meist unmittelbar neben den Eingängen oder in den Vorräumen. Die Gipfel und Kämme der Berge befanden sich bereits im hellen Sonnenlicht, aber bei uns in

der Schlucht herrschte noch eine drohende, unfreundliche Dunkelheit.

In diesem friedlichen dörflchen Durcheinander zündete urplötzlich ein Funke des Hasses und Streites. Einer der drei Brüder hatte zur Frau seines Bruders irgendwelche ungehörigen Worte gesagt, und schon war das Dorf in hellem Aufruhr. Es bildeten sich gleich zwei Parteien, es wurde gebrüllt, einer der Kampfhähne ergriff einen Knüppel und wollte auf seinen Gegner losgehen, während der so angegriffene Bruder einen faustgroßen Stein zur Hand nahm. Nicht viel hätte gefehlt, und das ganze Dorf wäre sich in den Haaren gelegen. Doch einige beherzte Männer – voran unser Omar – hielten die Streitenden mit Gewalt zurück und sprachen auf sie ein. Es ging letzten Endes auch um die vorhandenen Pferde und Maultiere, welche bereits von den auf der anderen Grenzseite wartenden Teppichhändlern zu erhöhten Preisen »gechartert« worden waren. Für uns war kein einziges Tier mehr verfügbar. Diese Pechsträhne riß anscheinend nicht ab! Alle Proteste Omars halfen wenig, man sprach mit uns nicht mehr, als wären wir an dem ganzen Durcheinander schuld gewesen. Omar beschwor die Brüder und Allah, und der Talkessel war erfüllt von seiner dröhnenden Stimme. Unwillkürlich schielte ich hinauf zu dem Dreitausender vor uns, den wir unbedingt überschreiten mußten, um zum nächsten türkischen Straßenzipfel und zu Omars Behausung zu kommen. Es sah trostlos für uns aus, denn zumindest ein Tier brauchten wir für die Rucksäcke, um die schwindelerregenden Steilhänge hochzukommen.

Ich stürzte die Geröllhalde hinunter

Schließlich machte sich Omar unbemerkt an eine etwas abseits stehende kleine Maultierkarawane heran, die aus einem anderen Dorf stammte und sich hier nur auf der Durchreise befand. Die fünf Tiere waren mit riesigen Ballen und Säcken beladen. Sie marschierten los, als Omar mit dem Kapo der Karawane handelseinig geworden war. Wir verteilten die Rucksäcke schnell auf zwei Tiere, ließen die Brüder und Dorfbewohner weiter streiten und machten uns ganz heimlich und leise aus dem Staub. Niemand von den Zurückgebliebenen nahm von unserem Abmarsch auch nur die geringste Notiz.

Die Tiere waren ausgerüstet und legten gleich von Anbeginn ein rasches Tempo vor, das wir Fußgänger atemringend einhalten mußten. Entlang des Gebirgsbaches, den wir etliche Male durchquerten, schlängelte sich der stark ausgetretene Maultierpfad in die Schlucht hinein. Die begleitenden Männer hatten in einem großen Tuch frisches Gras gesammelt und mitgenommen, da es in den Bergen für die Tiere nichts mehr zu fressen gab. Späterhin führte der schmale Weg hoch in die Felswände hinauf. Es gab die ersten Zwangspausen, als die Packladungen am Rücken der Maultiere locker wurden, verrutschten und schließlich die Steilhänge hinunterkollerten. Flüche und Rufe hallten von den Wänden wider, bis die Männer die Tiere wieder beruhigt und die Lasten mühsam heraufgeschleppt hatten.

Weiter oben stießen wir auf einen dünnen herrenlosen Gaul, der uns argwöhnisch musterte, jeder Annäherung auswich und für die Männer Anlaß einer angeregten Unterhaltung war. Das Pferd streunte schon seit etlichen Wochen in dieser Gebirgswelt herum, seit sein Besitzer hier in der Grenzregion getötet worden war. Der Leichnam lag hier

irgendwo mit Felsbrocken zugedeckt – damit ihn die Geier nicht verraten konnten –, aber niemand wagte den Gaul mitzunehmen, weil dies für die Familie des Getöteten ein Tatbekenntnis bedeutet hätte. Der Mann hatte bei den Kurden eine zwielichtige Rolle gespielt, bis man sich seiner in dieser wilden Einsamkeit auf die einfachste Art und Weise entledigte, indem man ihn erschöß.

Wir ließen den seit Wochen gesattelten dürrn Klepper zurück und marschierten bergwärts weiter. Oftmals gähnten neben meinen Füßen wieder diese schwindelerregenden Abgründe, aber ich blickte nur einen Fuß lang weiter auf den Weg. Allein das Bewußtsein, daß ich die iranisch-türkische Grenze bereits passiert hatte und mich auf dem Rückmarsch befand, verlieh mir Kräfte und einen Optimismus, der allerdings bei einer dieser steilen Geröllhalden ein plötzliches Ende fand. Mag sein, daß ich nicht aufgepaßt hatte, jedenfalls stolperte ich, verlor das Gleichgewicht und stürzte die bis tief in die Schlucht hinabreichende Geröllhalde hinunter. Es war ein eigenartiges Gefühl, zusammen mit lockeren Steinen in rasanter Fahrt bäuchlings talwärts zu schlittern. Instinktiv spreizte ich Beine und Arme vom Körper weg, um mich nicht zu überschlagen; aber überall, wo ich verzweifelt einen Halt suchte, um diese immer schneller werdende Rutschpartie zu stoppen, gaben die Steine nach. Das Geröll – Steine, Schotter, Sand – rutschte über meinen Kopf und Körper. So donnerte ich in und mit einer geräuschvollen Staubwolke dem Gebirgsbach entgegen. Mir schien alles unendlich lange zu dauern, und ich ruderte verzweifelt die Steine von meinem Gesicht weg, als ich nach einer halben Ewigkeit endlich zum Stillstand kam. Als wäre ich gerädert worden, so erhob ich mich mühsam mit quälenden Schmerzen an allen nur erdenklichen Körperstellen. Hoch droben, als wären es Sterne am Kurdistanhimmel, sah ich unsere fünf Maultiere und meine Begleiter, die grölend über mein Mißgeschick lachten. Das Echo ihres Gelächters hallte von den Felswänden immer wieder höhnisch zurück, während die Tragtiere schon wieder in ihrer nickenden Gangart weitermarschierten. Ali rief mir mit

trichterartig vor den Mund gehaltenen Händen in die Schlucht herunter, daß ich den Gebirgsbach entlanggehen solle und in etwa zwei Stunden würden sich unsere Wege dann wieder treffen.

Einen Zahn hatte ich mir bei dieser unfreiwilligen Talfahrt ausgebrochen, beide Schienbeine waren blutig aufgeschunden und die abgeschabten Hautfetzen ergänzten neben etlichen blauen Flecken die volle Bilanz dieser Talfahrt. Ich watete in den klaren Gebirgsbach und reinigte mich. Erst dann setzte ich meinen Fußmarsch allein entlang dieses Gewässers fort. Ich sah weder die Mulis noch meine Begleiter, sprang von Fels zu Fels oder watete im Bach, wenn die Sträucher oder Felswände zu dicht und unüberwindlich wurden. Es ging sehr langsam weiter, ich mußte den Bach oftmals durchwaten, um am anderen Ufer besser vorwärts zu kommen, aber pünktlich nach zwei Stunden traf ich wieder auf unsere kleine Karawane. Die Tiere schlabberten friedlich das kristallklare Wasser und fraßen das mitgebrachte Gras, während die Männer in einer kleinen Gruppe beisammenhockten und ihre trockenen Brotfladen kauten. Auf einem kleinen Feuerchen zwischen zwei Felsbrocken brodelte das Wasser in einer Teekanne, während die gemütliche Runde mich mit humorvollen Worten begrüßte und zur Teilnahme an der Mahlzeit einlud.

Eine Stunde später machten wir uns gemeinsam wieder auf den Weg. Mir tat alles an meinem Körper weh, was nur weh tun konnte. Ich sah sehnsüchtig auf die großen Ballen und Lasten am Rücken der Maultiere und hätte viel darum gegeben, hätte ich dort oben sein können. Das war aber unmöglich, weil diese Traglasten wichtiger waren als wir alle zusammen. Vorsichtig setzte ich Schritt vor Schritt und blickte absichtlich nicht mehr in die Tiefen, damit sich mein Mißgeschick nicht noch einmal wiederholte.

Am späten Nachmittag erreichten wir den Kamm dieses Berges – weiter drüben lag Schnee –, es piff ein unangenehm kalter Wind. Die Tiere drängten sich schutzsuchend zusammen, meine Begleiter hüllten sich in wärmende Decken, ich zog mir eine schützende Jacke an und kauerte mich in den

Windschatten eines Mulis. Zu meinem Leidwesen erfuhr ich hier, daß die kleine Karawane mit ihren rätselhaften Traglasten einen anderen Weg nehmen mußte, was mit anderen Worten bedeutete, daß Omar, Ali und ich nunmehr mein Gepäck auf dem eigenen Rücken weiterzuschleppen hatten. Meine lädierte Verfassung verschlimmerte alles nur, aber jedenfalls ging es nun nicht mehr bergauf, sondern steil bergab. Es war ein ergreifender und zugleich beklemmender Anblick, der sich uns von dort oben über die gesamte Gebirgswelt bot. Hinter unserem Rücken das iranische Kurdistan und vor uns der türkische Teil Kurdistans, und dort unten irgendwo im Dunstschleier weit weg mußte sich der Wohnsitz unseres Omars befinden – diese drei Steinhäuser hoch oben auf einem Berghang –, der Ausgangspunkt unserer Expedition.

Die fünf Maultiere trabten bereits in östlicher Richtung einem abgewinkelten Höhenkamm entgegen, wir aber schulterten mürrisch die Rucksäcke. Omar trieb uns zur Eile an, weil wir die engen Schluchten tief unter uns noch bei Tageslicht erreichen mußten. Mit den Lasten am Rücken und nach dem vorangegangenen Aufstieg auf der anderen Bergseite fiel alles noch weit schwerer aus als normal, aber mit jedem Kilometer wuchs das Tempo, denn in Omars Behausung warteten bereits ein Schlafplatz und ein warmes Essen. Wie schon so oft in den vergangenen gemeinsamen Wochen hielt Omar plötzlich an und befahl Ali und mir, weiter unten bei einem Felsen auf ihn zu warten. Er warf den Rucksack zur Erde, packte seinen kleinen Gebetsteppich aus und verschwand damit hinter einem gigantischen Felsblock, von wo wir gleich seine halblaut gemurmelten Koransuren vernehmen konnten. Wahrscheinlich dankte er Allah nicht nur für den guten Abschluß der abenteuerlichen Reise, sondern bat ihn auch darum, ihn von diesem »Ungläubigen« rasch zu erlösen. Wiederholt hatte Omar mir erzählt, daß er mit keinem anderen Begleiter derart viele Komplikationen hatte durchstehen müssen als mit mir.

Der restliche Abstieg erfolgte ohne Schwierigkeiten, und knapp vor Einbruch der Dunkelheit passierten wir die letzte

enge Schlucht. Eine halbe Stunde später vernahmen wir das wütende Gekläff von Omars Hunden, um gleich darauf von der ganzen Kinderschar des heimgekehrten Hausherrn umringt zu sein. In einem fensterlosen Vorratsraum des Hauses befand sich in einer Ecke ein Abfluß. Dorthin schleppten mir die Hausbewohner zwei Kübel heißes Wasser, mit dem ich meinen zerschundenen Körper einigermaßen säubern konnte, um anschließend meine diversen Schürfwunden, die inzwischen schon zu eitern begonnen hatten, mit Heftpflastern zu versorgen. Ich fühlte mich wie neugeboren und verschlang anschließend zusammen mit Omar und Ali ein halbes Dutzend Spiegeleier, Melonen und eine scharfe Bohnensuppe. Das ganze Leben sah wieder anders aus, obwohl ich mich noch lange nicht in Sicherheit befand.

Kaum hatte ich mich in einer Ecke des Raumes ausgestreckt, schlugen die wolfsartigen Hunde wieder an. Ein Schafhirte rief Omar einige Worte zu, kurz darauf öffnete sich die Türe, und zwei finster dreinsehende Kurden mit einem kleinen Holzköffchen betraten den Raum, nachdem sie sich zuerst ihrer Schuhe entledigt hatten. Auch Ali musterte die beiden Männer neugierig, die es sich neben uns am Teppich bequem machten und auf ihren Tee warteten. Leise flüsterte mir Ali dann zu, daß es sich bei diesen Neuankömmlingen um zwei Dentisten handelte, die von Dorf zu Dorf pilgerten und die Zähne der Bewohner reparierten. In diesen entlegenen Gebieten war dies die einzige Möglichkeit, um einen Zahnschaden beheben zu lassen, denn eine Fahrt in die so ferne Stadt konnte sich kaum jemand leisten, ganz abgesehen davon, daß die Dentisten in der Stadt Preise in unerschwinglicher Höhe verrechnen.

Diese Wanderdentisten arbeiten aus verschiedenen Gründen zu zweit, was mir auch gleich einleuchtete, als mich einer der zwei Besucher stolz und bereitwillig einen Blick in seinen kleinen Holzkoffer machen ließ. Da sah es zwar aus wie zwischen Kraut und Rüben, aber es war nicht zu leugnen, daß sie alles mit sich schleppten, was sie für eine

umfassende Zahnbehandlung brauchten: eine etwas angerostete Injektionsspritze, zwei Zangen, die nicht nur zum Zähneziehen, sondern auch für Autoreparaturen nützlich waren – wie mir der große Meister versicherte –, etliche Kartons mit künstlichen Zähnen, Tiegelchen mit Zahnzementmaterial und Flüssigkeiten, kleine Fläschchen mit Plombenfüllungsmaterial, eine mehrfach geklebte Klistierpumpe, mit der Bohrlöcher und Mund ausgeblasen werden, ein Wattebausch, der bereits einen mehrfach gebrauchten Eindruck erweckte; aber das Glanzstück dieser Kollektion war zweifellos die Handbohrmaschine, welche durch eine biegsame Welle angetrieben wurde und die am anderen Ende der zweite Dentist durch Handkurbelung betrieb. Zwischen den »Fachinstrumenten« waren, in ein Leinentuch eingeschlagen, noch eine Portion Reis sowie ein zusammengelegter Brotfladen.

Wie überall, erwecken solche »Dentisten« zwar Angst und Schrecken, genießen aber auch hohes Ansehen und bei entsprechend starken Schmerzen auch höchste Bewunderung als letzte Retter in der Zahnnot. Bei Omar hatten die beiden Gesellen nicht sonderlich viel Glück, denn die Kinderschar war gleich nach ihrer Ankunft weitab ins Freie geflüchtet, weil sie die Burschen kannte. Selbst mitgebrachte goldene Zahnkronen, die sie üblicherweise willkürlich für die betreffenden Zähne zurechthämmern, ließen unseren bärtigen Weggefährten nicht weich werden. Omar quittierte alle Dentisten-Angebote mit permanentem Kopfschütteln, bis die zwei Dentisten Geduld und Interesse verloren, ihren Wunderkasten wieder mit einem Lederriemen zubanden – und nach einer hastigen Verabschiedung verärgert verschwanden. Sie nahmen den Weg zum nächsten Dorf, wo sie – wie wir später erfuhren – mehr Glück hatten und zwölf Zähne ziehen durften. Wir aber legten uns zur Ruhe.

Gegen 1 Uhr nachts schlugen abermals die Hunde an und machten pausenlos derartigen Lärm, daß sich schließlich Omar von seinem Schlafplatz erhob und zu einem der beiden Fenster trat. Im fahlen Mondlicht konnte ich erkennen, daß er eine Maschinenpistole in der Hand hielt.

Lauernd beobachtete er wie durch eine Schießscharte das ganze Vorfeld und den steilen Hang. Plötzlich brüllte er mit voller Lautstärke einen kurzen Satz in diese Mondnacht hinaus, der so laut ausfiel, daß es den neben mir schlafenden Ali hochriß. Wie versteinert standen dann meine zwei Kurden gemeinsam am Fenster, bis endlich eine Antwort aus der Nacht kam: für mich unverständliche Worte, die sich wie Losungsworte anhörten und Omar zu hastiger Eile antrieben. Er nahm meine Taschenlampe, schlüpfte in seine Schuhe und rannte den Hang hinunter – seine Maschinenpistole war wohlweislich dabei. Drei Hunde begleiteten den Kurden, wir legten uns wieder nieder. Auch Ali wußte über diese Vorgänge nicht Bescheid und vermochte die so laut gebrüllten Worte auch nicht zu übersetzen.

Lange mußten wir dann nicht warten, bis die Türe aufgerissen wurde, Omar die Petroleumlampe anzündete und dreißig bis zu den Zähnen bewaffnete Pesch Merga in unseren Schlafräum hereindrängten. Ich wußte nicht, was das alles zu bedeuten hatte, dann aber kommandierte der Hausherr, ganz eng zusammenzurücken. Schnell wurde Essen zubereitet, und ein Wasserkrug machte die Runde unter dieser erschöpften und müden Einheit. Siebzig weitere Pesch Merga hatten sich in der Zwischenzeit in den beiden Nebengebäuden und Ställen sowie im Vorraum niedergelegt. Sie waren eine Hundertschaft irakischer Kurden, die sich auf dem Weg in den Iran befanden und über Omars »Frontleitstelle« Nahrung und den richtigen Weg über die Grenze suchten. Es wurde debattiert und geredet, wobei Khomeini, Barzani und Sami immer wieder genannt wurden. Die Hundertschaft war von einer iranischen Kurdengruppe gegen Handgeld als eine Art »Söldner«-Schar angeheuert worden, eine ehrenhafte Aufgabe. Den Kurden ist das Waffen- und Kriegshandwerk angeboren, es nimmt höchsten sozialen und gesellschaftlichen Rang ein. Die Kurden bleiben auch als Kampftruppe meist im Stammesverband ihrer Väter, Brüder und Söhne, wenn ihre Waffenhilfe von irgendeiner Seite gegen bare Münze verlangt wird. Der Stammes- oder Dorfscheich übernimmt die Vertragsab-

schlüsse, die Männer müssen grundsätzlich gut ausgerüstet und gesund sein. Verlangt werden »gängige« Waffen, für welche der Munitionsnachschub kein Problem ist. Es gibt nur einen Mann, den Scheich, in der ganzen Schar, der mehr – das Doppelte – bezahlt bekommt, alle anderen Männer bekommen einen Einheitssold, der meist pro Kopf und pro Monat ausgehandelt wird. Die persischen Schah-Dollarmilitionen lockten Zehntausende dieser Kurden aus Syrien, dem Irak und der Türkei in den Iran, wo sie auf Soldbasis gegen Khomeinis Truppen kämpfen. Nebenbei wird diesem Kampf natürlich auch noch das Banner des Freiheitskampfes beigegeben, so daß die ideologische Linie gewahrt bleibt. Diese Söldnertradition reicht sehr weit in die Kurdengeschichte zurück und ist eine völlig legale Sache in fast gleicher Form, wie man sie zum Beispiel im Jemen vorfindet. Nur fehlte es in den letzten Jahrzehnten an zahlungskräftigen Auftraggebern.

Trotzdem sind dies Nebenerscheinungen im Freiheitskampf der Kurden, welche die Grundlinie der generellen Bewegung nicht verfälschen, sondern eine mehr oder weniger vorübergehende Tatsache darstellen, die nach dem Versiegen dieser rätselhaften Summen wieder verschwinden wird. Vorläufig spielen diese Kurden-Söldner aber noch eine Rolle und stellen einen Faktor in diesem Kampf dar, weil damit Kräfte mobilisiert wurden, die ansonsten nie zu einem Kampfeinsatz gekommen wären. Ganze Kurdendörfer wurden manchmal über Nacht leer, und nur die notwendigsten Männer für die Feldarbeit blieben zurück. Weitreichende militärische Entscheidungen werden aber nur von den hart gedrillten Befreiungsarmeen der einzelnen Kurdengruppen erzwungen, die auch in der modernen Guerillakampftechnik geschult und deshalb weitaus erfolgreicher und vor allem erfahrungsreicher bei Kampfeinsätzen sind als die nur traditionsgebundenen Kurden.

Die sogenannten »Bergtürken«

Die Kurden im osmanisch-türkischen Herrschaftsbereich haben in der Geschichte ihrer Stämme ein besonders hartes und bitteres Martyrium zu erdulden gehabt, das merkwürdigerweise genau 1021 Tage lang mit einem historisch prominenten Deutschen verbunden war.

Im Jahre 1835 unternahm der preußische Generalstabs-Hauptmann Graf Helmut Moltke eine »Studienreise« nach Konstantinopel, wo er offiziell mit allen Ehren und Annehmlichkeiten empfangen wurde. Historiker bezweifeln zwar den vorerst privaten Charakter dieser Reise des späterhin weltweit bekannten Feldmarschalls, denn der damalige deutsche Gesandte am Goldenen Horn stellte den fähigen Offizier sehr schnell dem Kriegsminister des Osmanischen Reiches, Chosref Pascha, vor. Graf Moltke wurde dazu bewogen, seine Heimreise zu verschieben, nachdem es ihm gelungen war, sein exzellentes militärisches Fachwissen diesem zweitmächtigsten Mann in Konstantinopel darzulegen. Es kam innerhalb von zwei Wochen zu einer regelrechten »Versetzung« des Generalstabs-Hauptmannes in die Türkei, mit dem Auftrag, die türkische Armee zu verbessern und auf einen europäischen Standard zu bringen. Moltke stürzte sich mit wahrer Begeisterung auf die neue Aufgabe und führte nacheinander das preußische Reglement ein, stellte neue Milizeinheiten nach neuem System auf, brachte die erste Mathematik in die osmanische Artillerie, die teilweise noch mit Marmorkugeln schoß, und forderte weitere vier preußische Instruktionsoffiziere zur Unterstützung seiner Reorganisationsarbeiten an, was ihm von beiden Seiten bewilligt wurde. Es war sicherlich kein Zufall, sondern ein politisches Konzept, daß sich diese militärische Zusammenarbeit zwischen Deutschland und dem Osmani-

schen Reich sehr eng und freundschaftlich gestaltete, wobei Moltke als erster Europäer sämtliche nur erdenklichen Vollmachten besaß.

Konstantinopel hatte auch in jenen Jahren sehr große Schwierigkeiten mit den Kurden, die immer wieder kriegerisch aufbegehrten. Moltke wurde bei diesen Feldzügen gegen die Kurden beigezogen, und es gibt da eine ganze Reihe von Berichten und Legenden, die über den persönlichen, tapferen Einsatz bei der Erstürmung von Kurden-Festungen erzählen. Auf diese praktische Art brachte der Generalstäbler seinen türkischen Offizierskollegen die Grundbegriffe von Strategie und Taktik bei und verschaffte so diesen Expeditionsarmeen etliche Erfolge. Seine Uner-schrockenheit sowie seine kniffligen militärischen Ideen und Tricks polierten an seinem Ruf, während Moltke tatenlos, aber mit Schrecken, oftmals beobachtete, wie die osmanischen Offiziere Steuern eintrieben oder wie sie mit Gewalt bei den militärisch unterworfenen Stämmen Rekrutierungen vornahmen, die brutaler nicht hätten sein können. Um den Kampfwillen ihrer Truppen anzustacheln, setzten die türkischen Offiziere Erfolgsprämien für abgeschnittene Köpfe oder Ohren ihrer Feinde aus, und selbst für präsentierte Säuglinge wurden bis zu 100 Piaster an die »siegreichen« Soldaten ausbezahlt. Da die Sieger für die gefangenen und verwundeten Kurden grundsätzlich nicht sorgten, besorgten Moltke und seine preußischen Offiziere manchmal auf eigene Kosten Lebensmittel und Medikamente, um so diesen Ärmsten zu helfen.

Kritiker jener Zeit haben zwar festgestellt, daß die Tätigkeit Moltkes weit über das Ausmaß eines ausländischen Instruktionsoffiziers hinausging, nachdem er aktiv an Kriegshandlungen teilgenommen hatte, was ihm – nüchtern gesehen – den Charakter eines Söldners verlieh. Diese Feldzüge hatten auch den Sinn, die kurdischen Fürsten zu entmachten und genügend Rekruten für die osmanische Taurusarmee auszuheben, was regelrechten Sklavenjagden glich – wie Moltke selbst berichtete.

Bei Kriegshandlungen kam es aber immer häufiger vor,

daß die gewaltsam ausgehobenen kurdischen Truppen im entscheidenden Moment auf ihre eigenen Offiziere schossen, sie warfen ihre verhaßten Uniformen weg und sperrten – sie waren mit ihren Waffen desertiert – die Schluchten und Pässe für die nachfolgenden Truppen. Im Chaos nach der verlorenen Schlacht von Nisib hätte Moltke beinahe Anschluß und Ausweg verpaßt, und nur mit einer horrenden Geldsumme beschaffte er sich und seinen Begleitern frische Pferde, um quer durch Anatolien an die Küste zu reiten, wo er mit knapper Mühe ein österreichisches Dampfboot erreichte, das ihn in Sicherheit brachte. Die letzten Niederlagen der osmanischen Streitkräfte wären vermeidbar gewesen, wenn die osmanischen Offiziere auf Moltkes dringliche Ratschläge gehört hätten. Um sich eine Vorstellung über den Bildungsgrad dieser türkischen Heerführer zu machen: Ein Tscherkessengeneral pflichtete in einer Diskussion Moltke nur höflichkeitshalber bei, daß die Erde rund sei, und lachte nachher in seiner Umgebung über diese preußische Einbildung aus vollem Halse. So dauerte Moltkes tatkräftige Hilfe in der Türkei genau 1021 Tage.

Die damaligen europäischen Großmächte Frankreich, England, Österreich und Rußland forderten den osmanischen Großherrn ultimativ auf, endlich Ruhe und Ordnung in seinem Reich zu schaffen, und so wurde ein neuerlicher Feldzug nach Kurdistan begonnen, der merkwürdigerweise wieder unter der Führung eines Europäers stand, der zwar den Namen »Omar Pascha« trug, aber ein desertierter österreichischer k. u. k. Oberleutnant war – Michael Latas –, der bei Beförderungen einige Male übergangen worden und deshalb zu den Türken übergelaufen war. Dort brachte er es bis zum General und Feldherrn mit sehr beachtlichen Erfolgen.

In den Jahren 1855/56 versuchten die Kurden unter der Führung ihres Idols Jezdan Cher, mit einem sehr gut organisierten Aufstand gegen die Türken ein Großkurdistan zu verwirklichen. Auch die Nestorianer kämpften auf ihrer Seite. Die Kurden setzten in ihren Gebieten eine eigene Verwaltung ein, doch kam dieser Versuch zu spät. Die

europäischen Großmächte waren an einer Stabilisierung des Osmanischen Reiches mehr interessiert als an einem unsicheren abgesplitterten Staat.

Später kam dann 1875 die jungtürkische Bewegung an die Macht, die sich der Kurden als Werkzeug bedienen wollte. Deren ungezügelter Wildheit und kriegerisches Temperament waren Anregung und Grundlage für die Idee, aus Kurden eine Art von türkischen Kosaken zu bilden. Zum Teil verwirklichte man diese kurdischen Reiterregimenter tatsächlich, die aber letztlich 1895 als Hauptwaffe zur Liquidierung und Vertreibung eines ganzen Volksstammes verwendet wurden – dem der Armenier. In der ostanatolischen Metropole Van wurde das armenische Christenviertel der Stadt niedergebrannt und innerhalb der nächsten fünf Monate sollen an die 100.000 armenische Christen grauhaft abgeschlachtet worden sein, zum Großteil auch im Inneren ihrer Kirchen, in die sich die Verfolgten geflüchtet hatten. Die modern bewaffneten Kurden-»Kosaken« wurden aber allmählich auch zur Gefahr für die Türken selbst, weil sie nicht immer nur allein für die türkischen Interessen eintraten.

In Ostanatolien hatte sich in Ersindjan Zeki Pascha wie ein etablierter Kurdenherrscher eingenistet, und es war ein offenes Geheimnis, daß die Kurden damit nochmals versuchen wollten, ein Kurdistan vom Osmanischen Reich abzuspalten. Besonders in der Studentenschaft machten sich Bestrebungen bemerkbar, die Feindschaften und Rivalitäten zwischen den einzelnen Kurdenstämmen auszugleichen, um so besser ans Ziel zu kommen: einig, den Türken mit Gewalt entgegnetreten zu können.

Die britische Kolonialpolitik setzte manchmal Akzente, den kurdischen Unabhängigkeitswillen zu unterstützen, aber für London waren die Kurden letzten Endes doch nur eine Figur in diesem Mittleren-Osten-Schachspiel.

Noch im Ersten Weltkrieg führten die Türken – nach dem Zusammenbruch der letzten osmanischen Strukturen in Anatolien – die Nationalitätenfrage radikal zu einer Endlösung. Völkermord ist die einzig richtige Bezeichnung für

das, was unter den harmlos getarnten »Umsiedlungsaktionen« geschah. Die armenische Intelligenz wurde reihenweise verhaftet und »evakuiert«. Überall im Land begann die Jagd nach den armenischen Christen, die man zur mesopotamischen Wüste trieb. Flöße mit flüchtenden Frauen, Greisen und Kindern wurden versenkt, Kinder und Mädchen wurden auf Sklavenmärkte gebracht, und allein in einer Schlucht fanden nahezu 28.000 »evakuierte« Armenier den Tod: Sie wurden von Soldaten mit der blanken Waffe erstochen und erschlagen. Von den fast zwei Millionen Armeniern haben knappe 180.000 diese Massaker überlebt.

In ähnlicher Art verfuhr man mit den Kurden, die man zwangsweise aus ihren Stammesgebieten aussiedelte. 750.000 Kurden wurden so entwurzelt und mit Gewalt in nichtkurdische Gebiete aufgeteilt. Alle Kurden, die auch nur versuchten, in ihre alten Stammesgebiete zurückzuziehen, verfielen einer gerichtlosen Todesstrafe, die jeder Soldat oder Polizist in Eigenregie vollziehen konnte. Jede noch so geringe nationale kurdische Regung, sei es in Versammlungen, Ansprachen oder sonstigen heimlichen Zusammenkünften, wurde rücksichtslos mit dem Tode bestraft. Tausende Kurden wurden zu Zwangsarbeiten für Straßenbauten zusammengetrieben.

Das Osmanische Reich ist endgültig im Jahre 1919 zusammengebrochen, es fiel buchstäblich auseinander. Im Friedensvertrag von Sévres wird die Errichtung eines armenischen Staates festgelegt, und der bekannte britische Politiker Lloyd George verkündete energisch und lautstark im Plenum des Unterhauses, daß auch die Kurden das Recht auf eine nationale Identität hätten. Artikel 62–64 dieses ominösen Friedensvertrages hielten die Bedingungen für einen unabhängigen, von der Türkei losgelösten Kurdenstaat fest, und dem Völkerbund wurde die Verwirklichung dieses Vertrages wärmstens empfohlen.

In Wirklichkeit kam es natürlich ganz anders. Der Völkerbund war damals eine ebenso ohnmächtige Institution, wie es heute die UNO ist.

Im Frühjahr 1919 startete einer der fähigsten türkischen

Generäle (Kurdenurteil: der größte Schlächter und Homosexuelle aller Zeiten), Mustafa Kemal, einen Staatsstreich und vertrieb die restlichen ausländischen Truppen aus der Türkei. Er predigte seinen Landsleuten eine Türkei der Türken mit allen nur denkbaren nationalen Registern. Wie ein Wirbelsturm fegte er mit seinen Truppen, die ihn anhimmelten und ihm mit Begeisterung folgten, die provisorische armenische Regierung aus dem Land, setzte sich selbst zum Diktator ein und verjagte den letzten Sultan. So wurde aus dem Osmanischen Reich eine Republik Türkei.

Mustafa Kemal Pascha, besser bekannt unter dem Namen Kemal Atatürk («Vater der Türken»), hatte mit seiner türkischen Revolution Erfolg, verwarf den Vertrag von Sévres und strich alle Auflagen bezüglich der Armenier und Kurden. Die Einheit der türkischen Nation war alles. Ab sofort gab es auch die Bezeichnung »Kurden« in der Türkei nicht mehr, sondern sie wurden schlicht und einfach »Bergtürken« genannt, die ihre ursprüngliche türkische Sprache vergessen hätten. Es wurde offiziell in Abrede gestellt, daß es sich um ein eigenständiges Volk mit eigener Kultur und Sprache handelte. Kemal Pascha verhängte eine hermetische Sperre Ostanatoliens, um so ohne Zeugen das Kurdenproblem einer Endlösung zuführen zu können. Westliche Diplomaten und Kenner des Kurdenproblems sprechen davon, daß Atatürk mehr als 600.000 Kurden radikal abschlachten ließ – niemand im Westen erhob Anklage gegen diesen eklatanten Völkermord, denn Europa war daran interessiert, mit dem neuen starken Mann am Bosphorus die besten Beziehungen zu unterhalten. Noch dazu übernahm Kemal Pascha den Fortschritt der abendländischen Kultur in seine türkische Nationalrevolution, schaffte den Schleier der Frauen ab, und europäische Gewohnheiten und Bräuche fanden Eingang in die Türkei. Die Türkei war salonfähig geworden und wurde zum Partner des Westens. Noch heute werden Denkmäler und Büsten dieses »Vaters der Türken« nachts von den Sockeln gestoßen und zertrümmert; er gilt als einer der von den Kurden meistgehaßten Männern.

Mit einer Brutalität ohne Beispiel haben die Türken versucht, die lästigen Fragen der Armenier und Kurden mit Strömen von Blut vom Tisch zu wischen. Niemand wagte es im Völkerbund, dagegen etwas zu unternehmen. Keine einzige Intervention erfolgte, man legte Wert auf harmonische diplomatische und wirtschaftliche Beziehungen und ignorierte geflissentlich alle beunruhigenden Meldungen. Entspannung unter allen Bedingungen! Das war die Parole in den beiden Jahrzehnten nach dem Ende des Ersten Weltkrieges. Welch verblüffende Parallele zu unserem Jahrzehnt, wo unsere UNO sich gleich wie einst der Völkerbund verhält, wo man über Verletzungen der Menschenrechte und Genozid gelangweilt hinwegsieht und nur Phrasen drischt.

Die Kurden haben sich von dieser entsetzlichen Dezimierung nach einigen Jahrzehnten zahlenmäßig erholt. Speziell nach dem Zweiten Weltkrieg begann die politische Organisation der kurdischen Freiheitsbewegung mit tauglicheren Mitteln als je zuvor. Inzwischen ist Kemal Atatürk nur noch Legende, und heute macht die Türkei einen selbstzerfleischenden politischen Eindruck, wo Mord und Terror an der Tagesordnung stehen, wo die Wirtschaft ihren Bankrott erklärt, wo nur noch die Mitgliedschaft zur NATO den Westen zur Hilfe bzw. Überlebenshilfe veranlaßt. Der Großteil der türkischen NATO-Streitkräfte ist im türkischen Teil Kurdistans stationiert, weil der Haß und der Freiheitswille dieser Volksstämme ungebrochen geblieben ist. Anstelle der kurdischen Stammesrivalitäten von einst traten aber nunmehr die politischen Rangeleien innerhalb der Kurden. Es gibt in der Türkei nicht weniger als zwölf verschiedene politische Kurden-Parteien, selbstverständlich im Untergrund. Diese politische Zerstrittenheit vom äußersten rechten bis zum äußersten linken Flügel läßt den Kurden keine Chance zur nationalen Einheit, nicht einmal zur Einheit innerhalb der Türkei. Trotz verschiedener Bemühungen ist kein einheitlicher Nenner zu finden, weil heute politische Ideologien die Funktion der einstigen Stammesfeindschaften verdoppelt haben.

Graf Helmut Moltke hat in einem seiner Briefe geschrie-

ben: »Die Kurden würden unbezwinglich sein, wenn sie vereint wären.« Graf Westarp studierte die Kurden bereits vor dem Ersten Weltkrieg und meinte: »Die Kurden wären das zur Führung im Nahen Osten berufene Volk.«

Vielleicht haben beide Männer recht gehabt und mit wenigen Worten den Kern der Problematik ganz richtig erfaßt.

Institut kurde de Paris

Zurück mit den Teppichsmugglern

Ich hockte zusammen mit Ali vor Omars Steinhütte, hoch oben am Steilhang, und unterhielt mich mit den Führern der nachts angekommenen irakischen Pesch-Merga-Hundertschaft, die gerade ihre Verpflegung auffüllte und sich für den Weitermarsch in den Iran fertigmachte. Derartige massiv bewaffnete Einheiten haben bei den Grenzübergängen kaum Schwierigkeiten. Die Grenzposten umfassen höchstens zehn Mann, die froh sind, wenn sie am Leben bleiben, sobald eine solche Hundertschaft mit schußbereiten Waffen passieren will. Aus den verschiedenen Übersetzungen konnte ich entnehmen, daß die meisten Pesch Merga bereits von den monatlichen Soldzahlungen träumten, wobei sie sich noch nicht ganz einig waren, was sie dafür dann kaufen würden. Ein Vater mit seinen drei Söhnen (der vierte Sohn war daheimgeblieben, um mit den Frauen und Kindern die Felder zu bestellen) rechnete eifrig den versprochenen Gesamtverdienst der kommenden Monate zusammen, mit dem sich die Familie einen kleinen Traktor nach ihrer Heimkehr kaufen wollte.

Der Motorenlärm eines Autos war zu hören, und bald darauf sahen wir die braune Staubfahne längs der schmalen Karrenstraße tief unter uns näherkommen. Omar richtete sich auf und rief mit dröhnender Stimme hinunter zu seinem Schafhirten, daß der Wagen auf der Rückfahrt auf Ali und mich warten solle. Dieses »Ortstelefon« funktionierte wunderbar, denn gleich darauf stoppte der Hirte den Wagen und rief zu uns herauf, daß das Fahrzeug in 20 Minuten vom nächsten Dorf zurückkommen werde. Eilig packten wir zusammen, die Verabschiedung von Omar – dem treuen Begleiter und Retter aus etlichen Nöten – fiel kurz und herzlich aus. Dann trabten Ali und ich die steilen Serpenti-

nen des Pfades talwärts. Neben einer behelfsmäßigen Brücke warteten wir im Schatten von einigen Sträuchern, als vom anderen Berg herunter auch wieder die zwei Dentisten mit ihrem Holzköffchen anmarschiert kamen und gleichfalls mitgenommen werden wollten.

Nach einer halben Stunde ratterte der japanische Pritschenwagen endlich an. Das Führerhaus war bereits mit Kurden vollgestopft, so kletterten wir auf die offene Lade-
fläche, und die Fahrt entlang des Baches begann. Bei den nächsten Steinhütten kamen weitere Passagiere, und ich traute meinen Augen nicht, als dann nacheinander aus den Gebüsch des Bachbettes die mir von der Grenze her bekannten Teppichsmuggler auftauchten und den Wagen anhielten. Zu zweit holten sie hastig immer wieder die hinter den Sträuchern versteckten Teppichballen hervor, so daß unser Auto sehr schnell überladen war. Die Schmuggler hatten es nach unserer Grenzüberquerung doch noch geschafft, den Unteroffizier zu bestechen, und waren später mit einer Maultierkarawane eilig über die Berge gekommen, allerdings auf einer etwas anderen Route. Die Begrüßung fiel so freundlich wie bei alten Bekannten aus, nur mußten wir uns die Gesichter manchmal mit Tüchern eilig abdecken, wenn der Wind von hinten die dichten Staubwolken über uns trieb. Über rumpelige ausgewaschene Felsbänder ging die Fahrt im Slalom zwischen herabgestürzten Felsbrocken und dann in engen Haarnadelkurven den ersten Paß hinauf und auf der anderen Seite hinunter. Eine gnadenlose Bergwelt, wo man kaum ein paar Bewohner sah, denn diese winzigen Steinhüttendörfer lagen sehr weit auseinander. Bei einer steil abschüssigen Kurve gab es plötzlich Schwierigkeiten. Das rechte Vorderrad des Wagens blockierte, die Bremsbacken lösten sich nicht mehr. Der Fahrer hielt erschrocken an, weil er das Auto nicht mehr zu lenken vermochte. Insgesamt waren wir 19 Passagiere, die nun alle neugierig und mißmutig das Fahrzeug verließen und dem Chauffeur zusahen, wie er mit einem Minimum an Werkzeugen daranging, das defekte Rad abzumontieren und die glühend heiße Bremstrommel auseinanderzubauen.

Um 14 Uhr ging in der kleinen Stadt der Bus nach Van ab, den wir rechtzeitig erreichen sollten. Mir ging es darum, so schnell als nur möglich aus diesem türkisch-iranischen Grenzstreifen zu verschwinden, weil es da von Militär, Polizei und Geheimdienstleuten nur so wimmelte und ein Europäer zwangsläufig Aufsehen erregte. So sah ich mit banger Miene der Reparaturarbeit zu. Da kein Wagenheber vorhanden war, mußten wir alle mit einem Ruck die eine Wagenseite hochheben, während einer der Teppichschmuggler behende unter das Auto kroch und schnell einige Felsbrocken unter der Vorderachse übereinander legte. Das Rad löste sich sehr schnell, weil es von Haus aus nur noch mit zwei Schrauben festgemacht war, doch bei der Bremsstrommel schieden sich die Geister. Mit einer Brechstange, einem Hammer, Schraubenschlüsseln und faustgroßen Steinen rückten sie diesem runden Ding zu Leibe. Nach einer vollen Stunde Arbeitszeit gähnte uns die Bremsstrommel vorwurfsvoll mit allen Federn, Backen und sonstigen Innereien entgegen. Ich schielte heimlich nach der Uhrzeit. Da sich alle Reparaturbeteiligten über den weiteren Verlauf nicht einig werden konnten und im Zuge der Bemühungen auch noch eine Feder gebrochen war, traf der Wagenlenker ein salomonisches Urteil und riß damit die Führung dieser Vorderrad-Bremsstrommel-Reparaturarbeiten mühelos wieder an sich. Er räumte mit seinem Schraubenzieher alle beweglichen Teile aus dem Inneren der Bremsstrommel und baute den Rest wieder zusammen, das Rad blieb einfach ohne Bremse.

Kurz darauf setzten wir johlend vor Freude die Fahrt fort und erreichten drei Stunden später zuerst die Asphaltstraße und kurz darauf die kleine Stadt. Ich war dort der einzige Europäer und fiel dementsprechend auf. In der kleinen Bank wechselte ich noch Dollars um, was die ganze Bankbesatzung auf die Beine brachte. Nacheinander sahen sie sich meine vorgelegten Geldscheine an, hielten sie gegen das Licht, knitterten mit hingehaltenem Ohr das Banknotenpapier und musterten dann abschließend mich und meinen Reisepaß. Fein säuberlich legte der Kassier dann

meine Dollar in eine leere Schublade und zahlte mir das türkische Geld aus.

Pünktlich fuhr der Bus von dieser kleinen Grenzstadt in Richtung Van ab. Und auch dort traf ich wieder meine alten Bekannten, die Schar der Teppichschmuggler, die mit dem Busfahrer noch wegen des Gepäcktarifes für ihre schweren Teppichballen herumstritt.

Ich war gerade eingenickt, als nach der halben Wegstrecke unser Bus durch eine Straßensperre angehalten wurde, wo bereits ein halbes Dutzend anderer Fahrzeuge auf die Kontrolle wartete. Ein Militäroffizier mit einem bewaffneten Soldaten in Begleitung stieg in unser Fahrzeug und ließ sich von jedem einzelnen Fahrgast die Personalpapiere zeigen. Als einziger Nicht-Türke erregte ich das besondere Interesse dieses Offiziers. Langsam und aufmerksam las er sämtliche Stempel in meinem Reisepaß durch, prüfte eingehend den Einreisestempel am Flughafen von Istanbul und verglich noch abschließend das Paßfoto mit meinem Gesicht. Er schien zu zögern und wußte nicht recht, was er tun sollte, als der Buschauffeur von vorne ganz ungeduldig zu uns nach rückwärts rief, wie lange es noch dauern würde, bis er seine Fahrt fortsetzen könne. Zögernd, als wäre er im Zweifel, gab mir der Offizier dann meinen Paß zurück, und gleich darauf rollte der Bus weiter nach Van, wo wir drei Stunden später eintrafen.

Van ist die Metropole der östlichen Türkei, und diese lebendige Stadt hat nicht nur eine ganze Reihe historischer Schwerpunkte und kunsthistorischer Stätten, sondern sie ist auch eine der wichtigsten kurdischen Zentren in der Türkei. So manche kurdische Revolte ging von Van oder dieser Provinz aus, und so manche Niederlage oder Strafsanktion endete mit einem Blutbad in Van. Die Stadt strotzt von Militär und Polizei, und auch der türkische Geheimdienst unterhält in Van eine eigene Zentrale zur Überwachung der kurdischen Untergrundbewegungen sowie zur Aufdeckung des kurdischen Transitverkehrs von der Türkei in den Iran und Irak. Van ist nach außen hin eine freundliche und lebendige Stadt, die selbst von Touristengruppen sehr eifrig

besucht wird, aber Van ist gleichzeitig ein Pulverfaß, wo die türkischen Behörden nie wissen, ob die Lunte nicht bereits brennt. Die Kurden meinen ganz offenherzig: »Wenn wir eines Tages losschlagen, dann beginnen wir hier in Van!« Für mich hatte Van einen entscheidenden Vorteil, weil sich hier der östlichste türkische Flugplatz befand, von wo aus ich nach Ankara und Istanbul fliegen konnte.

Ali und ich fuhren mit einem Taxi in ein Hotel, das gleich um die Ecke neben dem Büro der Turkish Airlines lag, legten unser Gepäck ab und gingen in die Altstadt, um einige Kleinigkeiten zu besorgen. Wäre ich mit dem Bus weiter nach Westen gefahren, hätte ich mir sicherlich eine unangenehme Aufregung erspart. Als ich nämlich am nächsten Morgen meinen Flug nach Istanbul buchte und im Büro auch gleich mein Gepäck aufgeben wollte, winkten mir zwei gut gekleidete Herren aus der Ecke des Raumes freundlich zu und forderten mich auf, meine Rucksäcke sowie mein Handgepäck vor ihren Augen auszupacken. Sie waren zwei Beamte des türkischen Sicherheitsdienstes, die sich nun von der Schmutzwäsche bis zu den Paketen voller Filme alles zeigen ließen. Von der Zahnpastatube bis zu den Verschlüssen der Fotokameras, die belichteten Filme, Blechdosen, meinen Sack voller Medikamente, das Teleobjektiv der Filmkamera sowie meine restlichen Dextro-Traubenzuckerpackungen – alles mußte ich auf einem Tisch vorlegen. Stück für Stück wurde der Inhalt meines Gepäcks sorgfältig untersucht, ohne Hast und ohne Eile. Die Männer hatten Zeit und blätterten lächelnd meinen Paß durch, wobei sie sämtliche Ein- und Ausreisen in den verschiedenen Ländern fein säuberlich in ein Notizbuch eintrugen. Zwischendurch stellten sie mir so beiläufige Fragen wie, was ich hier in Van wolle, wo ich genau gewesen sei, wohin ich nunmehr fliegen wolle, wie es mir in der Türkei gefalle, ob ich privat oder als Journalist unterwegs sei... Ich gab die entsprechenden Antworten und schilderte mich in den buntesten Touristfarben, wobei ich ganz besonders die kunsthistorischen Stätten Ostanatoliens und deren Bedeutung lobend hervorhob. Sauer wurde ich lediglich, als der eine versuchte, einen

belichteten Film zu öffnen, um zu sehen, was tatsächlich in der Blechhülse sei. Beim Filmmaterial hören für mich jeder Scherz und alle Gemütlichkeit auf. Als der Beamte dennoch mit einem Taschenmesser die Blechkapsel zu öffnen begann, wurde ich unhöflich und ersuchte ihn energisch, nicht die Filme zu zerstören. Wenn er dennoch darauf bestehe, verlange ich unsere Botschaft in Ankara anzurufen, denn es sei wohl paradox, auf der einen Seite Touristen ins Land zu locken und auf der anderen Seite die Filme dieser Touristen unbrauchbar zu machen. Verdutzt sah mich der Mann an, ließ aber von seinem Vorhaben ab und suchte bei meiner Reiseapotheke weiter.

Allmählich merkte ich auch, woher der Wind wehte, denn ich wurde lauernd lächelnd gefragt, ob ich Interesse für Rauschgift habe oder vielleicht Drogen für meinen eigenen Bedarf mitführe. Mir fiel direkt ein Stein vom Herzen, ich lachte den beiden ins Gesicht: In diesem Punkt hatte ich ein reines Gewissen. Wenn es sonst nichts war, in dieser Richtung konnten sie ruhig mein Gepäck zerlegen.

Allerdings ist es eine bekannte Tatsache, daß viele junge Leute aus dem Westen und auch aus den USA sehr häufig nach Ostanatolien pilgern, um dort Haschisch oder auch härtere Drogen wie Opium und Heroin aus der Türkei, dem Iran und sogar Afghanistan – was mit regelrechten Karawanen bis in diesen Teil der Osttürkei geschafft wird – relativ billig einzukaufen.

Nach einer Stunde gaben die zwei Sicherheitsbeamten ihre Untersucherei auf, und ich durfte alles wieder einpacken. Der Reisepaß mit den vielen Visastempeln erregte aber nach wie vor ihr Mißtrauen. Schließlich war es aber hoch an der Zeit, den Bus zum Flugplatz abfahren zu lassen, und so ließen sie mich laufen, denn das Flugzeug konnten sie meinerwegen nicht über die flugplanmäßige Zeit hinaus zurückhalten.

Am Flugplatz begannen die Körperuntersuchungen, und noch am Vorfeld des Platzes unweit der bereits wartenden Maschine stand noch ein kleiner Tisch mit einem Polizeioffizier, der sich abschließend alle Pässe oder Personaldoku-

mente aller Passagiere abermals zur Prüfung vorzeigen ließ. Drüben am Absperrzaun stand Ali, mein Dolmetsch und Begleiter, ein Lehrer ohne Stellung, ein armer Teufel, der nur das besaß, was er am eigenen Leib trug. Ali ist ein fanatischer Kurde, der buchstäblich alles für die Kurdenbewegung tun würde, was auch von ihm verlangt wird. Schmal, schwächling, mit seinem Schnauzbart, der in dieses kleine Gesicht überhaupt nicht hineinzupassen schien. Die Verabschiedung fiel uns beiden schwer, weil die Erinnerung der gemeinsamen vergangenen Wochen noch allzu deutlich in uns lebte. Er heißt nicht Ali, so wie Omar nicht Omar heißt, denn die Kurden verwenden bei Aktionen ihrer Freiheitsbewegung – so wie es die französische Fremdenlegion handhabt – andere, angenommene Namen, um eine Identifizierung schwerer zu machen. Dort drüben stand Ali nun winkend am Absperrzaun und wartete, bis ich im Flugzeug verschwand. Ich hatte ihm noch am Vormittag einen größeren Geldbetrag geschenkt, damit er sich neu einkleiden und ein paar Wochen ohne zu hungern leben konnte. Zuerst lehnte er den Betrag entrüstet ab, aber dann gab er schließlich zögernd nach.

Ich flog von Van zuerst nach Ankara und dann nach Istanbul, wo ich in dem dort herrschenden Touristenrummel unbemerkt untertauchte. Von Istanbul aus nach Wien zu kommen, war nur noch eine Frage von einigen Stunden, dann hatte ich mein ganzes Material in Sicherheit.

Wenn eine ganze Kette von Risiken und Strapazen eine derartige Reise kennzeichnen, hängt man viel mehr am Erfolg, als wenn es sich um ein Thema leicht zugänglicher Art handelt, wo man notfalls entsprechende Fotos nochmals machen kann. Je ärger und schwieriger eine derartige Aufgabe ist, umso schöner und unbeschreiblicher ist nachher das Gefühl der inneren Genugtuung, wenn man es tatsächlich geschafft hat. Wie – und was dazwischen lag –, interessiert dann keine Chefredaktion mehr, was zählt, ist einzig und allein der Erfolg und sein Informationsinhalt, alles andere bleibt persönliches Erlebnis oder höchstens überflüssige Emotion.

Der »Kurdische Knoten«

Es steht leider ohne Zweifel fest, daß sich weder die dafür zuständigen internationalen Gremien – wie zum Beispiel die Vereinten Nationen – noch sonst irgendeine Nation, geschweige denn eine Großmacht, für die legitimen Wünsche und Forderungen der Kurden einsetzen. Die Menschenrechte werden seit Jahrzehnten in Kurdistan brutal und blutig mit Füßen getreten. Die Rechte einer ganzen kurdischen Nation auf Selbstbestimmung und Autonomie hat man hinter der höhnischen Fratze des internationalen Ölgeschäftes geflissentlich übersehen. Präsident Carters hehre Menschenrechtsdoktrin hört genau bei jenen Hemisphärengrenzen auf, wo seine wirtschaftspolitischen Interessen beginnen, und kein international bekannter Staatsmann hält es für nötig oder würde es wagen, in aller Öffentlichkeit die Einhaltung der Charta der Menschenrechte, zu der wir uns alle aus West und Ost scheinheilig bekennen, in der Kurdenfrage energisch einzufordern. »Es bringt nichts!« meinte ein westeuropäischer Außenminister, als er in einem Radio-interview dahingehend angesprochen wurde. Vielleicht sogar das Gegenteil – es würde vielen schaden –, denn die permanenten Ölströme sind für unsere Industrienationen weit wichtiger und interessanter als die rund 17 oder 18 Millionen Kurden im Nahen und Mittleren Osten.

Viele Freiheitsbewegungen haben jedoch nach jahre- oder jahrzehntelangen erbitterten und blutigen Kämpfen zu einem Erfolg geführt, und etliche Guerillaführer, die lange Zeit hindurch Gefängnisse bevölkerten und an erster Stelle in den polizeilichen Fahndungsblättern standen, wurden zu Regierungs- oder Staatsoberhäuptern, vor denen man heute eilig den roten Teppich ausrollt. So taucht unwillkürlich die Frage auf, warum gerade den Kurden, die in einem für den

Guerillakrieg prädestinierten geographischen Gebiet seit langen Jahren operieren, jeder größere Erfolg versagt bleibt, obwohl der Kurde an und für sich ein ausgesprochen tapferer und einsatzfreudiger Krieger ist.

Analytiker haben für diese begrenzten Erfolge etliche Gründe gefunden. Die tribalistische Struktur und Gesellschaftsordnung der Kurden in Kurdistan ist trotz gemeinsamer Ideologie nach wie vor ein Bremsselement, weil oftmals bei bedeutenden Entscheidungen die tribalistischen Interessen immer wieder durchschlagen. Die begonnene politische Schulung und Organisation zeigt erst sehr bescheidene Früchte und kommt noch nicht so richtig zum Tragen. Das Stammesdenken steht dem einzelnen Kurden in der Praxis des Lebens noch immer weit näher als jede noch so überzeugende politische Doktrin. Die daraus entstehenden Stammesrivalitäten führten in manchen Fällen geradezu zu einer Stammesfeindschaft, bei der der betreffende feindliche Stammesangehörige wichtiger war als der gemeinsame unterdrückende Feind von außen. Speziell bei solch kriegerischen Völkern, die zweifellos von einer erstaunlich hohen Ethik und einer beispiellosen Moralauffassung durchdrungen sind, wo persönlicher Mut und Tapferkeit als Grundeigenschaften angesehen werden, spielte in der Vergangenheit immer wieder die überragende Führerpersönlichkeit eine maßgebliche Rolle. Persönlichkeiten, die nicht nur schlau und tapfer, sondern auch noch einen konzeptartigen politischen Überblick besitzen, sind die lebenden Götter derartiger Kriegsvölker. Sie müssen das Vorbild sein, sie reißen ganz einfach die Massen mit, sie scheinen einen schier unbesiegbaren Mythos auszustrahlen, und sie sind dann auch gewöhnlich der Garant für den angestrebten Sieg. Es existiert bei den Kurden jedoch derzeit keine überragende und mitreißende Persönlichkeit.

Bei den Kurden kommt noch ein weiterer Grund dazu, der diesen »Gordischen Knoten« zu einem »Kurdischen Knoten« hoffnungslos verwirrt: Die Kurden in den verschiedenen Staaten wie Iran, Irak, Türkei und Syrien verfolgen engstirnig ihre – wenn man so sagen will »nationa-

len« – Interessen und lassen jede gesamtkurdische Solidarität vergessen. Die Folge ist eine Aufsplitterung in die verschiedenen Freiheitsbemühungen.

Die türkischen Kurden sind politisch durch ihre zwölf Parteien völlig aktionsunfähig und auch unglaublich geworden. Es sind auch in den letzten Jahren keine nennenswerten Aktionen gemeldet worden. Der türkische Teil Kurdistans versucht, mit seiner Transitrolle für die Brüder in Persien sowie im Irak helfend einzugreifen. Man will zuwarten, bis der richtige Moment für eine Erhebung kommt. Obwohl es in der Türkei beinahe mehr Kurden gibt als in den anderen Ländern zusammen, hält die türkische Armee in Ostanatolien mit modernster NATO-Kriegsausrüstung jeden Versuch der Erhebung nieder.

In Syrien bilden die Kurden eine absolut unbedeutende Minderheit, die in den letzten zehn Jahren fast nie in Erscheinung getreten ist, um ihre Rechte zu reklamieren.

Im Iran beginnen die Kurden gleichfalls einen tragischen und uneinheitlichen Weg zu beschreiten. Es existieren heute in Persien vier bis fünf verschiedene Kurdengruppen mit unterschiedlicher politischer Orientierung. Und selbst der augenblickliche Hauptfeind Khomeini vermochte es nicht, diese verschiedenen iranischen Kurden indirekt auf einen Nenner zu bringen. Manchmal halten die Kurden in Iran und Irak zusammen, dann aber wieder herrschen eifersüchtige Machtrivalitäten vor, wobei es nicht selten auch zu direkten kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen diesen Gruppen und Grüppchen kommt. Die Quellen der Hilfslieferungen und persönliche Machträngeleien sind in erster Linie Ursache dieser Uneinigkeit. Das Hauptquartier der gegen die iranische Armee und die »Revolutionswächter« kämpfenden iranischen Kurden lag etliche Monate hindurch auf irakischem Staatsgebiet und dann später unmittelbar an der iranisch-irakischen Grenze.

Die eine Gruppe erhält Waffen und Munition von den Sowjets und ist deshalb auch dementsprechend marxistisch ausgerichtet. Die anderen Gruppen erhalten Unterstützung sogar teilweise von der Irak-Regierung, dem obligaten

Erzfeind des Irans, oder aber von irgendwelchen »nationalistischen« iranischen Kreisen, die – wie bereits eingehend erwähnt – der persischen Offiziersvereinigung, den Exilpersern in Paris oder indirekt auch dem Schah Reza nahestehen. Zwischendurch macht sich verschiedentlich auch amerikanische Hilfe und Unterstützung bemerkbar, die über vertrauliche und geheime Kanäle einsickert, aber nicht von ausschlaggebender Bedeutung ist, sondern vielmehr Symbolcharakter trägt.

Die volle Tragik dieser Zerrissenheit der Kurden kommt aber am deutlichsten bei den Irak-Kurden zum Vorschein, dort zeigt sich die ganze Schizophrenie auf mehreren Ebenen. Das Hauptquartier der Irak-Kurden befindet sich die meiste Zeit im Iran, und die beiden Söhne des legendären Kurdengenerals Mullah Mustafa Barzani, Masoud und Idris, spielen eine merkwürdige Rolle in diesem heroischen Befreiungskampf.

Die Irak-Kurden (Kurdisch Demokratische Partei) hatten in den ersten Tagen des November 1979 325 Delegierte aus dem Irak sowie aus verschiedenen Ländern der Welt zum 9. Kongreß ihrer Partei in den Iran eingeladen. Wie die Ameisen kamen diese über die Hügel und Berge Anatoliens illegal anmarschiert. Masoud Barzani ist Präsident der KDP, während sein Bruder Idris Mitglied des Politischen Büros ist. Es kam zu sehr heftigen Debatten bei diesem Kurdenkongreß, bei dem in geheimer Abstimmung die verschiedenen Anträge und Punkte entschieden wurden. Darunter ist natürlich eine ganze Reihe phrasenhafter Entschlüsse, in denen beispielsweise die fortschrittlichen Parteien und Kräfte im Nahen und Mittleren Osten, aber auch in der Welt aufgefordert werden, den kurdischen Freiheitskampf zu unterstützen. Es wird die Fortsetzung des Befreiungskampfes versprochen und beteuert. Man legt den Kampf gegen das »faschistische« Regierungssystem im Irak fest, das man beseitigen will, um die Rechte der Minderheiten zu sichern. Man verdammt den gefeuerten Schah und lobt die islamische Revolution, die für die kurdischen Flüchtlinge im Iran sorgt! Man spricht auch von einer

allkurdischen Dachorganisation, in der alle Gruppen vertreten sein sollen, zwischendurch verdammt man generell den Imperialismus und den Faschismus. Es wird die gegenseitige Unterstützung gepredigt, aber gleichzeitig die Freundschaft mit der Islamischen Republik Iran beteuert; sie unterstützen die Palästinenser (wahrscheinlich moralisch) und verdammen die Israeli in den besetzten Gebieten ebenso wie das Abkommen von Camp David. Interessant werden die Phrasen aber, sobald die Sprache konkret auf die Probleme des iranischen Kurdistan kommt. Da wird plötzlich appelliert, diese Differenzen friedlich zu lösen; die iranischen Brüder werden aufgefordert, sich mit den Vertretern von Teheran für Verhandlungen an einen Tisch zu setzen. Völlig verschieden vom sonstigen Ton und Inhalt predigen die irakischen Kurden den iranischen Kurden die Einstellung aller Feindseligkeiten gegen die Khomeini-Truppen und propagieren eine friedliche Lösung, um zu den erstrebten Rechten der Autonomie zu kommen. Khomeini wird wörtlich als Retter im Kampf gegen das Schah-System und den amerikanischen Imperialismus gelobt. Außerdem wollen die Kongreßteilnehmer auch alle Befreiungsbewegungen in der Welt unterstützen, sie protestieren gegen die Vorgänge in Chile, sie bejubeln die Siege in Vietnam, Angola, Mozambique und Guinea Bissau, sie fordern die Freilassung aller politischen Gefangenen in der Welt, sie treten für eine Koexistenz ein, wollen die Atomwaffen verbannen, und im letzten – im 21. – Punkt dieser langatmigen Deklaration werden noch die Türken verdammt, weil sie einen Teil von Zypern besetzt haben.

So banal und winzig die Ergebnisse des 9. Kurden-Kongresses auch ausgefallen sein mögen, so eminent wichtig erscheint nur der Punkt 9, in dem die irakischen Kurden ihren iranischen Brüdern de facto die Treue und Zusammengehörigkeit aufgesagt haben und sich auf widersinnige Friedenser-mahnungen beschränken.

Auszug der Kongreßbeschlüsse mit dem wichtigsten Punkt 9:

KURDISTAN DEMOCRATIC PARTY – IRAQ
POLITICAL BUREAU
The Political Resolutions of the
9th Congress of
the Kurdistan Democratic Party-Iraq

9. The Congress backs the struggle of our Kurdish people in Kurdistan-Iran for his legitimate national rights and calls upon the Iranian Islamic Republic and the national Kurdish forces, under the leadership of the Kurdistan Democratic Party in Iran, to endeavour to stop military operations and reach a just peaceful and democratic solution that guarantees autonomy for Kurdistan-Iran within the Iranian Islamic Republic, and calls upon all Islamic, democratic and progressive Iranian forces to exert their utmost efforts in order to solve the Kurdish question peacefully, democratically and justly in accordance with the interests of the Iranian peoples and the Islamic revolution.

We declare our complete readiness to put all our capabilities at the disposal of both sides for the peaceful and just solution.

The Central Committee
The Kurdistan Democratic
Party-Iraq

11th November, 1979

Übersetzung

DIE POLITISCHEN BESCHLÜSSE
DES 9. KONGRESSES
DER KURDISCH DEMOKRATISCHEN
PARTEI – IRAK (NOV. 1979)

Der Kongreß unterstützt den Kampf des Kurdenvolkes im iranischen Kurdistan für seine legitimen nationalen Rechte und ruft die Iranische Islamische Republik sowie die nationalen kurdischen Streitkräfte unter der Führung der Kurdischen Demokratischen Partei Iran auf, sich zu bemühen, die militärischen Operationen zu beenden und eine friedliche und demokratische

Lösung zu finden, um eine Garantie für die Autonomie Iranisch-Kurdistans innerhalb der Iranischen Islamischen Republik zu erreichen, und rufen alle Moslems und die demokratischen und fortschrittlichen iranischen Streitkräfte auf, sich mit äußersten Bemühungen anzustrengen, die kurdischen Fragen friedlich zu lösen, demokratisch in Übereinstimmung mit den Interessen des iranischen Volkes und der islamischen Revolution.

Wir erklären unsere völlige Bereitschaft, alle unsere Möglichkeiten auf beiden Seiten für eine friedliche und gerechte Lösung anzubieten.

In der gesamten Kurdenschaft schlug die von Barzanis Sohn Idris durchgeboxte Entscheidung, die iranischen Kurden in ihrem Kampf gegen die Khomeini-Soldaten nicht zu unterstützen, wie eine Bombe ein. Das galt bei vielen Kurden als glatter Verrat, das war ein böser Schlag in das Gesicht der gesamten kurdischen Befreiungsbewegung. Die zwei »Barzani-Brothers« haben sich von Khomeini »kaufen« lassen, oder zumindest wurden sie von Teheran derart eingeschüchert und mit den noch in Westpersien lebenden 600.000 kurdischen Flüchtlingen erpreßt, die nach dem Verrat des Schah Reza vom Irak gekommen waren und noch immer dort leben. Die Kurden verstanden die Welt und ihre Führer nicht mehr. Die eigentliche Schuld für diese „verräterische“ Haltung wird dabei allein Idris Barzani und weniger Masoud angelastet.

Alle Faktoren dieses Befreiungskampfes und der damit zusammenhängenden Hintergrundmächte schienen am Kopf zu stehen. Khomeini unterstützte die Irak-Kurden, damit sie dem Erzfeind Persiens – der irakischen Regierung – im Irak gehörig Schwierigkeiten bereiten konnten, und forderte als Gegenleistung für diese Unterstützung völlige Neutralität im Kampf der iranischen Truppen gegen die Iran-Kurden, die hingegen wieder von Moskau, von der irakischen Regierung und von der Schah-Seite gesponsert werden – ein völliges Durcheinander.

Die Wirkung dieses 9. Kurden-Kongresses war dementprechend. Eine ganze Reihe von irakischen Kurdenstämmen und militärischen Verbänden waren auf ihre Führer

wütend, sie mißbilligten diesen Verrat und sagten sich los. Nicht nur das, viele irakische Kurden-Verbände liefen spontan zu den schwer kämpfenden Iran-Kurden über, um ihnen im Kampf gegen die Khomeini-Diktatur mit Waffen beizustehen. Aber nicht nur bei den kämpfenden Stämmen und beim Fußvolk machte sich die Empörung Luft, sondern auch in der obersten Führung der »Kurdisch Demokratischen Partei – Irak« begann es zu gären.

Dipl.-Ing. Sami Rachman, der Generalsekretär der KDP, der eigentliche Kopf und Ideologe der irakischen Kurden, einer der fähigsten kurdischen Intellektuellen überhaupt, hatte vergeblich versucht, Idris Barzani umzustimmen, und scheiterte vor einer – wenn auch knappen – Mehrheit. Khomeini-Truppen hatten mit Zustimmung von Idris Barzani in einer Entfernung von 15 Kilometern das irakische Kurdenhauptquartier und Kongreßgelände auf iranischem Boden – nahe der irakischen Grenze, in den Bergen – mit schweren Truppenverbänden abgeriegelt. Es standen auch bereits etliche Bombenflugzeuge am nahen Flugplatz für einen Einsatz parat, falls diese Aussage im Punkt 9 nicht so Khomeini-freundlich ausgefallen wäre.

Generalsekretär Dipl.-Ing. Sami Rachman und neun führende Irak-Kurden-Funktionäre legten demonstrativ ihre Ämter und Funktionen zurück und gliederten sich in das Fußvolk ein. Sie erklärten freimütig, daß sie unter diesen Umständen, bei diesem Verrat an ihren schwer kämpfenden iranischen Brüdern, nicht weiter die Verantwortung ihrer führenden Ämter und Stellen bekleiden könnten. Einige verschwanden, niemand weiß wohin. Einige wurden angeblich getötet, aber niemand spricht darüber.

Als hätte ein ganz großer kluger Kopf dieses kurdische Desaster raffiniert geplant, so perfekt war die Aufsplitterung der kurdischen Freiheitsbewegung gelungen. Alle feindlichen Kräfte, die gegen die Kurden ankämpften, hatten mit dem Barzani-Verrat einen Vorteil gewonnen, und die einzigen Verlierer bei diesem plumpen Pokerspiel waren wieder einmal – wie schon oft in ihrer blutigen Geschichte – die Kurden selbst. Die fähigen Köpfe der Kurdenbewegung

hatten umsonst gepredigt, der Barzani-Clan hatte zum zweiten Mal innerhalb weniger Jahre denselben Fehler wiederholt und seine Karten auf Teheran gesetzt, wobei es klar auf der Hand liegt, daß die Kurden für die jeweilige Iran-Regierung lediglich ein billiges Faustpfand sind, das eines Tages – wie schon einmal – für wichtigere politische Zwecke fallengelassen oder eingetauscht wird.

Noch nie in den letzten drei Jahrzehnten waren die Kurden einem wirklich greifbaren Erfolg oder zumindest einem Teilsieg entscheidender Art so nahe gewesen wie diesmal. In geschlossener Einigkeit allerdings hätten sie gegen die ohnehin geschwächten, undisziplinierten und verlotterten Khomeini-Soldaten und »Revolutionswächter« anzutreten gehabt. Iranisch Kurdistan wäre ohne besondere Schwierigkeiten in der Lage gewesen, die schwache Regierungsexekutive der Khomeini-Diktatur innerhalb der kurdischen Grenzen abzuschütteln. So aber haben die Kurden wieder einmal mehr den richtigen Augenblick verpaßt. Solche Momente lassen sich nicht willkürlich wiederholen. Sosehr der alte Mustafa Barzani für die Kurden selbst heute noch ein Idol und Denkmal ist, so sehr sind seine beiden Söhne Masoud und Idris bei sehr vielen Kurden verhaßt, weil man ihnen die Kapitulation 1975 und die zweite »Kapitulation 1979« in die Schuhe schiebt.

Es scheint der Fluch der Kurden zu sein, daß sie nie zu einer Einigkeit zusammenfinden, sondern kleinliche oder engstirnige Vorteile für Kurdenführer stets verlockender und wichtiger sind als das große Ziel ihrer nationalen Freiheit und Unabhängigkeit. Das ist auch der Grund, warum trotz enormen Opfern an Blut und persönlichem Einsatz neben kleinen Erfolgen immer das Versagen und der politische Mißerfolg vorherrschen.

Tausende Kurden arbeiten in europäischen oder arabischen Ländern als Gastarbeiter und berappen freiwillig eine Steuer für ihre kämpfenden Brüder in Kurdistan. Es fehlt nicht so sehr an Mitteln, Waffen, Munition oder sonstiger Ausrüstung, sondern es fehlt am Konzept und an der Einheit. Dieses bewundernswerte, tapfere und stolze Berg-

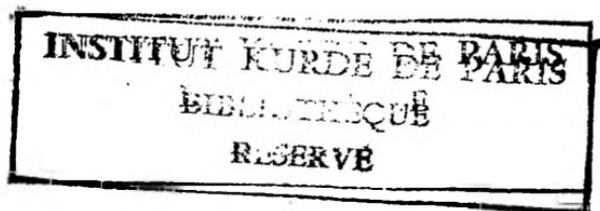
volk blutet in seiner Selbstzerfleischung und scheint dazu verdammt zu sein, in seinem Elend und Mißerfolg weiterzumarschieren. Große Führer werden nur selten geboren, und so warten sie weiter auf ihn – eine Art politischen und militärischen »Messias-Scheich« –, von dem in vielen kurdischen Sagen und Legenden die Rede ist. Er wird dann alle Kurden wieder zusammenführen in ein einziges Land in den Bergen. Eine merkwürdige Erlöser-Parallele zu Israel, jedoch ohne religiöse Tendenz. Man kann von solchen Wünschen träumen, doch die Wirklichkeit sieht trostlos aus, wenn auch die Hoffnung den Kurden seit unzähligen Jahren die Kraft weiterzukämpfen gibt, für ein Ziel, das irgendwo unsichtbar hinter diesen gigantischen Bergen und Schluchten liegt.

Institut kurde de Paris

LITERATUR

- Adamson, D. (1964), *The Kurdish war*, London, Allen & Unwin.
- Arfa, H. (1966), *The Kurds*, London, Oxford University Press.
- Christoff, H. (1935), *Kurden und Armenier*, Hamburg, Bunte Folge der Wissenschaften, Band 2.
- Eagleton, W. (1963), *The Kurdish republic of 1946*, London, Oxford University Press.
- Hauser, H. (1975), *Kurdistan. Schicksal eines Volkes*, Albert Langen-Georg Müller-Verlag (BRD).
- Nebez, J. (1972), *Kurdistan und seine Revolution*. Berlin, Nukse.

Einzelne Ausgaben der Nachrichten-Magazine
»Pesh Merga«, »Newsweek«, »Time« und »Der Spiegel«
sowie der Tageszeitung »Washington Post«.



Institut kurde de Paris

Institut kurde de Paris

Institut kurde de Paris

32
SIT

INSTITUT KURDE DE PARIS
ENTRÉE N° 782

Heute ist das Schicksal der Kurden im Mittleren Osten direkt mit den Ölgeschäften der Großmächte verknüpft. Ost und West teilen sich die Einflußbereiche, und wer immer — in diesem Fall die Kurden — zwischen die Mühlsteine dieser Wirtschaftsverzahnungen und Rohstoffinteressen gerät, für den gibt es keine „Charta der Menschenrechte“, er wird um des schnöden Mammons — hier sprich: Öl — willen niedergeknüpelt. Fritz Sitte war bei den Kurden im Iran. Illegal überschritt er, von der Türkei kommend, die Grenze. Durch wilde Gebirgsschluchten und durch drei Militär-Sperren des Khomeini-Häschers Mullah Sadigh Chalchali gelangte er ins Hauptquartier der Irak-Kurden im Iran, zum Generalsekretär der Kurdischen Demokratischen Partei — Irak, Sami Rachman. Was Sitte dort über den Freiheitskampf erfuhr, über seine Hintergründe, über die politischen Konstellationen im Nahen und im Mittleren Osten und auch über die Spannungen und Zwistigkeiten innerhalb der kurdischen Bewegungen selbst — das schildert dieses Buch, das zehnte des Abenteurers unter den Reportern.

Verlag Styria



Generalsekretär der KDP — Irak, Sami Rachman
zusammen mit dem Autor Fritz Sitte.

Fritz Sitte hat sich die Informationen für dieses — sein zehntes — Buch, wie bei ihm üblich, durch eine abenteuerliche „Reise“ direkt aus dem iranischen Krisengebiet geholt. In Ostanatolien überschritt er illegal die türkisch-persische Grenze, mußte zu Fuß und mit Maultieren über etliche Dreitausender und durch wilde Schluchten Kurdistans. Er wurde von seinen kurdischen Freunden als Kurde verkleidet und passierte so in einem Land-Rover drei Straßensperren des Khomeini-Militärs, um bis in das Kurden-Hauptquartier zu gelangen. Fritz Sitte wurde bei seinem fluchtartigen Rückmarsch von einem Greifer-Kommando der iranischen Revolutionswächter verfolgt, doch gelang es dem Autor, zu entkommen und all sein Material heil nach Europa zu bringen...